UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Mrs. G. Ehrlich

Edith Spiegel

Erstes bis vierzigstes Tausend

Ar 16d
R73948

Paul Rohrbach
Die Geschichte der Menschheit

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

434026
4.4.45

Karl Robert Langewiesche
Königstein im Taunus & Leipzig

3

Copyright 1914 by Karl Robert Langewiesche

Die sieben Kapitel:

Seite

1. Die Vorgeschichte und die ältesten Staaten 7
2. Arier und Semiten 44
3. Die antike Kulturwelt 75
4. Das werdende Mittelalter 137
5. Die kirchliche Weltperiode 175
6. Die Nationalstaaten und die Befreiung der Geister 218
7. Die moderne Geschichtsepoche 258

Alle Rechte bleiben vorbehalten. Insbesondere das der Übersetzung.

Schriftzeichnungen von Karl Köster. Druck von Oscar Brandstetter.

Eine der grundlegenden Voraussetzungen des Buches bildet das Werk

Hans Delbrück:

„Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte". Es hat unsere bisherige Auffassung der Zusammenhänge der Weltgeschichte an einer Reihe entscheidender Stellen umgewandelt: so bei den Perser- und Alexander-Kriegen, bei den Anfängen und Abwandlungen der römischen Staatsverfassung, beim Untergang der alten Kulturwelt, bei der Entstehung des Mittelalters, endlich bei den Ursprüngen des neueren Heerwesens. / Die Erkenntnis, welch eine tiefgehende Wirkung von den Gedanken Delbrücks auf das historische Allgemeinverständnis ausgeht, wird dem Interesse des Lesers an dem vorliegenden Versuche förderlich sein. Daher sei er dem Verfasser der Geschichte der Kriegskunst

zugeeignet.

Erstes Kapitel.

Die Vorgeschichte und die ältesten Staaten.

Die Erde war bewohnbar geworden und wurde bewohnt; die Völker waren geschieden und standen in mannigfaltigen Beziehungen untereinander; sie besaßen Anfänge der Kultur, lange bevor die Schrift erfunden war, und auf diese allein ist doch die Geschichte angewiesen. Nur das kann sie unternehmen, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen vermag. Wie könnte sich der Geschichtsschreiber zutrauen, das Geheimnis der Urwelt, also das Verhältnis der Menschen zu Gott und der Natur, zu enthüllen?

So beginnt das Vermächtnis des größten Historikers: die Rankesche Weltgeschichte. Auch unsere heutige Wissenschaft vermag das Geheimnis der Urwelt selbst, im Sinne Rankes, nicht zu befragen, aber sie kann den Ausgangspunkt ihrer Arbeit doch an einer Stelle nehmen, die den Ursprüngen des Menschentums ein Stück näher liegt, als die Epoche, mit der die Geschichtsdarstellung noch zu der Zeit Rankes begann.

Über alle Geschichte hinaus war es eine tief in die bisherigen Vorstellungen einschneidende Entdeckung, daß der vorgeschichtliche Mensch in Europa und vermutlich auch anderswo auf der Erde bereits zur Eiszeit gelebt hat. Dann zeigte sich weiter, daß es nicht nur eine Eiszeit, sondern mehrere

aufeinander folgende Perioden der Vergletscherung gegeben hat, die durch Zwischenräume mit milderem Klima voneinander getrennt waren. Auch während dieser Zwischeneiszeiten existierten schon Menschen. Und nicht um tausende, nicht um zehntausende, sondern um hunderttausende von Jahren müßten wir zurückgehen, wenn wir wirklich nach dem Zusammenhang unseres Geschlechts mit der Urwelt, nach seinem Verhältnis zur Natur, wie Ranke das ausdrückt, suchen wollten. Erstaunlich und erschütternd muß es dabei auf uns wirken, wenn jetzt aus Zeiten, die weit hinter dem ersten Dämmer historischer Zustände zurückliegen, ja die einer vergangenen Epoche der Erdgeschichte angehören, mit einem Male greifbare und sichtbare Zeugnisse dafür auftauchen, daß der Mensch im heutigen Europa schon während der Diluvialzeit eine solche Entwicklungsstufe seines Könnens erreicht hatte, daß von Kultur in einem Sinne gesprochen werden muß, von dem erst wieder nach einer langen Reihe von Jahrtausenden, nach dem vollständigen Untergang jener Entwicklung, die Rede sein kann:

In der Nähe von Santander, in Nordspanien, liegt die Höhle von Altamira, die während der letzten Eiszeit, als in Mitteleuropa noch Urwald, Steppe und Tundra aneinander grenzten, von Menschen mit primitiven, sogenannten paläolithischen Steinwerkzeugen bewohnt war. Ihre Wände und Decken weisen zahlreiche Abbildungen von Tieren der damaligen mittel- und südeuropäischen Steppenfauna auf, die vom Menschen gejagt wurden: Gravierungen und Malereien in Rot und Schwarz, hier nur als grobe Umrißzeichnungen, dort flächenhaft und farbig angelegt. Man kann verschiedene Stufen der künstlerischen Entwickelung unterscheiden; auch ein Aufsteigen und einen Niedergang der Kunst. Ähnliche Funde sind in benachbarten Höhlen Südfrankreichs gemacht worden. Auch dort handelt es sich um völlige Gemälde. Die Wiedergabe der

Tiere ist mitunter meisterhaft. Dreiecksähnliche Zeichnungen dazwischen scheinen die Hütten oder Zelte darzustellen, in denen die Verfertiger dieser Bilder außerhalb der Höhlen wohnten. Gleich hohe künstlerische Leistungen begegnen uns erst nach unendlich langer Zeit wieder, im 4. und 3. Jahrtausend v. Chr., und die Menschen, die so etwas schaffen konnten, müssen daher auch in ihren übrigen Fähigkeiten weit höher entwickelt gewesen sein, als man das bisher für die alte Steinzeit, das Paläolithicum, für möglich gehalten hat. Wir haben hier ein höchst merkwürdiges und schwieriges Problem der Menschheitsgeschichte vor uns. Nicht nur die Wandbilder, sondern auch die plastisch und zeichnerisch verzierten Werkzeuge und Waffen jener Menschen nötigen uns durch ihre künstlerische Höhe, von Können im Sinne einer gewissen Kultur zu sprechen. Aus jenen Bildern und den Schnitzereien muß eine geistige Befähigung der Verfertiger gefolgert werden, die weit über der folgenden neolithischen Periode steht. In der Tat: nicht die äußeren technischen Errungenschaften, in denen der neolithische Mensch dem paläolithischen überlegen war, die geschliffenen Beile, die Tongefäße, die Verarbeitung verschiedener Gesteine neben dem bloß durch Schlagen geformten Feuerstein, sind das Entscheidende, sondern die geistige Leistung. Und hier zeigen die paläolithischen Schnitzereien aus Renntierhorn und Mammuthzahn, die Malereien in den Höhlen und die Gravierungen auf Horn, Knochen und Stein, eine Höhe der Kunst, d. h. der Beobachtung und Wiedergabe der Natur mit den Mitteln einer entwickelten Technik, die der jüngeren Steinzeit ihrem Wesen nach überlegen ist. Eduard Meyer, der Historiker des Altertums, urteilt, daß erst die Schöpfungen der Ägypter, kurz vor der ersten Dynastie, die der Babylonier ein Jahrtausend später oder die der Kreter auf der Höhe ihrer Kultur, sich an künstlerischem Empfinden diesen Erzeugnissen vergleichen ließen. „So scheint die Annahme unabweislich, daß wir es hier mit

einer Kulturentwicklung des primitiven Menschen zu tun haben, die mit ganz beschränkten äußeren Mitteln eine erstaunliche Höhe erreicht hat, die dann aber durch eine Katastrophe vernichtet worden ist und eine Nachwirkung auf die folgende Zeit nicht ausgeübt hat. Zwischen dieser paläolithischen Kultur und den Anfängen der neolithischen Zeit gibt es geschichtlich keine Verbindung, wenn auch einige wenige technische Errungenschaften in der Bearbeitung des Feuersteins durch die Katastrophe hindurch gerettet sein mögen."

Es ist schwer, vorläufig wohl überhaupt nicht möglich, eine genauere zeitliche Bestimmung der paläolithischen Kunst vorzunehmen. Die französische Forschung befolgt das nach ihrem Vorgang allgemein eingebürgerte System, die einzelnen Epochen der alten Steinzeit nach bestimmten Fundorten zu unterscheiden. Für die Zeit, die uns hier beschäftigt, wird der Name des Magdalénien gebraucht, nach der Grotte La Madeleine im Gebiet der Dordogne. Diese Gegenden waren während der letzten Glacialperiode eisfrei geblieben; Nordfrankreich dagegen und der größere Teil von Deutschland waren vereist oder in unwirtliche Tundra verwandelt. Nur ein geringer Teil von Europa war bewohnbar, und die besten Lebensbedingungen scheint die südliche Hälfte des heutigen Frankreich dargeboten zu haben, ein Gebiet, das wir uns als eine von gewaltigem Tierreichtum erfüllte Steppe vorstellen müssen. Wildpferde, Mammuths, Wisente und Antilopen bildeten nach ihren eigenen erhaltenen Überresten und nach den Zeichnungen die Masse des Großwildes; weiter nördlich muß das Renntier häufig gewesen sein. Diese vollkommene Verschiedenheit des Klimas und der Fauna im Vergleich zur Gegenwart nötigt uns, trotz der hohen Leistungen des Magdalénienmenschen und trotz der Rücksicht darauf, daß sich figürliche und bildliche Überreste seiner Kultur um so schwerer haben erhalten können, je weiter ihre Entstehung zurückliegt, doch zur grund-

sätzlichen Anerkennung der langen Zeiträume, die die Geologen von der letzten Vereisung Nordeuropas bis auf die Gegenwart errechnet haben — nur daß man geneigt sein wird, vom historischen Standpunkt aus unter den stark voneinander abweichenden Ergebnissen der Forscher die kleinsten Zahlen zu bevorzugen, also vielleicht 10000 oder 15000 Jahre. Dabei werden wir uns gewärtig halten, daß solche Schätzungen natürlich keine bestimmten chronologischen, sondern nur ganz ungefähre Vorstellungswerte andeuten sollen.

Alle Kultur, auch die ursprünglichste, setzt notwendig eine gewisse Dichte der Bevölkerung voraus, denn die Fähigkeiten, die in der menschlichen Natur verborgen liegen, können sich nur durch fortgesetzte nahe Berührung und Reibung, durch Beispiel und Wettbewerb und durch den Triumph des Erfolges zur Flamme entzünden. Erst indem Führernaturen sich ausbilden, überlegene Eigenschaften Einzelner in die Leitung von Gefolgschaften sich umsetzen, kann sich jene Resonanz des individuellen Könnens herausbilden, die aus augenblicklichem, vielleicht dem Zufall entsprungenem Gelingen den Fortschritt des Ganzen hervorgehen läßt. Da zu jenen Zeiten der Ackerbau noch unbekannt war, so können wir uns die anzunehmende verhältnismäßig große Menschenzahl an den Verdichtungszentren des Magdalénien nur durch den gewaltigen Wildreichtum erklären. Bei Solutré, unweit Macon an der Saône, hat man am Fuß einer hohen Felswand ein Lager zerschlagener Pferdeknochen aus dem Paläolithicum gefunden, so groß, daß hunderttausend oder mehr Wildpferde getötet werden mußten, um jenes Knochenmagma zu bilden. Die Zunahme der Menschen aber, die durch so reichliche Nahrung bedingt war, wird zur Folge gehabt haben, daß die Tiermassen sich verringerten. Wildpferd, Mammuth, Riesenhirsch und andere Großtiere der Vorzeit sind wohl auf keine andere Weise von der Erde verschwunden, als durch die Nachstellungen des Menschen während der älteren

Steinzeit. Als dann durch das stete und lange Zeit fortgesetzte Morden des jagdbaren Großwildes die Menge der vorhandenen Fleischnahrung immer geringer und immer schwieriger zu beschaffen wurde, da mußt· hiervon auf die Zahl und damit auch auf die Kultur der altsteinzeitlichen Menschen eine verhängnisvolle Rückwirkung ausgehen. Die Ansiedlungsgebiete in den Tälern Mittel- und Südfrankreichs verödeten mit der Entvölkerung der Steppen und Wälder von Wild, und die wenig zahlreichen Nachkommen der Künstler des Magdalénien mögen in dem allmählich vom Eise befreiten mittleren und nördlichen Europa noch lange Jahrtausende ein Dasein auf niedrigster Stufe weiter geführt haben.

Ein Zeitraum von unbekannter Länge war vergangen, seitdem die paläolithische Kultur entstanden und wieder zugrunde gegangen war; Eis und Tundra hatten sich in den hohen Norden zurückgezogen. Da erscheinen auf dem Boden Europas neue, immer noch weit vorgeschichtliche Menschen. Von dem Können der alten Rasse fehlt ihnen Manches, aber sie sind nach anderen Richtungen hin vorgeschritten. Sie bringen zwei grundlegende Errungenschaften für eine neue Kulturepoche mit sich: Haustiere und den Körnerbau. Technisch beruht ihre Kultur nicht mehr allein auf den geschlagenen Feuersteinerzeugnissen der alten Steinzeit, sondern auf der Fähigkeit, hartes Gesteinsmaterial verschiedenster Art zu scharfen Schneiden zu schleifen. Aus diesem Befunde haben wir zu folgern, daß die Entwicklung, die auf europäischem Boden nach dem Zeitalter des Magdalénien abgerissen war, anderswo auf der Erde von den ursprünglichsten Anfängen an im Zusammenhang fortgeschritten war, bis für den endgültigen Aufschwung der Menschheit zu höherer Kultur die gedoppelte Grundlage erreicht war.

Vielleicht kann man sagen, daß zuerst der Mann das Rind gezähmt, zuerst die Frau Korn gepflanzt hat. Von jeher wird es den Weibern, samt den Kindern und Unfreien, obgelegen haben, aus Wald, Busch, Steppe und Sumpf die pflanzliche Nahrung herbeizuschaffen: Wurzeln, Kräuter, Beeren, mehlhaltige Samen. Dort wo sich Gräser mit solchem Samen fanden, wird man auch die Erfahrung gemacht haben, daß es möglich war, im Notfall sich ganz von ihnen zu ernähren. Von da bis zu ihrer absichtlichen Aussaat und Pflege blieb nur noch ein kleiner Schritt, der irgend einmal gemacht werden mußte, und als er gemacht war, kam eine neue Menschheitsepoche. Wie auch immer die Anfänge des Körnerbaus ausgesehen haben mögen — durch sie vollzog sich eine vielleicht sehr langsame und allmählich verlaufende, aber um so tiefer greifende Abwandlung in den ursprünglichen Lebensmöglichkeiten. Nicht nur wurde die Erhaltung der Menschen unabhängig von dem unsicheren Erträgnis der Jagd und der Einsammlung wildwachsender Nahrungsmittel, sondern fortan war auch auf beschränktem Raum eine stärkere Vermehrung möglich. Jäger, die von Fleisch leben, bedürfen zu ihrer Ernährung eines großen Areals, und sie gehen zugrunde mit dem Wilde, das sie jagen. Mit dem Aufkommen des Ackerbaus dagegen sind Sicherheit der Ernährung, Wachstum und Entwicklungsfortschritt gegeben. Das entschied sich dann vollends durch die Zähmung der Haustiere. Wer einmal gesehen hat, wie bei den primitiven Völkern die Kuh ihre Milch erst hergibt, nachdem das Kalb sie angesaugt hat, wird kaum daran zweifeln können, daß die ersten Anfänge der Viehzucht vom Einfangen lebender Wildrinder, Wildschafe oder Wildziegen mit saugenden Jungen stammen. Sobald der Mensch die leckere Milchkost kennen gelernt hatte, begehrte er auch ferner nach ihr, und [illegible]ht machte er die Erfahrung, daß manche milchgebenden Tiere sich in der Gefangenschaft vermehren und

aufziehen lassen. Unvergleichliche Vorteile erlangten unsere Urvorfahren durch die Zähmung der Herdentiere, indem die Milch ihnen eine Sicherheit mehr für regelmäßige und dauernde Ernährung bot, und es gibt heute noch, namentlich in Afrika, Stämme, die von religiösen Gelegenheiten abgesehen überhaupt kaum Viehschlachtung üben und fast ganz von Milch und pflanzlicher Zukost leben.

Viehzucht und Ackerbau sind also nicht als zwei ihrem Wesen nach auf einander folgende Stufen der Kulturentwicklung zu betrachten, sondern sie können räumlich und zeitlich getrennt entstanden sein. Ein die weitere Entwicklung entscheidender Fortschritt geschah aber dort, wo der Mensch zuerst das Rind zu seinem Gehilfen beim Ackerbau machte. Dadurch wurde die Frau aus der Arbeitssklaverei beim Feldbau befreit, in der wir sie uns ursprünglich denken müssen. Das erste Gerät zur Bearbeitung des Bodens war nicht der Pflug, sondern die Hacke. Im tropischen Afrika, wo die Tsetsefliege ein Hindernis für die Ackerbestellung mit Rind und Pflug ausmacht, ist bis heute das Weib das eigentliche Arbeitstier, weil die Hacke ein seinen Kräften entsprechendes Werkzeug ist. Wo ein Negerstamm unter europäischem Einfluß den Pflug annimmt, da wird auch die Bestellung des Feldes aus Weiberarbeit zu Männerarbeit. Darum können wir sagen: Als die ursprünglichen Ackerbauer es gelernt hatten, das Rind vor den hölzernen Hakenpflug zu spannen, da war der Grund zu all demjenigen Fortschritt der Menschheit gelegt, der aus der Emporhebung des Weibes entstand. Weiter war es für die Entwicklung und Ausbreitung der Kultur bedeutsam, daß fortan die Dienstbarmachung der Haustiere den Menschen weite Wanderungen ermöglichte, in geschlossenen Verbänden, unter Mitnahme des Guts, das die wachsende Kultur und Gesittung schuf. Mochten feindliche Übermacht oder der Zwang der Naturgewalten einen Stamm zum Weichen nötigen, mochten

Unternehmungsluſt oder Vermehrung der Menſchenzahl ihn in die Weite treiben, fortan wanderte nicht mehr eine wilde und beſitzloſe, des inneren Zuſammenhalts entbehrende Horde, ſondern ein gegliederter Organismus mit lebender und fahrender Habe.

Am Ausgang der letzten Glacialperiode lag Nordeuropa unter Eis begraben, das ſeinen Urſprung auf den ſkandinaviſchen Gebirgen hatte, und auch das ganze ſibiriſche Tiefland war unbewohnbar. Die großen Wüſtenebenen Innerasiens empfingen etwas mehr Feuchtigkeit als heute, beſaßen aber im ganzen bereits ihren gegenwärtigen Charakter, denn die klimatiſchen Vorausſetzungen waren ſehr ähnliche. Demnach dürfen wir uns weder das Tarimbecken, noch die Gobi, noch das Innere von Iran und Arabien noch die Sahara als Gebiete vorſtellen, in denen günſtige Bedingungen für das urſprüngliche Daſein und den Entwicklungsfortſchritt der Menſchheit vorhanden waren. Nur an einer einzigen Stelle innerhalb der gewaltigen Folge von Wüſten und wüſtenhaften Steppen, die vom atlantiſchen Rande Nordafrikas bis nahe an den Stillen Ozean ſich hinzieht, müſſen am Ende der Eiszeit und noch längere Zeit darüber hinaus klimatiſche Verhältniſſe exiſtiert haben, die ſich von denen der Gegenwart ſtark unterſchieden und die zugleich in außerordentlicher Weiſe dem Fortſchritt der Kultur dienen konnten: im Turaniſchen Becken.

Turan iſt heute ein größtenteils von Sandmaſſen und ſterilen Ton- oder Kiesböden erfülltes, faſt ebenes Gebiet, deſſen tiefſte Stellen von Salzwaſſerbecken eingenommen werden. Eines, der Kaſpi, hat meeresähnlichen Umfang; ein anderes, der Aral, iſt ein großer See; daneben exiſtieren noch viele kleine ſalzige Gewäſſer. All das ſind Überreſte eines großen Binnenmeeres, das zur Eiszeit und noch lange danach die turaniſch-kaſpiſche Niederung erfüllte und von den ſchmel-

zenden Gletschern der Gebirge, die Turan im Süden und Osten umgeben, und von den Strömen genährt wurde, die konzentrisch von den höher gelegenen Randgebieten in die große Senke hineinfließen. Zwischen dem Kaukasus, dem Nordrande des iranischen Hochlandes, dem Thianschan und dem Uralgebirge dehnte sich das turanische Meer in der dreifachen Größe der Nordsee aus. Im Süden und Osten war es von Gebirgen umschlossen, im Norden und Westen grenzte es an die weite Steppenregion, die sich vom Altai bis zum Balkan und den Karpathen erstreckt. Diese bot damals, der größeren Feuchtigkeit und Kühle des Klimas entsprechend, im ganzen bessere Lebensbedingungen dar, als namentlich ihre östlichen Teile in heutiger Zeit, und es verdient bemerkt zu werden, daß noch in der Gegenwart rings um die große Niederung, im Kaukasusgebiet, im heutigen Iran, in den Tälern des Thianschan, im Tarimbecken die wilden Stammformen nicht weniger unserer Getreidearten und Haustiere sich finden: die Gerste, der Weizen, der Roggen, der Wildesel, das Wildschaf und die Wildziege, das Wildpferd und das Wildkamel. Wildrinder sind in alter Zeit sicher über den ganzen Raum zwischen der Gobi und dem Atlantischen Ozean verbreitet gewesen.

Heute haben sich im Turanischen Becken im Vergleich zum Ausgang der Eiszeit alle Verhältnisse von Grund auf verändert. Der größte Teil des einst vom Meere bedeckten Landes liegt trocken als Sandwüste und Salzsteppe da. Dazwischen befinden sich einige künstlich bewässerte Oasen. Wann die Austrocknung Turans begonnen hat, wie schnell sie fortschritt und seit welcher Zeit das Land in seinem heutigen Zustande sich befindet, vermögen wir nicht zu sagen. Wahrscheinlich wird nach dem Abschmelzen des nordeuropäischen Inlandeises und der Riesengletscher auf den Turan umgebenden Gebirgen, als die Wasserführung der Ströme und Flüsse, die sich von der Wolga bis zum Amu Darja, in das Becken ergießen, ungefähr

ihr heutiges Maß erhielt, das Meer schnell geschrumpft sein. Durch das Fortschreiten der Austrocknung mußten ringsum alle Lebensbedingungen auf das Empfindlichste verändert werden. An die Stelle des mächtigen, wahrscheinlich nur sehr schwach salzigen Gewässers trat wüstenhafter Boden, und die Ufergebiete des zurückweichenden Meeres wandelten sich aus reichlich von Regen getränktem, mit Gras und Bäumen bestandenem Land in ärmer und ärmer werdende Steppen.

Mit diesen Erwägungen und Vorstellungen, für die uns keinerlei geschichtliche Überlieferung zu Gebote steht, sondern nur der Weg der Schlußfolgerung aus unmittelbar bekannten oder mit Wahrscheinlichkeit vorauszusetzenden Verhältnissen, verbinden wir nun, um den Anfängen der geschichtlichen Kultur auf die Spur zu kommen, die Tatsache, mit der unser jetziges historisches Wissen beginnt: daß es im höchsten Altertum vier Zentren der Kulturentwicklung gegeben hat, Ägypten, Babylonien und die Insel- und Küstenwelt des Ägeischen Meeres im Westen, China im Osten der altgeschichtlichen Welt. In Ägypten reichen die Geschichtsdenkmäler im strengen Sinne etwa bis zur Mitte des vierten vorchristlichen Jahrtausends zurück, in Babylonien und Kreta bis in den Anfang des dritten. Fast ebenso weit führt uns die chinesische Überlieferung. Die Lösung dieses Problems, daß nach Ablauf unendlicher geschichtsloser Zeiträume die geschichtliche Kulturentwicklung fast gleichzeitig an weit voneinander entfernten Stellen der Erdoberfläche einsetzt, dürfen wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in den klimatischen Veränderungen suchen, die sich nach dem Ende der Eiszeit im Turanischen Becken vollzogen, und zwar in dem Sinne, daß die Austrocknung dort, je weiter sie vorschritt, desto stärker die Menschen aus dem wüstenhaft werdenden Lande hinausdrängen mußte!

Der Gedanke, daß die klimatischen Veränderungen, die Turan in der Zeit zwischen dem Abschmelzen des Eises und dem Beginn der geschichtlichen Epoche durchmachte, einen bestimmenden Einfluß auf den Fortschritt der Menschheitskultur ausgeübt haben könnten, stammt aus dem Schatz des heimgegangenen großen Geographen Ferdinand v. Richthofen. Meines Wissens hat er ihn nicht veröffentlicht, aber in persönlichen Gesprächen empfing ich von ihm vor nun bald zwei Jahrzehnten die Anregung, ihn weiter zu verfolgen, und sie hat schließlich auch ein Teil dazu beigetragen, daß ich den Plan zu diesem Versuch, den Entwicklungslinien der Geschichte von Anfang an nachzugehen, überhaupt faßte. Ist die Idee in der Hauptsache richtig, so folgt alles weitere aus ihr wie von selbst. Nach Westen öffnete sich von Turan aus die weite kaspisch-pontische Niederung und bot die Möglichkeit des Abzugs für die Vorfahren derjenigen Menschen, die uns später als Träger der neolithischen Kultur in Europa begegnen. Nach Norden zu bildete das Klima Sibiriens von vornherein eine Schranke; südwärts und ostwärts aber bestand die Möglichkeit, die Gebirgsmauern zu übersteigen, von denen Turan auf diesen beiden Seiten umgeben ist, und nach langer Wanderung jenseits in die Gebiete zu gelangen, die wir als die Ursitze der geschichtlichen Kultur kennen. Zwar auf dem iranischen Plateau ist die Menge des nutzbaren, d. h. von Wasser getränkten Landes nur gering, aber einmal vom hohen Iran durch die Pässe der westlichen Randketten weiter hinabgelangt, fanden die wandernden Stämme keine natürlichen Hindernisse bis an die große afrikanische Wüste und bis ans Meer im äußersten Westen. Von dort mögen sie nach Europa hinübergegangen sein und von den afrikanischen, syrischen und kleinasiatischen Küsten aus die Inselwelt des östlichen Mittelmeers besetzt haben. Ebenso bot sich vom unteren Euphrat ein Weg in das bewohnbare Innere der arabischen Halbinsel dar.

Auch ostwärts schrieb die Natur selbst die Richtung des Abzuges aus Turan vor. Sowohl am nördlichen als auch am südlichen Rande der großen Sandwüste jenseit der Thianschanpässe ziehen sich Oasenketten hin, die ähnliche Daseinsmöglichkeiten bieten, wie die bewässerten Teile des iranischen Hochlandes. Für eine wachsende Menschenzahl finden sich aber dort so wenig wie hier die Bedingungen dauernder Existenz. Erst weit im Osten erreicht man das Ende der abflußlosen wüstenhaften Region Innerasiens, und jenseits der letzten Passagelandschaft am Fuße des Richthofen-Gebirges öffnet sich nach dem Überschreiten des Hoangho das große, vom Regen getränkte und wunderbar kulturfähige Tal des Weiho: die Wiege Chinas.

Auf diese Weise gewinnen wir eine Erklärung für die an sich höchst merkwürdig erscheinenden Tatsache, daß die geschichtliche Menschheit in ihrer frühesten, durch ihre eigene Überlieferung und durch andere direkte Zeugnisse faßbaren Anfängen uns ungefähr zu derselben Zeit an weit voneinander entfernten, zum Teil durch gewaltige Gebirge und unendliche Wüsten voneinander getrennten Stellen der alten Welt im Besitz derselben grundlegenden Kulturfaktoren entgegentritt: des Ackerbaus, der Viehzucht, der geschliffenen Steinwerkzeuge und bald auch des ältesten Metalls. Ausgestattet mit denselben Getreidegattungen, denselben gezähmten Tierarten und einer ähnlichen staatlichen, gesellschaftlichen und familienhaften Verfassung.

Innerhalb der ältesten für uns erkennbaren Gruppe von Kulturvölkern scheint der Fortschritt über den gemeinsamen Urbesitz hinaus am frühesten im unteren Niltal begonnen zu haben. Für die Zusammenhänge, die hier wirksam waren, ist eine Tatsache aus dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft von Wichtigkeit, nämlich die unlängst festgestellte Verwandtschaft zwischen den semitischen und den hamitischen

Sprachen. Nach dem Urteil der jetzt maßgebenden Forscher geht sie so tief, daß direkt auf enge vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Semiten und Hamiten geschlossen werden muß, und wenn wir die Wohnsitze der einen und der anderen und ihre historisch nachweisbaren Wanderungen und Bewegungen mit einander vergleichen, so gelangen wir zu der Annahme, daß innerhalb der ostwestlich gerichteten, aus dem turanischen Becken hervorkommenden Strömung die Hamiten ein früheres Element waren, als die Semiten. Wir finden sie in der Vergangenheit wie in der Gegenwart am weitesten nach Westen vorgedrungen. Die alten Ägypter gehören zu ihnen und ebenso die Vorfahren der Berbervölker, die heute den Nordrand von Afrika und die Oasen der Wüste bewohnen. Die hamitische Rasse reicht aber noch viel weiter. Die Somalis und Gallas in Ostafrika, die Fulbe im westlichen Sudan sind auch Hamiten, und darüber hinaus zeugen sprachliche und andere ethnographische Beweisgründe dafür, daß sogar die Bildung des höherstehenden Teils der dunklen afrikanischen Rasse, der Bantuneger, auf Vermischung der eindringenden Hamiten mit einer älteren Bevölkerung, den sogenannten Nigritiern, zurückgeht.

Nur ein einziger Zweig von der Gesamtheit aller seit Urzeiten nach Afrika eingewanderten Hamiten hat sich aber zu hoher und originaler Kultur emporgehoben. Das waren die Ägypter. Wir wissen nicht, wie lange die Vorgeschichte der ältesten Zivilisation am Nil gedauert hat, denn es fehlt uns bisher an Mitteln, um die Länge der Zeiträume sicher zu messen, die jenseits der ersten schriftlichen Aufzeichnungen liegen. Wir hören, daß das älteste Datum, aus dem wir auf indirektem Wege etwas über das Alter der ägyptischen Kultur erschließen können, das Jahr 4241 v. Chr. ist, in dem der altägyptische Kalender eingeführt sein muß. Diese Berechnung beruht darauf, daß die Ägypter die Länge des Jahres zu

365 Tagen annahmen, während es in Wirklichkeit ungefähr 365¼ Tage sind. Dadurch verschiebt sich der Frühaufgang des Siriussterns, der das religiöse Neujahrsfest bezeichnet, gegen das bürgerliche Neujahr, das jedesmal nach 365 vollen Tagen stattfand, alle vier Jahre um einen Tag. Erst nach 1461 bürgerlichen Jahren fielen das Siriusfest und das gewöhnliche Neujahr wieder für vier Jahre zusammen: so von 4241—4238, von 2781—2778, von 1321—1318 v. Chr. In der zweiten dieser Perioden, zur Zeit der Pyramidenerbauer, befinden wir uns aber schon so tief in der chronologisch beglaubigten ägyptischen Geschichte, daß der Kalender schon sehr lange im Gebrauch gewesen sein muß, und daraus folgt nicht nur, daß man mindestens bis auf das Jahr 4241 v. Chr. zurückzugehen hat, um auf den Anfang der ägyptischen Zeitrechnung zu kommen, sondern auch, daß bereits eine lange Kulturentwicklung vorhergegangen sein muß, bevor ein chronologisches System dieser Art geschaffen werden konnte. Jenes Datum liegt hinter der Zeit des Trojanischen Krieges oder Davids und Salomos ungefähr ebensoweit zurück, wie diese Epochen hinter unserer Gegenwart! Zwischen der Schöpfung des ägyptischen Kalenders und dem nächsten feststellbaren Stück der ägyptischen Geschichte klafft dann allerdings fast ein Jahrtausend. Der erste ganz historische König ist Menes, der zwischen 3400 und 3200 v. Chr. gesetzt werden muß. Man hat ihn lange für eine sagenhafte Gestalt gehalten, bis kürzlich die Gräber der Könige der ersten beiden Dynastien entdeckt worden sind. Damit war die uralte Überlieferung der priesterlichen Geschichtschreiber in Ägypten, der schon Herodot seine Angaben über Menes und die Urzeit verdankte, in einem entscheidenden Stück bestätigt.

Auch für den Zeitraum zwischen Menes und dem mutmaßlichen Ursprung des ägyptischen Kalenders haben die Ausgrabungen der jüngsten Zeit überraschende Aufschlüsse gewährt.

An ihnen können wir die Entstehung der Schrift aus ihren Vorstufen: Abbildungen der Dinge und symbolische Zeichen, verfolgen. Wir finden Kampf- und Tierszenen dargestellt, mit phantastischen, aus verschiedenerlei Lebewesen zusammengesetzten Mischgestalten. Anderwärts zeigen sich historische Vorgänge, Eroberungen von Städten und dergleichen. Es sind aber nicht die Ereignisse selbst abgebildet, sondern es stehen bloße Sinnbilder da: für Stadt, für Kampf, für Belagerung, für Sieg und dergleichen sieht man zinnengekrönte Mauerringe mit Wappenzeichen, ringende Männer, in die Höhe gestreckte Arme, heraldische Tiere mit Zerstörungswerkzeugen usw. Aus diesen Bildern hat sich die ägyptische Schrift entwickelt. Ursprünglich stellte sie Gegenstände und Begriffe durch Abbildungen von Objekten und Handlungen dar, z. B. „gehen" durch ein paar schreitende Beine, „Kraft" durch einen schlagenden Mann; sie war also eine Wortschrift, wo jedem Ausdruck ein besonderes Zeichen entspricht, wie auch in China. Während aber die Chinesen bis heute nahe dieser Stufe stehen geblieben sind, haben die Ägypter schon in ihrer frühesten Zeit erkannt, daß alle menschliche Rede auf die wechselnde Kombination einer kleinen Anzahl von Grundlauten zurückgeht und daß jedes Wort, jeder Gedanke niedergeschrieben werden kann, sobald für jeden wiederkehrenden Laut ein regelmäßig anzuwendendes Zeichen festgestellt ist. Dies ist das Prinzip unserer Buchstabenschrift. Allerdings mischte sich bei den Ägyptern dauernd mit der Lautschrift die Darstellung bald ganzer Worte, bald einzelner Silben durch Ideogramme, d. h. durch Bilder, die das Objekt als Ganzes direkt oder symbolisch wiedergeben, aber das berührt die Tatsache nicht, daß offenbar von den Ägyptern die Idee der Laut- oder Buchstabenschrift nach Vorderasien und von dort zu den späteren Kulturvölkern gelangt ist. Die Zeitrechnung und noch mehr die Schrift sind die bewunderungswürdigen Leistungen dieses ältesten aller Kultur-

völker an der Eingangspforte der Weltgeschichte. Ein steinerner Keulenkopf — die Streitkeule war die früheste Form des ägyptischen Königszepters — aus der Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr., auf dem mit den Zeichen einer Rosette und eines Skorpions der Name des Königs eingegraben steht, ist bisher das älteste ägyptische und damit überhaupt das älteste menschliche Schriftdenkmal.

Die Skulpturen, die Abbildungen und Gefäße aus noch älterer Zeit, die der ägyptische Boden in unseren Tagen hergegeben hat, lehren uns weiteres über die geschichtliche Kultur im Niltal. Im 4. Jahrtausend befinden wir uns hier noch vollständig in der Steinzeit, aber die Technik wird mit Meisterschaft gehandhabt. Das härteste Material wird verwertet, geformt, poliert; mit Quarzsand und hölzernen oder knöchernen Quirlen werden prachtvolle Gefäße aus Diorit und ähnlich hartem Stein ausgebohrt. Es gab Stühle und Betten mit Tierfüßen aus geschnitztem Elfenbein, Halsketten aus Gold und Edelstein. Die Bilder und figürlichen Darstellungen zeigen einen entwickelten Ackerbau mit Rinderzucht. Weizen, Gerste und Hirse werden kultiviert, Bier und Wein bereitet, Flachs und Wolle bearbeitet. Die Entstehung dieser Kultur fällt in die vorgeschichtliche Zeit; als Menes das Nord- und Südland, Ober- und Unterägypten, zu einer Herrschaft vereinigt, ist sie fertig da. Auch Kupfer findet sich, wie überall in der neolithischen Zeit, neben dem geschliffenen Steinmaterial. Es ist das älteste Nutzmetall der Menschheit, aber es bedeutet noch kaum einen Fortschritt über die Steinzeit hinaus, da es zu weich ist, um selbst in gehärtetem Zustande vollkommene Werkzeuge zu liefern.

Wie haben wir uns die Entstehungsgeschichte der altägyptischen Kultur zu denken? Jene Menschen, die in unbekannter Vorzeit, vor der Austrocknung des Turanischen Beckens weichend, im Laufe von Geschlechtern, Jahrhunderten oder

Jahrtausenden weithin über das iranische Hochland, über die mesopotamischen Ströme, durch Syrien und das palästinensische Küstengebiet — vielleicht auch über Arabien — den Weg nach Nordafrika fanden, waren im Besitz des Ackerbaus, der Haustiere und fest entwickelter staatlich-gesellschaftlicher Zustände. Sie brachten außerdem die Technik des Steinschliffs, wahrscheinlich auch die Kenntnis des Kupfers mit. Sie verbreiteten sich über ganz Nordafrika und drangen sicher schon früh nach Süden gegen das Negerland vor. Vielleicht stießen sie auch in den Gebieten, die sie besetzten, auf eine nigritische Urbevölkerung. Man hat vermutet, daß in gewissen lautlichen Eigentümlichkeiten der altägyptischen Sprache Zeugnisse für eine ursprüngliche Mischung zwischen den einwandernden Stammvätern der afrikanischen Hamiten und dem Negerelement erhalten sind. Auch körperliche Besonderheiten der Ägypter könnten dafür sprechen. Warum aber hat sich die früheste Hochkultur gerade im Niltal entwickelt? Noch zu Beginn der historischen Zeit scheint ein großer Teil des Deltas von Wäldern und Sümpfen erfüllt gewesen zu sein, und die lange Talspalte zwischen der östlichen und der westlichen Wüste muß ursprünglich, solange die Nilüberschwemmung währte, das Bild eines ungeheuren Sees dargeboten haben, während sie in den übrigen Monaten des Jahres zu beiden Seiten der fortdauernd herüber und hinüber sich verschiebenden Stromrinne von stagnierenden Flußarmen, Morästen, undurchdringlichen Schilf- und Buschmassen und hereingewehten Flugsandmengen erfüllt war.

Unter solchen Verhältnissen wird die ursprüngliche Besiedelung die Abhänge des jetzigen Wüstenplateaus auf beiden Seiten des Stromes aufgesucht haben, wo im hohen Altertum anscheinend etwas mehr Feuchtigkeit vorhanden war, als heute. Bald aber wurde die große Fruchtbarkeit des überschwemmten Bodens erkannt, und das war es, was zum Zusammenschluß

zwang: nicht sofort einheitlich über das ganze Land hin, sondern zunächst gauweise, so wie es erforderlich war, um ein und das andere Stück des Niltals in Kultur zu nehmen. Schon in der vorgeschichtlichen Periode hatten sich zwei größere Staaten gebildet, Ober- und Unterägypten, und in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends vollzog sich die Zusammenfassung ganz Ägyptens zu einem einzigen Reich, das sein politisches Zentrum in dem Grenzgebiet zwischen dem Delta und dem eigentlichen Niltal hatte. Die Überlieferung schreibt die Vereinigung der beiden Reiche dem König Menes zu, dem Stifter der ersten Dynastie nach altägyptischer Rechnung. Seit Menes trugen die Könige von Ägypten die weiße Krone des oberen und die rote des unteren Landes zu einer einzigen vereint auf dem Haupte.

Das Geschlecht des Menes und die nächstfolgende Dynastie werden nach ihrer Herkunft aus dem oberägyptischen Gau Thinä als die Herrscher der Thinitenzeit zusammengefaßt. Auf die Thiniten folgt die dritte und die vierte Dynastie, die zusammen fast vierhundert Jahre, vom Anfang des 29. bis zum 26. Jahrhundert v. Chr., regiert haben. Diese Könige sind die Pyramidenerbauer. Vergleicht man aber die Pyramiden mit den Grabbauten der Meneszeit, nur wenige Jahrhunderte zurück, so zeigt sich ein so gewaltiger Unterschied, daß wenn nicht die sichersten historischen Zeugnisse für den geringen zeitlichen Abstand dieser Werke von einander bestünden, wir uns nicht so leicht überzeugen lassen würden, daß nur Jahrhunderte, nicht Jahrtausende zwischen ihnen liegen. Gleich die älteste Pyramide, die Stufenpyramide von Sakkara, die König Zoser errichtet hat, der Stifter der dritten Dynastie, ist ein enormes Bauwerk, und von ihr bis zu den Grabmälern des Cheops und Chefren auf der Wüstenplatte bei Gizeh, den gewaltigsten Werken, die Menschenhand bisher schuf, hat in

kurzer Frist abermals eine solche Steigerung der Kräfte stattgefunden, daß wir auf eine außerordentliche Ursache schließen müssen. Vielleicht war diese Ursache keine andere, als die Einführung der Bronze als Werkzeugmaterial. Es ist kaum möglich, anzunehmen, daß die alten Ägypter allein mit steinernen und kupfernen Werkzeugen Bauten wie die Cheopspyramide errichten konnten. Darüber hinaus zeigen uns diese Königsgräber, daß das Land dicht bevölkert, daß seine materielle Leistungsfähigkeit groß und daß die staatliche Organisation außerordentlich fest gewesen sein muß. Nichts ist oberflächlicher, als eine Betrachtungsweise, die die Pyramiden als bloße Denkmäler von Herrscherdespotismus, Volksfrohnde und religiösen Zwangsvorstellungen abtut. Die Periode der Pyramidenbauten umfaßt mehrere Jahrhunderte und sie ist allein dann erklärlich, wenn man es nicht nur verstand, die technische Seite des Werks, die Massenwirkung der Arbeitskräfte, ihren Zusammenhalt und ihre Ernährung, aufs beste zu organisieren, sondern wenn auch trotz dieser gewaltigen Anspannung das Land sich dauernd im Zustand wirtschaftlicher Blüte befand. Das bedeutet, daß die Pyramiden als geistige und materielle Kraftleistung eines uralten Staatsorganismus noch imposanter erscheinen, als durch ihre bloße Masse. Auf der einen Seite also sehen wir in ihnen die gigantischen Denkmäler des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs und der Zusammenfassung aller Kräfte Ägyptens infolge der Reichseinigung; auf der anderen haben wir sie vermutlich als Zeugnisse für den Beginn der Bronzeperiode zu werten, eines neuen technischen Zeitalters, in dem das himmelstürmende Kraftgefühl von Fürsten und Baumeistern, die sich im Besitz des neuen Werkzeugmaterials vor ins Gewaltige gesteigerten Möglichkeiten sahen, zu solchen Riesenwerken fortgetrieben wurde.

Dieses alte Ägypten mit seiner Kultur dürfen wir uns nicht

isoliert von seiner Umwelt vorstellen. Zwischen ägyptischen Tongefäßen aus der letzten vorgeschichtlichen Periode und Funden auf der Insel Kreta, die vermutlich ebenso alt sind, bestehen auffallende Übereinstimmungen. Der ägyptische König Snofru schickt am Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. Schiffe nach Phönizien, um aus den Wäldern des Libanon Zedernholz für die Tore und Decken des Königspalastes und für den Bau von Seefahrzeugen zu holen. Um 2500 v. Chr. fechten ägyptische Heere im heutigen Palästina; eine ägyptische Flotte landet, bei der „Gazellennase", vielleicht dem Vorgebirge Karmel, und faßt den Gegner im Rücken. Schon die ältesten Könige dringen erobernd nilaufwärts gegen Nubien vor. Zwischen den Ägyptern und ihren Verwandten, den hamitischen Libyern, die weiter westwärts an der afrikanischen Küste in der heutigen Landschaft Barka wohnten, bestanden nach den alten Denkmälern nahe Beziehungen. Aus Nubien und Libyen bekamen die ägyptischen Könige schon in alter Zeit die Söldner, die ihre Kriege führten. So gut wie im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. ägyptische und babylonische Einflüsse in Syrien zusammentrafen, so gut werden Berührungen zwischen den beiden Kulturkreisen auch schon in früherer Zeit stattgefunden haben, und sicher mit Recht faßt derjenige Forscher, dessen eindringender Darstellung des ägyptischen Altertums wir hier folgen, Eduard Meyer, indem er die Beziehungen zwischen dem Nillande und der umgebenden Welt von Kreta bis zur Somaliküste, von Libyen bis an den Euphrat skizziert, sein Urteil so zusammen: „Inmitten dieser Länder, die man sich rings vom Weltmeer umschlossen dachte, liegt Ägypten, der Sitz der Götter und der Kultur. Den fremden Völkern gegenüber fühlt sich der Ägypter, der „Mensch" schlechthin, durchaus als Kulturmensch; sie können ihm wohl allerlei Produkte liefern, die das Niltal nicht hervorbringt, aber sie stehen tief unter ihm als Barbaren. Sie wissen das selbst;

voll Bewunderung werden auch in der Thinitenzeit schon die Nomaden- und Wüstenländer, die Neger Nubiens, die Piraten des Meeres und auch die Stämme und Stadtbewohner Syriens zum ägyptischen Reiche aufgeblickt haben, wenn sie auch ihre Freiheit gegen die Herrschaft des Pharao nicht eintauschen mochten."

Auf die politisch und kulturell glänzende Zeit des alten Reichs, bis etwa 2400 v. Chr., folgt in Ägypten eine Periode des Verfalls. Am Ende des 18. Jahrhunderts bricht ein unbekanntes Volk, von ferne heranstürmend, ein und richtet eine Fremdherrschaft auf. Die griechischen Geschichtsschreiber nennen die Eroberer die Hyksos oder Hirtenkönige. Von der Hyksoszeit an wird Ägypten immer entschiedener ein Bestandteil der vorderasiatischen Staatenwelt, mit lebhaften und andauernden Beziehungen zu allen übrigen Gliedern dieser Gemeinschaft: Syrien und Kleinasien, dem östlichen Mittelmeerbecken, vor allen Dingen aber Babylonien.

Über dem Beginn der staatlichen Entwicklung in dem zweiten alten Kulturzentrum der Vorzeit, Babylonien, liegt bisher noch größeres Dunkel, als über den Anfängen Ägyptens. Etwa vom Jahre 2800 v. Chr. ab, also um die Zeit der großen Pyramidenerbauer in Ägypten, stoßen wir im südlichen Teil des Kulturlandes am unteren Euphrat und Tigris auf schriftliche Denkmäler eines Volkes von unbekannter Herkunft, der Sumerer. Unmittelbar benachbart sitzen weiter gegen Norden, gleichfalls noch auf dem Alluvium des Euphrat, die semitischen Akkader. Sumerer und Akkader erscheinen während der folgenden Jahrhunderte in lebhafter, meist kriegerischer Berührung. Beide Völker sind im Besitz desselben Schriftsystems. Es ist gleich dem ägyptischen und chinesischen ursprünglich aus der gegen-

ständlichen und symbolischen Abbildung von Objekten, Handlungen, Eigenschaften und Begriffen entstanden, und auf den ältesten Denkmälern ist dieser Bildcharakter noch erkennbar. Bald löst er sich aber in bloße Strichkombinationen auf, die keine bildlichen Beziehungen mehr erkennen lassen, und hieraus entwickelt sich die sogenannte Keilschrift. Ihr vorwaltendes Prinzip ist die Bezeichnung jeder Silbe durch ein besonderes Zeichen. Auffallenderweise aber läßt sich beobachten, daß die Schrift zwar für die Sumerersprache gut paßt, so daß man sieht, sie ist für diese geschaffen worden; für das semitische Idiom der Akkader ist sie aber ebenso ungeeignet, wie heute die arabischen Schriftzeichen für persische oder türkische Worte. Demnach, scheint es, haben die Akkader die Schrift von den Sumerern übernommen. Leider aber ist die sprachliche Zugehörigkeit des Sumerischen bis heute ein ungelöstes Problem.

Es gibt auch alte bildliche Darstellungen der sumerischen Kunst. Ursprünglich erscheinen sie roh und mit den Leistungen der ältesten Ägypter nicht vergleichbar, doch bald zeigen sich große Fortschritte. Marmorne Porträtköpfe aus der Mitte des 3. Jahrtausends sind von bewunderungswürdiger Feinheit, und was außerdem am meisten an ihnen auffällt, ist der entschieden mongolenartige Typus, namentlich in der Bildung der Augenpartie. Früher nahm man an, die Sumerer seien das ursprünglich in Sinear, dem Alluviallande am unteren Euphrat und Tigris, ansässige Kulturvolk gewesen, die Semiten aber spätere kriegerische Eindringlinge. Dem widerspricht es, daß bereits die ältesten semitischen Denkmäler, die kaum viel später angesetzt werden können, als die ältesten sumerischen, eine so hohe selbständige Kulturstufe in Staatswesen, Religion, Kunst und Handhabung der Schrift aufweisen, daß man schwer glauben kann, es habe eine bloße Übernahme stattgefunden. Merkwürdigerweise zeigen auch die Göttergestalten der sumerischen Kunst

nicht den sumerischen, sondern den charakteristisch unterschiedenen semitischen Typus. Es entspricht der religiösen Ideenwelt des Altertums, wenn Einwanderer, mögen sie auch als Eroberer kommen, von den Vorbewohnern des Landes die Götter und die Kultusstätten übernehmen. Mit derselben Wahrscheinlichkeit, mit der man früher die Sumerer als das Urvolk von Sinear ansah, kann man sie daher auch als ein später eingewandertes Volk betrachten, das einen Teil des von Semiten bewohnten Landes am Unterlauf der Ströme eroberte, wonach seine mitgebrachte Kultur mit der vorgefundenen semitischen verschmolz. Vielleicht lag die Heimat der Sumerer im Osten, auf dem iranischen Hochlande. Ellil, ihr Volksgott, heißt ursprünglich mit seinem Beinamen der Herr der Berglande. Ekur, d. h. das Berghaus, sein Tempel in Nippur, dem religiösen Zentrum des Sumererlandes, war ein in Pyramidenform aus Ziegeln errichteter künstlicher Berg.

Wie in Ägypten so hängt auch in Sinear die älteste Kultur eng mit den natürlichen Verhältnissen des Landes zusammen. Ursprünglich kann das spätere Kulturland Babylonien ebensowenig wie das Niltal einen von vornherein bereiten Boden für politische und kulturelle Entwicklung dargestellt haben. Große Überschwemmungen zur Hochwasserzeit, ausgedehnte Sümpfe, wo sich den über die Ufer getretenen Wassermassen des Frühjahrs kein Abfluß öffnet, dazwischen wüstenähnliche, zur Trockenzeit von Flugsand überwehte Steppengebiete, charakterisieren das Alluvium ohne die von Menschenhand errichteten Werke zur Regulierung der Gewässer. Um den Überschuß der Ströme im Frühjahr fortzuleiten und um späterhin die Felder zu bewässern, bedarf es großer Kanalsysteme. Nur ein schon höher entwickeltes Volk kann sich aber an ein Werk, wie die Regulierung des Tigris und des Euphrat zur Gewinnung von Fruchtland heranmachen, und als Ganzes war die Aufgabe in Sinear noch schwieriger, als in Ägypten.

Damit werden wir auf die Vermutung geführt, daß auch die Menschen, deren Nachkommen die Kultur des sumerisch-akkadischen Zeitalters gründeten, aus der Ferne kamen und ein vorgeschrittenes Können mitbrachten.

Die Stelle, wo die Einwanderung aus dem „oberen" in das „untere" Asien stattgefunden haben wird, ist geographisch von Natur bestimmt: es sind die Pässe des Zagros oder die medischen Tore des Altertums, heute der Paß von Holwan oder Chanikin genannt. Sie führen vom iranischen Hochlande in die Tigrisebene hinab, und durch sie verlief einstmals die Straße von Babylon nach Ekbatana und Susa; in der Gegenwart der Karawanenweg von Bagdad nach Hamadan, Ispahan und Teheran. Unmittelbar vor den medischen Toren lag Kisch am Tigris, die älteste Königsstadt der Sumerer. Damit ist gesagt, wo die sumerische Kultur herstammt. Erinnern wir uns der Vermutung, daß die Austrocknung des Turanischen Beckens einstmals die Ur-Turanier aus der Heimat trieb. Die Menschen, die im Laufe dieser Entwicklungszeit nacheinander aus der turanischen Völkerkammer hervorzogen und den Weg nach Osten oder Westen einschlugen, werden sicher nicht alle auf der gleichen Kulturhöhe gestanden haben, sondern sie waren um so vorgeschrittener, je später sie ihre Ursitze verließen. Als die letzten Schübe aus Turan hinausdrangen, waren Iran, Sinear, Ägypten und die Randländer des Mittelmeeres von den Vorausgegangenen schon lange besetzt. Neue Völker mit eigener Individualität und Sprache hatten sich gebildet, Mischungen und Verbindungen mit den Vorbewohnern der besetzten Länderstrecken waren eingegangen, ja die tiefergehenden, die Stämme zu Gruppen zusammenfassenden Grenzlinien der Rassen werden bereits angefangen haben, sich zu bilden. Da vielleicht gelang einem der letzten jener Völker, die auf der natürlichen Wanderungslinie aus Turan nach Vorderasien vorrückten, die große Entdeckung:

Zinn und Kupfer zu mischen und so ein Werkmetall von großer Härte und Leistungsfähigkeit herzustellen, die Bronze. Wir wissen nicht, woher das Zinn der ältesten Bronzezeit stammt. Die heutigen Zinnfundstellen in Südostasien und Südamerika, ebenso diejenigen, aus denen das spätere Altertum das Metall holte, Spanien und Britannien, kommen für die Frühzeit der Bronze nicht in Betracht. Will man nicht annehmen, daß die ersten je ausgebeuteten Zinnlager vollkommen verschwunden sind, so wird man auf die Vorkommnisse von Zinnerz auf dem iranischen Hochlande hingewiesen, im heutigen Chorassan und Sejistan. Sie sind schwer zugänglich und man kann nicht sagen, ob sich Spuren ihrer Ausbeutung in alter Zeit nachweisen lassen, aber wenn man die geographischen Verhältnisse und die geschichtlichen Wanderungslinien der Völker und der Kulturen berücksichtigt, so hat die Annahme eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Bronze im 4. oder 5. Jahrtausend v. Chr. in Chorassan erfunden worden ist, denn soviel wir wissen ist diese Landschaft, das Grenzgebiet zwischen Turan und Iran, im Altertum das einzige bekannte Land gewesen, wo es Zinn und Kupfer nebeneinander gab. Man kann aber auch annehmen, daß die ursprünglichen Turanier das Kupfer aus ihrer Heimat mitbrachten, denn in der Kirgisensteppe, im Altaigebirge und sonst in der Nachbarschaft findet sich viel Kupfer.

Um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. taucht die Bronze in Sinear wie in Ägypten auf, und wenn die Sumerer kurz vorher aus dem östlichen Berglande, d. h. von Iran her, nach Sinear hinab gedrungen sind, so ist es wohl denkbar, daß sie das neue Metall nach dem unteren Asien gebracht haben — zunächst vielleicht für kriegerische, dann auch für technische Zwecke. Wer auch immer zum ersten Mal eine bronzene Spitze anstatt einer steinernen oder kupfernen auf seine Lanze gesetzt, einen bronzenen Dolch oder ein bron-

zenes Schwert hergestellt und seinen Schild mit Bronze beschlagen hat — er mußte damit die Überlegenheit über den schlechter bewaffneten Gegner gewinnen. Die Abbildungen des sumerischen Kriegswesens zeigten uns eine mit mächtigen Schilden und mit Stoßlanzen bewaffnete Phalanx. Keine kriegerische Formation vor der Vervollkommnung der modernen Feuerwaffen konnte eine solche Wucht im Angriff entfalten, wie der mit Schild und Spieß bewehrte, dicht zusammengescharte Gewalthaufen — und wenn es die Sumerer waren, die die Bronze zuerst besaßen, so wäre es auch nur natürlich gewesen, wenn sie sich diese Erfindung kriegerisch zunutze machten und diejenige Kampfesform ausbildeten, in der ihre Waffe, die Lanze mit bronzener Spitze, am stärksten wirkte.

Noch eine andere Erscheinung, die uns in Sinear schon während der ältesten sumerischen Zeit entgegentritt, erklärt sich, wenn wir annehmen, daß die Sumerer das ursprüngliche Bronzevolk waren. Wir sehen, daß bei ihnen Handel und Verkehr von Anfang an auf geldwirtschaftlicher Grundlage beruhen. Das ist schwer anders zu deuten, als so, daß es ein besonderes Handelsgut gab, wofür Silber und Gold aus der Ferne herbeigebracht wurden. Einmal erfunden, wird sich die Bronze wegen ihrer Überlegenheit über alles bisher vorhandene Werkzeug- und Waffenmaterial schnell ausgebreitet haben und die Völker werden viel daran gewandt haben, sie zu erlangen. In Ägypten ist die Bronze in vorgeschichtlicher und in frühgeschichtlicher Zeit noch nicht oder höchstens in Spuren vorhanden. Also kann sie kaum vor dem Anfang des 4. Jahrtausends nach dem unteren Asien gelangt sein. Auf diese Zeit könnten wir die Eroberung Sinears durch die Sumerer ansetzen, und von da bis zur Entstehung der ersten schriftlichen Denkmäler, die in sumerischer Sprache auf uns gekommen sind, wäre etwa ein Jahrtausend vergangen.

Der früheste sumerische Herrschername, der bisher aufgetaucht ist, ist der des Königs Misilim von Kisch, um 2850 v. Chr. Mesilim erscheint als Schiedsrichter in einem Streit zwischen zwei Fürstentümern im Süden, Lagasch und Gischchu, also als Oberkönig. Lagasch ist die heutige Ruinenstätte Tell Lo. Dort haben großartige Ausgrabungen der Franzosen einen alten sumerischen Herrschersitz aufgedeckt, dessen dem Schutt entrissene Denkmäler uns einen Überblick über die Kulturentwicklung fast des ganzen 3. Jahrtausends v. Chr. in Sinear geben. Auch für dieses Gebiet dient uns der Forscher, dem wir durch das ägyptische Altertum gefolgt sind, als Führer. Auf den ältesten sumerischen Denkmälern erscheint die Kunst noch ganz roh, aber die Schrift ist bereits entwickelt und die Urkunden beweisen, daß eine ausgebildete materielle Kultur vorhanden war. Sie berichten von großen Tempel- und Kanalbauten und lassen einen Blick in die Gliederung des Volkes zu: Schiffer, Hirten, Fischer, Ackerbauer, Erwerb jeder Art. Sie zeigen, daß bereits eine ausgebildete, auf Silberwährung begründete Geldwirtschaft bestand, daß der Tempeldienst, die Priesterschaft und die religiöse Vorstellungswelt das Leben aufs stärkste beinflußten und daß die Fürsten sich rühmten, der Bedrückung der Armen, der Witwen und Waisen, der „Knechtschaft im Lande" ein Ende gemacht zu haben. Der Fürst von Lagasch, der uns das erzählt, hieß Urukagina, um 2575 v. Chr. Er gibt uns auch die Bevölkerungszahl seines Landes an: zehn Saren, d. h. zehnmal 3600 Menschen, nach der sumerischen Sexagesimalrechnung. Urukagina wird durch seinen Nachbarn Luggulzaggisi von Gischchu besiegt und seine Stadt wird eingenommen. Dieser Luggulzaggisi scheint ein großer Eroberer weit über die Grenzen Sinears hinaus gewesen zu sein. Er berichtet, daß er an der Spitze eines Heeres, so zahlreich „wie die Kräuter", Krieg geführt und daß Ellil ihm die Wege vom „unteren" Meer, dem des Tigris und Euphrat, bis

zum „oberen" Meer, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, geebnet habe. Also hat die sumerische Herrschaft um die Mitte des 3. Jahrtausends vom Persischen Golf bis ans Mittelländische Meer gereicht, und wir können es uns kaum anders vorstellen, als daß dort der sumerische und der ägyptische Einfluß in Berührung miteinander traten.

Unmittelbar darnach brechen die sumerischen Denkmäler ab und ganz Sinear wird von den Semiten erobert. Sargon, König von Akkad, bemächtigt sich der Herrschaft. Er und sein Sohn Naram Sin sind gewaltige Kriegsfürsten gewesen; noch in der späten Sage erscheinen sie als Urbilder aller großen Könige. Auf Sargon ist zuerst in der Weltgeschichte der alte Königs- und Heroenmythus übertragen worden, von dem Helden, der heimlich geboren und aufgezogen wird, bis ihm die Liebe der Gottheit die Herrschaft schenkt. Auch er ist bis ans Meer des Sonnenunterganges vorgedrungen, ja er hat es sogar überschritten, d. h. er ging wahrscheinlich nach der Kupferinsel Cypern hinüber, wo sich seitdem Spuren des sumerisch-babylonischen Einflusses finden. Von Naram Sin, seinem Sohn, hat sich hoch im Norden am oberen Tigris, in der Nähe des heutigen Diarbekir, ein berühmtes Denkmal erhalten: eine Stele mit Siegesbild und Siegesinschrift. Man hat sie einen der großen Marksteine der Weltgeschichte in der Kunst genannt, und in der Tat durchdringen Einheit und hohe Gestaltungskraft die Komposition: Mächtig baut sich die Gebirgslandschaft auf. Am Fuß eines hochragenden Bergkegels steht die gewaltige Gestalt des Königs und zu ihren Füßen stürzen die erschlagenen Feinde den Felsen hinab. Hinter Sargon dringt sein Heer empor; alle Augen sind auf den König gerichtet, der die übrigen Gestalten um das Doppelte überragt. Der ganze Heergang, das Eindringen ins Gebirge, der Sieg, die Verzweiflung der Feinde, ihre Unterwerfung und Begnadigung — alles erscheint zu einem großen Gesamtbilde

geeint, das durch seine innere Wahrheit dem Beschauer unmittelbar verständlich wird und so die größte Wirkung erzielt (Eduard Meyer). In dieser Epoche, noch nicht in der rein sumerischen, sondern erst in der sumerisch beeinflußten altsemitischen Zeit, offenbart sich der erste Aufschwung der vorderasiatischen Kultur. Zum erstenmal in der Geschichte tritt uns hier ein sicheres Beispiel für die Tatsache entgegen, die wir im späteren Verlauf der historischen Entwicklung fast überall dort bestätigt finden werden, wo etwas Neues und Bedeutendes entsteht: daß die entscheidenden Fortschritte an Stellen erfolgen, wo sich nach jahrhundertelanger Wechselwirkung der Ausgleich zwischen starken, aber verschieden gearteten, zur Einheit zusammenschmelzenden Volksindividualitäten vollzieht. Hier sind es die Sumerer und die Semiten, deren geeinte geistige Kultur in jenem Siegesdenkmal sich uns offenbart.

Noch einmal gelangen nach Sargon und Naram Sin die südlichen Sumerer zur Herrschaft. Das 23. Jahrhundert v. Chr. gehört einer sumerischen Dynastie, die tief im Süden, in der Königsstadt Ur, ihren Sitz hat. Dann bricht eine Zeit der Verwirrung an, wo Feinde von verschiedenen Seiten her ins Land dringen. Währenddessen aber bildet sich im Norden ein neues politisches Kräftezentrum: das Reich von Babel. Mit ihm und seinen Herrschern tritt ein neuer Bestandteil des semitischen Volkstums in die Geschichte ein. Im Westlande, zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, gab es nach den ältesten Berichten der Herrscher aus Sinear ein Volk der Amuru. Diese Amuru oder Amoriter beginnen etwa seit der Mitte des 3. Jahrtausends hervorzutreten. Ursprünglich entstammen sie, wie es scheint, dem Innern von Arabien. Dort im Nedschd, dem Gebiet zwischen den beiden großen Sandwüsten, die den Süden und den Norden der Halbinsel erfüllen, gibt es Weide, Wasser und Ackerland, so daß schon in sehr alter Zeit Viehzucht, Landbau und ein ge-

wisses Städtewesen existierten. Das Nedschd gleicht einer Insel inmitten des unbewohnbaren Sandmeeres; nur wenige wasserarme Raub- und Karawanenpfade führen nach Norden, Osten und Süden hinaus. Wenn das Volk in Nedschd zunimmt, so muß sich der Überschuß seines Wachstums von Zeit zu Zeit nach außen hin ergießen. Das ist die innere Ursache für die periodisch sich wiederholenden Ausbrüche Arabiens. Der letzte Ausbruch geschah im 7. Jahrhundert n. Chr. in Verbindung mit dem Auftreten des Islam; der erste, von dem wir erfahren, ist die amoritische Invasion nach Syrien und Mesopotamien, die wie es scheint in das 3. Jahrtausend v. Chr. zu setzen ist. Am Ende dieses Zeitraums finden wir Amoriter bereits als Fürsten im Lande der alten Akkader, und der größte Sproß des amoritischen Stammes ist Chammurabi, König von Babel. Er bringt das Semitentum endgültig zur Vorherrschaft in Sinear.

Chammurabi hat fast ein halbes Jahrhundert regiert, 1958 bis 1916 v. Chr. Man kann sagen, daß er die erste große und fest umrissene Persönlichkeit in der Geschichte ist. Wir besitzen von ihm eine Menge Urkunden, voll von Klarheit, Sachlichkeit und Energie. Der König entscheidet bis in die Einzelheiten persönlich; das Wirtschaftsleben und die Verwaltung des Landes treten uns in erstaunlich hoher und differenzierter Entwicklung entgegen. Chammurabi ist groß als Erbauer von Kanälen und Festungen, die der Ausdehnung der Kultur und dem Schutz des Reiches dienten. Er besaß ein stehendes Heer von Berufssoldaten; sie wurden mit Landbesitz belohnt und auf ihnen ruhte seine Herrschaft. Sein größtes Denkmal aber ist der in Susa gefundene Dioritblock, auf dem seine Gesetze und sein Bild eingegraben sind: der König stehend vor Marduk, dem Gott von Babel, die Aufzeichnung des Rechts von ihm empfangend. Am Schluß dieser denkwürdigen Urkunde schildert Chammurabi den Segen, den

die feste Rechtsordnung dem Lande der Schwarzköpfigen, d. h. der Semiten, verleiht, und er ermahnt die Nachkommen, sie unverändert zu erhalten: „Der Geschädigte, der eine Rechtssache hat, soll vor mein Bildnis als das des Königs des Rechtes hintreten, meine Inschrift lesen, meine kostbaren Worte hören. Dann wird ihn meine Inschrift aufklären, sein Recht wird er schauen, sein Herz wird froh werden." Im Tempel Marduks, Esagila, in Babel, stand Chammurabis Gesetz. Babel wurde die Hauptstadt von Sinear; die Stadt gab fortan dem Lande den Namen, und länger als anderthalb Jahrtausende ging von dort die kulturelle Vorherrschaft in der Welt aus.

Politisch freilich brach das Reich von Babel schon bald nach seiner Gründung wieder zusammen. Das 18. Jahrhundert v. Chr. muß eine Zeit mächtiger Völkerbewegungen in Vorderasien gewesen sein. Noch sind nicht nur die Einzelheiten, sondern auch die Zusammenhänge jener Periode dunkel. Was wir gewahren, ist ein großes Wogen unter den Völkern vom Zagros bis nach Kleinasien und Ägypten. In Babel gewinnen die Kossäer das Königtum, ein Volk unbekannter Herkunft, das in dem östlichen Gebirgsland wohnt. In Ägypten herrschen die Hyksos. Am mittleren Tigris kommen die Assyrer empor und greifen weit um sich; in Syrien die Chetiter. Wie ein neuer mächtiger Antrieb für den Fortgang der Geschichte steckt es hinter all diesem Schieben, Drängen und Kämpfen — so als ob ein ganz neues Volk hervorzubrechen im Begriffe ist, von dem all diese Bewegungen ausgehen. So war es auch. Aber bevor wir uns ihm zuwenden, gehöre ein Blick noch der übrigen mittelländisch-vorderasiatischen Welt und dem fernen Osten.

Nicht nur Ägypter und Babylonier, Hamiten, Sumerer und Semiten erfüllen den Kreis der ältesten Geschichte, sondern außerdem gewahren wir noch an anderen Stellen alte

und wie es scheint selbständige Kulturen, von deren Bedeutung für die geschichtliche Urzeit noch vor kurzem niemand etwas ahnte. So haben uns die Ausgrabungen der beiden letzten Jahrzehnte auf der Insel Kreta gezeigt, daß dort im 3. Jahrtausend v. Chr. ein wunderbar reiches Leben blühte, mit glänzenden Kunstleistungen, prächtigen Herrschersitzen, weithinreichenden überseeischen Beziehungen. Seine Wurzeln reichen bis ins 4., ja bis ins 5. Jahrtausend zurück, und wir erstaunen noch mehr, wenn wir uns davon überzeugen, daß auch im Norden der ägeischen Küsten- und Inselwelt, am Eingang des Hellespont, ebenso auch im heutigen Griechenland, Zeugnisse einer ähnlichen Entwicklungshöhe aus wenig jüngerer Zeit auf uns gekommen sind. Soviel aber auch die fortschreitende Erforschung jenes neu emporgetauchten kretischen oder karischen Kulturkreises uns an Überraschungen noch bringen mag — war unser Grundgedanke richtig, daß alle geschichtliche Kultur der alten Welt mit ihren letzten Wurzeln in die turanische Vorzeit zurückreicht, so müssen auch die Vorfahren der ursprünglichen Karer und Kreter und ihrer Verwandten in der Ägeis aus jener allgemeinen Wiege hervorgegangen sein, der die Kultur der ältesten Hamiten, Semiten und Sumerer entstammt, und wir werden uns nicht wundern, wenn der Fortgang unseres Erkennens uns später einmal auch die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen all diesen Völkern offenbart.

Vollkommen isoliert hat in der ältesten Zeit sicher nur die Entwicklung der aus Turan *nach Osten* abgezogenen Elemente stattgefunden — wenn anders unsere Annahme richtig ist, daß auch die chinesische Kultur wegen der Gleichartigkeit ihrer Grundlagen einen gemeinsamen Ursprung mit der Vorderasiens hat. Man hat geglaubt, in der chinesischen Überlieferung selbst Zeugnisse dafür entdecken zu können, daß

die Vorfahren der Chinesen von Westen her gekommen sind. Das wird von den hervorragenden Sinologen der Gegenwart abgelehnt, aber es bedarf keiner Überlieferung, um an sich die Herkunft der chinesischen Kultur von Westen her für wahrscheinlich zu halten. Ihre geschichtlichen Anfänge liegen sicher im Westen Chinas, im Tal des Weiho. Wie es scheint, haben sogar die noch weiter westwärts gelegenen Gebiete in der ältesten Zeit Chinas eine wichtigere Rolle gespielt, als später.

In China, wie in Babylonien und in Ägypten, hat die Natur selbst die einwandernden Menschen vor eine große Aufgabe gestellt, deren Gelingen über die Zukunft der Kultur entschied. Dort war es die Gewinnung der Flußalluvien des Euphrat, des Tigris und des Nils durch die Regulierung der Ströme — hier die Bändigung des Hoangho. Das Weihotal, das geschichtliche Kernland Chinas, ist zwar groß, weit und fruchtbar, aber seine Dimensionen lassen sich noch gut mit denen der vorderasiatischen Kulturgebiete vergleichen. Alle äußeren Maßstäbe ändern sich jedoch von dort an, wo man durch die Pforte am südlichsten Knie des Hoangho in die große chinesische Ebene hinaustritt. Gelang den Vorfahren der heutigen Chinesen hier die Bewältigung der Gewässer, so konnten sie sich über einen so weiten Raum anbaufähigen und fruchtbaren Bodens ausbreiten, wie er sich innerhalb der ältesten Kulturwelt nicht zum zweiten Mal wiederfand. Dazu kam, daß dieses Land nicht gleich den Kulturgebieten des innern und des vorderen Asiens der künstlichen Bewässerung bedurfte, denn dauernd wird es vom Monsunregen getränkt. Der Feind des Menschen ist hier der furchtbare Gelbe Fluß, der auf seinem weiten flachen Aufschüttungskegel, der nordchinesischen Ebene, während der letzten Jahrtausende sein Bett und seine Mündung abwechselnd zwischen der Nachbarschaft des Jangtse und dem Ostende des Golfs von

Petschili verlegt hat. Er ist es gewesen, der durch die Nöte, die er dem Volk der Chinesen von Urzeiten an verursachte, dessen Fähigkeiten entwickelt und so die staatliche und soziale Kultur des fernen Ostens mitbegründet hat. In der Überlieferung von den mythischen Kaisern der Urzeit, von Yao, Schun und Jü, hat sich anscheinend eine Erinnerung an die Kämpfe mit dem Hoangho erhalten. Yao erscheint in der chinesischen Urgeschichte als derjenige, der zuerst in gewaltiger Arbeit die Gewässer des Stromes zu geregeltem Lauf gezwungen hat.

Überall sind wir bei dem Versuch, uns ein Bild von der ältesten geschichtlichen Kultur zu machen, auf die Erscheinung gestoßen, daß nicht die leichter, sondern die zunächst schwerer nutzbaren Gebiete Mutterböden der höheren Entwicklung geworden sind. Woher das so kam, ist leicht einzusehen. Schlechthin unkultivierte Menschen ohne technische Erfahrungen, ohne politische und soziale Organisation, haben sich nicht an die Aufgabe machen können, den Tigris und den Euphrat, den Nil, den Hoangho zu zähmen; vielmehr mußten notwendig schon vorher Erfahrungen ähnlicher Art, sei es auch kleineren Maßstabes, gemacht worden sein. Dazu boten Turan, dazu boten auch die Verhältnisse auf dem iranischen Hochland oder im Tarimbecken Gelegenheit. Nie aber kann ein einzelner oder eine kleine Gruppe von Menschen zuerst Werke in Angriff genommen haben, deren Vollendung die Organisation von Massen bedingte. Die Masse kann nur unter Führung einer überlegenen Einsicht und eines überlegenen Willens schaffend werden. An den Uranfängen der geschichtlich für uns erfaßbaren Zeit steht also bereits die große Antithese, die alles höhere Geschehen in der Geschichte der Menschheit beherrscht: hier der menschliche Geist

in der Kraft seines individuellen Wollens und Intellekts, dort die Masse, die aus sich selber heraus nichts vermag, ohne die aber der Geist niemals dazu gelangen kann, Ideen in Wirklichkeit zu wandeln. So barbarisch uns die turanische Urzeit sicher erscheinen würde, wenn wir imstande wären, uns im einzelnen ein Bild von ihr zu machen, so waren doch bereits damals alle entscheidenden Schritte getan, die Menschheit auf den Weg zu hohen und immer höheren Zielen zu führen. Um auf diesen Weg zu gelangen, bedurfte es der Zähmung der tierischen Arbeitsgefährten und Diener des Menschen, mit deren Hilfe er imstande war, seine Kraft zu vervielfachen und den Raum zu überwinden. Ferner bedurfte es jener Unabhängigkeit von den Launen und Feindseligkeiten der Natur, die auf dem Ersatz der auf regelloses Sammeln und Jagen gegründeten Hoffnung der Vorzeit durch den Ertrag der Herden und des Körnerbaus beruht. Schließlich bedurfte es auch noch einer soweit vorgeschrittenen Technik in der Beherrschung des Materials zu Waffen und Werkzeugen, daß das allmählich erworbene Vermögen, die Summe der rohen Einzelkräfte im Kampf wie in der Bewältigung friedlicher Ziele vorgestellten Zwecken und anerkannten Führern unterzuordnen, fruchtbringend nutzbar gemacht werden konnte. All das, und außerdem die Geistesart, die von dem einmal Erreichten aus mit Notwendigkeit stets dem nächst höheren Ziele zustrebt, hatten die Menschen, die zwischen dem Ende der Diluvialepoche und dem Beginn der vorgeschichtlichen Zeit das Turanische Becken bewohnten, schon für sich erworben. Was sie danach, durch die fortschreitende Austrocknung und den schärfer werdenden Kampf ums Dasein aus ihrer Urheimat vertrieben, an den entgegengesetzten Enden der Erde weiter fortschreitend erreichten, das war nicht minder von auffallender innerer Verwandtschaft und äußerer Ähnlichkeit. In Ägypten, in Babylonien, in China finden wir gleichmäßig einen hochentwickelten,

auf das Zusammenwirken menschlicher und tierischer Arbeit gegründeten Ackerbau, nahe verwandte soziale und politische Verhältnisse und eine selbständige, von denselben Voraussetzungen aus und nach derselben Methode als Mittel der Überlieferung erfundene Schrift als das vornehmste Mittel, der Nachwelt eine Kunde der Vorzeit zu erhalten. Angesichts solcher Übereinstimmungen bleibt uns in der Tat nur übrig, den gemeinsamen Ursprung all dieser Kulturelemente zu vermuten.

Zweites Kapitel.

Arier und Semiten.

Jenes neue weltgeschichtliche Element, dessen Auftreten in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. die vorderasiatische Welt in Bewegung brachte, waren die Arier. Über die Herkunft des arischen oder indogermanischen Stammes haben die Meinungen seit einem Jahrhundert stark gewechselt. Wir müssen uns daran erinnern, daß während der letzten Eiszeit und noch eine Weile danach Europa nördlich der Alpen als Aufenthaltsort einer höheren Rasse nicht denkbar war. Während der nacheiszeitlichen Periode wurden die Lebensbedingungen in Mitteleuropa allmählich besser, und als die Austrocknung des turanischen Beckens seine Bewohner nach allen Seiten in die Ferne drängte, wird ein Teil der ursprünglichen Turanier, Menschen, die bereits Haustiere besaßen und Getreidegräser anbauten, durch die breite Pforte zwischen dem Kaspi und dem Ural westwärts gezogen sein.

Diese ganze Region nördlich des Pontus und der Balkanhalbinsel ist es, wo neuere Forscher die Heimat der Indogermanen suchen, das heißt das Gebiet, auf dem sie sich zu einer bestimmten Rasse entwickelt haben. Bei der nahen Verwandtschaft der natürlichen Verhältnisse auf dem weiten Raum zwischen dem Altai und den Alpen, dessen Charakter in alter Zeit im allgemeinen noch günstiger gewesen sein wird als heute, könnte man annehmen, daß er als ganzes

für die Bildung der indogermanischen Rasse in Betracht kommt. Auf jeden Fall müssen dafür Jahrtausende angesetzt werden — ein Zeitraum von unbekannter und unbestimmbarer Länge, aus dem wir keinerlei Kunde besitzen. Dagegen führen uns die Zeugnisse über das erste geschichtliche Auftreten der Indogermanen zu der Annahme, daß sie sich etwa um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. weiter auszubreiten begannen, und ihre am weitesten vorgeschobenen Stämme sehen wir um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend in Iran, am Indus und auf den südlichen europäischen Halbinseln erscheinen. Es ist wunderbar, daß die Indogermanen ungefähr um ein und dieselbe Zeit Iran erobern, über den Indus und bis an den oberen Euphrat vordringen, vom südöstlichen Europa aus den Übergang nach Kleinasien finden, zugleich die turanischen Steppen und das sarmatische Tiefland erfüllen, die Mitte unseres Erdteils und die Apenninenhalbinsel besetzen und selbst nach Skandinavien hinübergehen. Dieser ungeheuren Kraftleistung kann nur etwas Besonderes zugrunde liegen und wir müssen annehmen, daß die Indogermanen im Besitz eines besonderen kriegerischen Mittels gewesen sind, das ihnen eine so unbedingte Überlegenheit über die Vorbewohner der Länder verschaffte, die sie eroberten. Wenn wir näher zusehen, so können wir auch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuten, welches dieses Mittel gewesen ist: kein anderes, als die Zähmung des Pferdes.

Es ist sicher, daß das Pferd in den ältesten Kulturländern, Babylonien, Ägypten usw., bis gegen das 2. Jahrtausend vor Chr. hin unbekannt ist. Um Wagen ziehen zu lassen, benutzte man Rinder und Esel; Chammurabis Gesetzbuch nennt alle Haustiere, aber noch keine Pferde. Bald danach kommt das Pferd in einer babylonischen Urkunde zum erstenmal vor und bezeichnenderweise heißt es: „Esel des Berglandes." Die Babylonier haben es also von Osten her kennen gelernt. Dies ist

die Zeit, wo der iranisch-indische Zweig der Arier das obere Asien eroberte. Die Menge der uranfänglich mit dem arischen Worte für Pferd „asva" gebildeten arischen Eigennamen beweist, daß im Gegensatz zu allen übrigen Völkern der ältesten Zeit die Indogermanen mit dem Pferd eng vertraut waren. Von Anfang an erscheinen sie als Reiter, d. h. die vornehmeren Krieger sind beritten. Was für Menschen auch immer das Industiefland, Iran, Europa, Kleinasien bewohnt haben mögen, als die Indogermanen über sie kamen: der Reiterschlacht konnten sie nicht standhalten.

Um die Mitte des 2. Jahrtausends waren die Vorposten der Indogermanen bis an die Grenze Ägyptens gelangt. Wir sehen das aus den Tontafelbriefen von Tell el Amarna. Dort lag vorübergehend um 1400 v. Chr. der Sitz des ägyptischen Königtums, und ein glücklicher Zufall hat uns einen Teil der in babylonischer Keilschrift geschriebenen politischen Korrespondenz des Pharao mit vorderasiatischen Fürsten aufbewahrt. Syrien war damals ägyptisches Vasallengebiet, und überraschenderweise tauchen in den Amarnabriefen verschiedene der dortigen Dynasten mit unzweifelhaft indogermanischen Namen auf, so Schuwardata, Artamanja und zahlreiche andere. Schuwardata z. B. ist ein Machthaber, über den sich der ägyptische Befehlshaber in Jerusalem beim König beklagt; er scheint seinen Sitz unmittelbar in der Nähe der späteren Davidsstadt gehabt zu haben. Andere arische Fürstennamen begegnen uns im nördlichen Palästina und in der Gegend von Damaskus. Wir sehen, daß zeitweilig das ganze Land zwischen dem Euphrat und Ägypten von Indogermanen erfüllt gewesen ist, und wir können nicht daran zweifeln, daß tatsächlich indogermanische Volkselemente in größerer Zahl auf dem Boden Syriens seßhaft geworden waren, denn wenn diese Stämme wanderten und kämpften, so führten sie Weiber, Kinder und ihren gesamten Besitz mit sich. Da während der nächsten

Jahrhunderte die Eindringlinge sprachlich sich semitisierten, so hätten wir ohne die Amarnabriefe keinerlei Kenntnis davon, daß Stammverwandte der Iranier bereits ein Jahrtausend vor der Eroberung des unteren Asiens durch die Perser in Syrien und Palästina zur Herrschaft gelangt waren. In diesem Zusammenhange gewinnt man bei manchen Nachrichten des alten Testaments über die Völkerschaften, die von den Israeliten im Lande Kanaan vorgefunden wurden, eine Möglichkeit, sie auf Indogermanen zu beziehen, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß auch in der israelitischen Geschichte Persönlichkeiten indogermanischer Herkunft eine Rolle spielen. Keinesfalls kann die Tatsache, daß auf dem Boden Palästinas eine Vermischung zwischen Indogermanen und Semiten stattgefunden hat, ohne Einfluß auf die einzigartigen geistigen Vorgänge geblieben sein, die sich in der Folge auf diesem Boden vollzogen.

Anders als in Syrien verlief die Entwicklung in Europa. Hier haben die Indogermanen am frühesten wohl die Balkanhalbinsel besetzt. Während aber die Mehrzahl der Stämme, die sich zwischen dem ägeischen und dem adriatischen Meer niederließen, die Thraker, die Illyrier und lange Zeit auch die Makedonen, auf einer barbarischen Stufe stehen blieben, schritt ein anderes, die Griechen, auf das Glänzendste voran. Zum Teil ist natürlich die besonders begünstigte Lage Griechenlands der Grund dafür, aber außerdem wird man die hohen Eigenschaften des späteren griechischen Volkstums auch von seinem Ursprung aus der Vermischung der einwandernden Indogermanen mit jener hochkultivierten Vorbevölkerung zu suchen haben, die bereits im Gebiete der Ägeis saß. Nach Minos, in der griechischen Sage dem Urkönig von Kreta, hat man die vorgriechische Kulturepoche im Gebiet des ägeischen Meeres auch die minoische genannt. Ihr materielles Zentrum scheint auf Kreta gelegen zu haben, aber die Zivilisation,

deren Denkmäler während der beiden letzten Jahrzehnte in Kreta entdeckt sind, hat ihre Spuren auch im Peloponnes, in Mittelgriechenland und weiter nach Norden hinterlassen. Vielleicht war sie nur ein zu besonderer Blüte gediehener Ausläufer der Entwicklung in Kleinasien, von der aber einstweilen erst Denkmäler aus verhältnismäßig jüngerer Zeit ans Licht getreten sind. An den Küsten des Ägeischen Meeres haben uns die Ausgrabungen Schliemanns und seiner Nachfolger seit etwa 40 Jahren mit der sogenannten mykenischen Kultur bekannt gemacht, die etwa in die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zu setzen ist. Sie erschien zunächst als eine merkwürdige, im Grunde unerklärliche Vorblüte des griechischen Lebens. Jetzt sehen wir, daß die mykenische Zeit nur eine Nachblüte der minoischen ist, diese aber ist überhaupt noch nicht griechisch. Die staunenswerten Fresken in den ausgegrabenen Palastruinen von Knossos und Tiryns, die Goldbecher mit den berühmten Stierreliefs, die bei Vafio in Lakonien gefunden worden sind, die kretischen Vasen und andere Erzeugnisse der ägeischen Frühzeit stammen teils sicher aus einer Periode, wo von Griechen noch keine Rede war, teils mögen sie entstanden sein, als die Vorfahren der Griechen wohl schon in ihrer späteren Heimat angelangt waren, aber eine griechische Kulturentwicklung noch nicht vorhanden war. Hiernach werden wir die sogenannte mykenische Kultur als ein Ergebnis der Mischung zwischen den indogermanischen, ursprünglich barbarischen Einwandrern und dem minoischen Kulturvolk anzusehen haben, das seine Sprache an die Eroberer verlor, diese aber in seine Kulturentwicklung aufnahm. Der Einbruch eines andern barbarischen Stammes, der Dorer, zerstörte auch die mykenische Kultur, aber die neue griechische Rasse, aus der Verbindung von Indogermanen und Minoern entstanden, hatte sich gebildet und blieb als Entwicklungsgrundlage des späteren geschichtlichen Griechentums bestehen.

Wie der semitische Geist durch den indogermanischen Zusatz in Syrien auf besondere Wege geleitet wurde, so hat auf griechischem Boden die Mischung zwischen der minoischen Kultur und dem Indogermanentum einen wunderbaren Entwicklungskeim für die Zukunft erzeugt, und wir begreifen, woher gerade in Hellas und in Palästina so dauernde Grundlagen für den Fortschritt der Menschheit geschaffen worden sind.

Im Osten waren Iran und Indien die Länder, die zum Erbteil der Indogermanen wurden. Auf diesem Boden ist auch der Name der Arier entstanden, der dem östlichen Zweig der Indogermanen vorzugsweise eignet. Während der alten arischen Zeit rechnen auch die gebirgigen Länder am Oberlauf des Oxus, Baktrien und Sogdiana, zu Iran. Dieses Gebiet mögen die Arier etwa um die Zeit eingenommen haben, als ihre westlichen Verwandten die Balkanhalbinsel und die benachbarten Gebiete Europas besetzten. In Baktrien, scheint es, hat das noch ungetrennte iranisch-indische Volk diejenige Kulturentwicklung erlebt, die sich gemeinsam in den indischen Veden und in den ältesten Teilen des iranischen Avesta wiederspiegelt. Von den Zuständen Indiens vor der arischen Einwanderung am Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. wissen wir nur, daß eine tiefstehende dunkelhäutige Rasse das Land bewohnte. Oft kommen in den Veden diese Feinde vor, die schwarz und gottlos heißen, oder Dâsa, d. h. Feinde, Sklaven. Auch in Iran begegnen Völker, die Nicht-Arier genannt werden, aber kulturlos haben die Arier das iranische Land sicher nicht vorgefunden, wenn unsere Vermutung richtig ist, daß die Wendung von der Steinzeit zur Bronzekultur einstmals ihren Ausgang von den Zinn- und Kupferlagern Chorassans genommen hat.

Zu der Zeit etwa, als die Griechen unter dem Einfluß der minoischen Kultur ihre Frühblüte erlebten, bestanden im östlichen Iran, von dort allmählich auch in die übrigen Teile des

Hochlandes sich verbreitend, bereits die Grundlagen der arischen Kultur. Ihre wichtigsten Bestandteile waren in materieller Beziehung der seßhafte Ackerbau, in geistiger eine religiöse Veranlagung von einziger Art. Zwar gab es auch Nomadenstämme von arischem Blut, aber die rechten Iranier lebten in den Kulturoasen des Hochlandes als ein Bauernvolk, dessen Dasein auf Ackerbau und Viehzucht beruhte. In den Religionsbüchern der Iranier heißt es noch in späterer Zeit, zum ersten sei Gott ein weiser Mann wohlgefällig, der seine Opfer bringt; zum zweiten ein heiliger und wohlgeordneter Haushalt; zum dritten die Stelle, wo der Landbau Fülle an Korn, Futter und Fruchtbäumen erzeugt, wo trockenes Land bewässert und allzu feuchtem Lande das Wasser entzogen wird. Diese Verbindung von Religion und Kultur ist typisch für die Iranier; darum war auch bei diesem Volke das Rind, jener Arbeitsgefährte des Menschen, dem wir unsere höhere Daseinsform verdanken, so überaus geehrt. Dem Kulturideal des ansässigen freien Landmanns, der seinen Acker bestellt, stehen die Nomaden der Steppe nicht nur als Feinde der Gesittung, sondern des Guten überhaupt gegenüber. Obwohl die turanischen Wanderstämme in der früheren geschichtlichen Zeit gleichfalls Arier sind, erscheint doch im iranischen Epos die Feindschaft zwischen Iran und Turan um des Kulturgegensatzes willen als von Urzeiten her gegeben, als ein Stück des großen Weltkampfes zwischen dem Licht und der Finsternis. Über dem landbauenden Volk steht der ritterliche Adel. Sein kostbarster Besitz ist das Pferd. Krieger, Fürsten und Götter reiten und fahren auf rossebespannten Wagen; auch den großen Gott Ahuramazda hat sich das Volk, wie die Germanen den Wotan, als Reiter vorgestellt. Das Roßopfer ist das höchste aller Opfer und die Namen der Adligen werden mit dem des edelsten der Tiere gebildet. Die Iranier sind das vornehmste unter allen Völkern des Altertums gewesen; sie waren, wie wir sehen werden, auch

das einzige, das in seinem religiösen Leben dahin gelangte, den Begriff des Bösen zugleich als den des Widergöttlichen und des wahrhaft Unmenschlichen zu fassen.

Vom ersten Auftreten der Indogermanen in Asien und Europa bis zu der Zeit, wo ihre Geschichte die Weltgeschichte selber wurde, verging mehr als ein Jahrtausend. So lange gehörte der Boden der beglaubigten Ereignisse noch den Semiten. Während die Arier Iran und Indien einnehmen und die südlichen Halbinseln Europas der Schauplatz der Vorentwicklung der griechischen Stämme und der Italiker werden, erhebt sich im vorderen Asien die Macht der Assyrer und in Ägypten nach der Vertreibung der Hyksos das Neue Reich. Die großen Herrscher der 18. bis 20. ägyptischen Dynastie, die Amenhotep, Seti und vor allem die Gestalt Ramses II., die bei den Griechen in die sagenhafte Figur des Sesostris zusammengeflossen sind, führten von neuem Macht und Glanz über das Nilland herauf. Das Neue Reich ist das Ägypten Homers; Theben, das hunderttorige, ist die Residenz seiner Könige; die Pylonen der gewaltigen Tempelbauten, auf deren Mauern die Taten der Herrscher verewigt standen, haben der Stadt ihren Namen bei den Griechen gegeben. Trotz dieses Ruhms reichte aber die Macht der Pharaonen nicht weit über Syrien hinaus. Ramses II., der größte von ihnen, 1324 bis 1258 v. Chr., ist in seinen langwierigen und schweren Kriegen mit den Chetitern nicht einmal bis zum gesicherten Besitz von ganz Syrien gelangt. Jene Funde von Tell el Amarna, die aus dem Jahrhundert vor Ramses II. stammen, zeigen uns, daß es zu Beginn der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. drei Großstaaten gab, die auf gleichem Fuß mit einander verkehrten: Ägypten, Babel und das chetitische Reich von Mitani. Dies letztere erstreckte sich vom oberen Meso-

potamien bis tief ins Innere von Kleinasien. Die Könige dieser drei Reiche wechseln Gesandtschaften und Geschenke; Prinzessinnen werden herüber und hinüber verheiratet, und als ein besonders schwieriges Thema erscheint öfters das Verhältnis zu den gegenseitigen Vasallenstaaten. Assyrien steht noch unter Babel, aber es versucht, unter Umgehung seines Oberherrn mit Ägypten in Verbindung zu treten. Syrien gehorcht größtenteils dem Pharao, aber es ist dauernd in Unruhe; die arischen Dynasten und die Chabiri, d. h. die Hebräer, die Stämme jenseits des Jordan, sind die treibenden Elemente dieser Bewegung.

Bis gegen Ende des 2. Jahrtausends scheint ein ungefähres Gleichgewicht der Mächte zu bestehen, dann heben sich die Assyrer empor. Assur ist ursprünglich einer der vielen Kleinstaaten, die in Mesopotamien, Syrien und den nördlichen und westlichen Bergländern vorhanden waren. Zur Zeit Chammurabis werden seine Fürsten als Vasallen von Babel genannt. Im 12. Jahrhundert, unter Tiglat Pilesar I., wird Assyrien Großmacht; Babel tritt unter Assur. Ums Jahr 800 verkündet uns ein Denkmal des Königs Rammannirar III., daß er Madai, Parsa, Palaschta und das Land Omris unterworfen habe. Er hat also Siege auf dem iranischen Hochlande erfochten, über die Meder und Perser, über das Reich Israel und über die Philister. Das letzte Jahrhundert der assyrischen Geschichte ist das glänzendste; es ist erfüllt von den Taten des gewaltigsten Königsgeschlechts, das der alte Orient erzeugt hat, der Dynastie der Sargoniden. 722 v. Chr., als König Salmanassar IV. in Syrien zu Felde lag und eben dem israelitischen Reich ein Ende bereitet hatte, erhob sich in Assur ein Usurpator gegen ihn: Scharrukin, in der Geschichte bekannt als Sargon II. Die Sargoniden: Sargon selbst, sein Sohn Sanherib, sein Enkel Asarhaddon und sein Urenkel Assurbanipal, haben das assyrische

Weltreich verwirklicht. Nirgends in der Weltgeschichte finden wir noch einmal eine solche Aufeinanderfolge von vier Generationen einer Dynastie, wo der Sohn gewaltiger ist, als der Vater oder den Vater an Größe erreicht. Hindernisse auf ihrem Wege gab es für diese Könige nicht; was sie wollten, das setzten sie durch. Sogar Ägypten wurde ein Bestandteil des assyrischen Reichs. Mit Assurbanipal erreicht die Macht Assurs ihren Höhepunkt. Das ganze untere Asien ist ihr unmittelbar unterworfen, Ägypten und Iran abhängig, selbst von Lydien kommen Gesandtschaften. Eine ungeheure militärische Kraft hat in dem assyrischen Volk gesteckt und seine Kriege haben einen unauslöschlichen Eindruck auf die Welt gemacht. Unter Assur sind die semitischen Stämme zum ersten- und wohl auch zum letztenmal zu einer Herrschaft vereint gewesen, die sich weit über die ihnen gesetzten Grenzen erstreckte und ihnen den ersten Rang in der damaligen Welt gab. Gleichzeitig mit dem Aufkommen dieses semitischen Weltstaats erreicht auch die politisch zwar von Assyrien unabhängige, aber durch die Herrschaft der Assyrer über Phönizien indirekt berührte Ausbreitung des Semitentums nach Westen infolge der phönizischen und karthagischen Kolonisation ihre Höhe. Vom 10. bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. gehen alle bedeutenden Ereignisse der Weltgeschichte von Assyrien aus, und soweit Vorderasien bis dahin noch nicht ein einheitliches Kulturgebiet gewesen war, wurde es jetzt dazu gemacht. In dieser Beziehung war freilich Assur selbst abhängig von Babel, das es politisch beherrschte. Und wenn auch die babylonische Kultur während des Jahrtausends von Chammurabi bis auf Alexander den Großen in entwicklungsgeschichtlichem Sinne ebenso wenig Fortschritte gemacht zu haben scheint, wie die ägyptische während des gleichen Zeitraums, so war es doch von großer Bedeutung, daß sie durch die Assyrerherrschaft einen immer weiteren Kreis von Völkern ergriff und beeinflußte.

Dem letzten und vielleicht dem größten Könige, der diesen gewaltigen Militärstaat in ungebrochener Machtfülle beherrscht hat, Assurbanipal, verdanken wir fast unsere gesamte heutige Kenntnis von der Geschichte Vorderasiens während der babylonisch-assyrischen Kulturepoche. Assurbanipal ließ die königliche Bibliothek von Ninive anlegen, eine große Tontafelsammlung in Keilschrift, die wie es scheint alles Wissen der damaligen Zeit enthielt. Über 22000 Tafeln und Fragmente dieser Sammlung wurden 1854 im Schutt des königlichen Palastes entdeckt. Von hier stammt unser hauptsächlichstes Wissen über die assyrische und babylonische Geschichte und Literatur, und darüber hinaus haben uns die in den Tafeln enthaltenen grammatischen, lexikalischen und Übersetzungswerke die Möglichkeit auch zur Enträtselung der Sprache der Sumerer gegeben. Noch aber war kein Menschenalter seit dem Tode des gewaltigen Königs vergangen, als das assyrische Reich plötzlich zusammenbrach. Die uns überlieferte schauerlich-heroische Schlußszene der assyrischen Geschichte, die Selbstverbrennung des Königs in seinem Palast mit samt seinen Frauen und Schätzen, als der Tigris die Mauer von Ninive eingerissen hatte und die verbündeten Meder und Babylonier in die Stadt eindrangen, kann historisch sein. Ninive wurde von Grund auf zerstört. Nie sind ein Reich und eine Stadt von solcher Bedeutung so schnell und so vollkommen der Vergessenheit anheimgefallen, wie Assur und Ninive.

Im unteren Asien wurde das neubabylonische Reich unter Nabopolassar und seinem größeren Sohne Nebukadnezar der Erbe von Assur; auf dem iranischen Hochlande die Meder und nach ihnen die Perser. Der erstere größere Staat auf dem Plateau ist Medien gewesen, das im 7. Jahrhundert v. Chr. die Hegemonie über die iranischen Stämme gehabt zu haben scheint. Seine Kultur ist auf friedlichem wie auf kriegerischem Wege von Babylonien und Assur her beeinflußt gewesen, und

wir müssen uns die Paßstraße durch den Zagros, die Völkerpforte zwischen dem oberen und dem unteren Asien, als den Weg denken, auf dem diese Beziehungen vermittelt wurden. Die Persis dagegen, der südlichste kulturfähige Teil Irans, stand nicht so sehr mit Babylon in natürlicher Verbindung, als mit Elam. Elam und die elamitische Kultur gehören noch zu den Rätseln der asiatischen Geschichte. Die materielle Grundlage der uralten Entwicklung Elams bildet die von den Flüssen Kercha und Karun aufgeschüttete Alluvialebene. Politisch gehörten die Elamiter von Anfang an zu den stärksten Völkern in Vorderasien; sie haben vorübergehend selbst Babylon beherrscht und sind von den Assyrern erst ganz zuletzt überwältigt worden. Kulturell erscheinen sie durch die Übernahme der Schrift etwa im 3. Jahrtausend v. Chr. von den Sumerern abhängig; ihrer Sprache nach sind sie ein Volk für sich gewesen, dessen ethnographische Zugehörigkeit noch im dunkeln liegt.

Nachdem Assyrien untergegangen war, gewann der Achämenide Cyrus, König der Perser, die Herrschaft über Elam und verlegte seine Residenz aus der Persis in das reiche Tiefland nach Susa. Diese Eroberung hat den Anfang der persischen Macht gebildet. Susa ist im Bewußtsein der Orientalen wie der Griechen die eigentliche Hauptstadt des Perserreichs geblieben, hier stand die Königswohnung der Achämeniden, deren Bauten, nach dem Zeugnis der Überreste auf dem alten Burghügel, die uns französische Ausgrabungen aufgedeckt haben, zu dem wunderbarsten gehört haben müssen, was der alte Orient hervorgebracht hat. Durch die Vereinigung Elams mit dem persischen Stammlande erhielt Cyrus die Macht, um den Medern, den nächsten Verwandten der Perser, die Vorherrschaft über Iran zu entreißen. Auch bei ihm kehrt in der Überlieferung das alte Heroenmotiv wieder: von dem in der Ver-

borgenheit aufgewachsenen, auf wunderbare Weise am Leben erhaltenen Helden, wie bei dem semitischen Urkönig Sargon von Akkad, wie bei Moses, wie bei Romulus und anderen.

Der Sieg über die Meder und die Einigung von ganz Iran schufen eine neue Großmacht; darnach aber führte die Eroberung von Kleinasien und Babylonien das persische Reich seinem Umfange wie seinem Wesen nach über alle anderen Großreiche hinaus, die vorher existiert hatten. Der Krieg mit Krösus von Lydien, durch den das Reich des Cyrus, das im Osten bereits an die indische Welt grenzte, im Westen griechische Untertanen erhielt, ist von der Überlieferung lebhaft ausgeschmückt worden; entscheidend war nicht er, sondern die Gewinnung von Babylon. Damit fielen auch die westlichen Länder, die aus dem assyrischen Erbe an das neubabylonische Reich gekommen waren, an Cyrus. Der materielle Schwerpunkt der damaligen Welt war aber Babylonien. Weder im oberen noch im unteren Asien gab es ein zweites Land, das sich an Volkszahl, Steuerkraft und sonstigem Ertrage mit ihm vergleichen ließ. Babylon war die wirtschaftliche Hauptstadt der damaligen Welt. Was um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. in den Westländern an Handel existierte, die phönizischen Seestädte und die Griechen mit einbegriffen, konnte keinen Vergleich mit ihm aushalten. Die Phantasien der Griechen über die Größe der Stadt sind zwar ins Gewaltige übertrieben, denn die deutschen Ausgrabungen während des letzten Jahrzehnts haben uns gezeigt, daß der Umfang der Mauern von Babylon nicht 90 oder gar 120, sondern nur 17 bis 18 Kilometer betrug, aber eine solche Stadt war für jene Zeit schon etwas ganz unsagbar Großes. Die Wichtigkeit dieses Besitzes folgte aus dem großen Ertrage des fruchtbaren, dichtbevölkerten Ackerlandes und aus dem Handelsreichtum. Babylon war das Emporium für alles, was aus dem Osten und aus Arabien kam und was die Euphratländer selbst produzierten. Schon in ältester Zeit,

unter den Sumerern, ist hier Edelmetall der Wertmesser, und das ist immer ein Zeichen von Handelsreichtum und materieller Leistungsfähigkeit. Kriegsmannschaft haben die Großkönige aus Babylonien schwerlich gestellt bekommen, aber Geld erhielten sie von dort in Fülle. Von den Tagen des Cyrus an hat daher der Besitz des bewässerten Alluviallandes über die Vormacht in Asien entschieden. Cyrus und sein Sohn Kambyses, der Ägypten gewann, haben die Länder erobert, die in der Folge das persische Reich ausmachten, aber der wirkliche Gründer dieses Reiches ist nicht Cyrus, sondern Darius I. Ohne diesen größten der persischen Könige wäre das iranische Weltreich nur eine Erscheinung von kurzer Dauer gewesen und sein Dasein hätte schwerlich einschneidende Folgen für die Universalgeschichte gehabt; durch Darius aber ist das persische Königtum zu einem Faktor geworden, der die Geschichte der Menschheit von Grund auf mitgestaltet und ihr große und folgenreiche Züge arischen Wesens aufgeprägt hat. Darum ist hier der Ort, um einer Überblick über die bis dahin stattgehabte Entwicklung des menschlichen Geistes zu gewinnen.

Am Anfang des Geistes steht die Religion. Zwischen aller Religionsauffassung bei den geschichtlichen wie bei den Naturvölkern gibt es einen tiefgehenden Unterschied: den, ob sich die Menschen die göttlichen Mächte, an die sie glauben, als örtlich beschränkte oder als universale Gewalten vorstellen. Auf die große Wichtigkeit dieses Gegensatzes bei den Völkern des Altertums hat Ranke hingewiesen. Man kann sagen, daß die universale Gottesidee ein Kennzeichen derjenigen Völker ist, die zu fortdauernder Entwicklung bestimmt sind, während die lokale Bedingtheit das Gegenteil bedeutet. Die Ägypter, die ältesten aller geschichtlichen Menschen, besaßen eine

religiöse Ideenwelt, in der die Lokalgottheiten ganz und gar herrschten. Mit der Fortbildung des religiösen Denkens nahmen einzelne Göttergestalten, Amon, Osiris, Isis und andere, allgemeinere Züge an; ursprünglich sind aber auch sie bloße Ortsgottheiten. Daneben wurden die großen kosmischen Gewalten verehrt, die Sonne, der Mond, der Frühling, der Nil. Gegen Ende des alten Reichs kommt ein besonderer Sonnenkultus auf, und bei den Großen, den „Wissenden", entwickelt sich der Dienst des Sonnengottes Rê als des Weltenherrschers zu einer Art von solarem Monotheismus. Diese theologisch-geheimnisvolle Weisheit der Priester begegnet in den heiligen Texten öfters, und es scheint, daß die Gebildeten überhaupt in sie eingeweiht waren. Man kann also zwar nicht sagen, daß der ägyptische Geist unfähig gewesen ist, die Idee des Universalen in der Religion zu erzeugen, wohl aber, daß er nicht fähig war, sie religiös fruchtbar zu machen. Die populäre Kraft der ägyptischen Religion lag nicht in dem Gedanken des „Einen", an den die Priester von Heliopolis glaubten, sondern bei der phantastisch-grotesken, sinnlich roh dargestellten und verehrten Götterwelt der einzelnen Orte und Gaue.

Auch bei den Semiten gewahren wir als den ältesten und kräftigsten Religionsdienst den der Lokalgottheiten, der Baale, und daneben den Kultus der Naturgewalten. Außerdem aber haben die Semiten die lebhafte Vorstellung besessen, daß ein jedes Volk seinen eigenen Gott habe. Um sich das zu vergegenwärtigen, braucht man nur an Assur zu denken, den Gott der Assyrer, an Jahweh von Israel oder Marduk von Babel. Auch die semitischen Gottheiten nehmen mit der Zeit vielfach universale Züge an, aber das eigentliche Element der Volksreligion blieb der Dienst der nationalen und der lokalen Gewalten. Auf jedem hohen Berge und unter jedem grünen Baum, so werfen die alttestamentlichen Propheten dem Volke vor, habe es seine Götter gesucht, und besonders kennzeichnend ist jene Erzählung,

nach der Wegführung der israelitischen Vornehmen in die Gefangenschaft nach Assyrien hätten die neuen Bewohner des Landes, die der Assyrerkönig dort ansiedelte, den Dienst des Landesgottes von Israel nicht gekannt, darum habe Jahweh Löwen unter sie gesandt, die sie plagten, bis einer der deportierten Priester aus Assyrien zurückkehrte und das Volk die Opfer und Riten des Jahwehkultus lehrte. Auch Davids Klage gegen Saul ist, daß er ihn aus dem Lande Jahwehs vertrieben und ihn genötigt habe, den Göttern der Philister zu dienen.

All diesen Vorstellungen von der Gottheit fehlt von Natur das Element des Sittlichen. Von jeher haben die Sterblichen die Erfahrung gemacht, daß sie nicht selbst ihres Lebens und Glückes Herr sind, sondern daß ihr Dasein und Wohlergehen von überlegenen Gewalten abhängig erscheint. Krankheit, Tod und Unglück betreffen den Menschen, und je näher sich dieser noch dem Naturzustande befindet, desto weniger ist er imstande, nüchtern das Gesetz von Ursache und Wirkung auf jene Fälle anzuwenden. Noch heute herrscht bei vielen ursprünglichen Völkern der Glaube, daß jeder nicht durch äußere Gewalt herbeigeführte Tod unnatürlich sei. Die Religion ist also so alt, wie das Nachdenken der Menschen über das Todesrätsel, d. h. ihre Anfänge fallen mit dem Erwachen des menschlichen Selbstbewußtseins überhaupt zusammen. Es ist nur ein notwendiger Schritt weiter, wenn der Mensch alle Schwierigkeiten und Gefahren, die ihm aus den äußeren Naturvorgängen drohen, auf die Wirkung überlegener Gewalten zurückführt, die in den Dingen hausen. Das Selbstverständliche für den primitiven Menschen ist nicht Reflexion über die inneren Gründe des Naturgeschehens, sondern viel näher liegt es ihm, sich die Erfahrung seiner vollkommenen Abhängigkeit von den starken und willkürlich waltenden Kräften der Natur religiös, d. h. durch den Glauben an das Übernatürliche zu erklären. In

keinem Fall war daher die Idee des Sittlichen irgendwo mit den Anfängen der Religion zugleich gegeben, sondern das waren immer nur Motive, die aus der Furcht ums Dasein und aus dem Streben nach Sicherung des Lebens und der persönlichen Wohlfahrt gegenüber den unbekannten Mächten entsprangen. Erst auf einer hohen Stufe sind die Menschen dazu gelangt, Religion und Sittlichkeit mit einander zu verbinden. Daher erscheint auch bei den Ägyptern und bei den Semiten der Gottesbegriff dort, wo er seinen Anfängen noch näher steht, sittlich indifferent. Die Götter werden als willkürlich ihre Macht übende Wesen gedacht, die man durch Opfer und Flehen besänftigt und zur Gnade geneigt macht, durch Nichtachtung oder, sei es selbst unwissentlich, durch falsches Verhalten erzürnt. Sie schütten Grimm und Wohltun aus, wie sie wollen. Die ägyptischen Göttersagen triefen von Blut und Gewalt, und in der ältesten Zeit muß auch der Kultus entsprechend gräßlich gewesen sein. Später wurden die Opfertiere nur noch mit einem Stempel gezeichnet, auf dem ein Mensch, an den Pfahl gebunden und mit einem Schlachtmesser an der Kehle, abgebildet war; ursprünglich aber wurden wirklich Menschen geopfert, um die Götter zu befriedigen. Die ältesten Denkmäler zeigen noch, wie die in der Schlacht Getöteten reihenweise den Göttern zu Ehren aufgeschichtet werden, und ein alter Mythus erzählt, Rê habe einmal die Menschen vernichten wollen und die Löwengöttin Sechmet auf sie losgelassen; dann, als er ihrem Wüten Einhalt tun wollte, habe er aus Menschenblut einen Rauschtrank gemacht und ihr diesen zu trinken gegeben.

Auch die semitischen Religionen sind voll von Barbarei, und es ist bezeichnend für die semitischen Völker, daß bei ihnen wie in Ägypten mit solchem Stand des religiösen Empfindens sich eine hohe äußere Kultur einen konnte. Nicht Intensität dieses Empfindens ist es, die wir ursprünglich bei den Semiten vermissen. Im Gegenteil, es hat vielleicht nirgends auf der Welt

größere religiöse Glut gegeben, als bei ihnen. Das hat aber an sich nichts mit der Sittlichkeit zu tun. Auch die berühmten babylonischen Bußpsalmen zeigen zwar den Betenden in tiefer Selbsterniedrigung vor der Gottheit, aber wir würden irren, wollten wir diese Sündenbekenntnisse vor allen Dingen auf das sittliche Gebiet beziehen. Wie die Religiosität auf dem Gebiet der alten babylonischen Kultur in Wahrheit aussah, das zeigen uns eher die in unabsehbarer Menge erhaltenen babylonisch-assyrischen Wahrsage-, Zauber- und Beschwörungstexte. Zeichendeutungen und Sühneformeln, magische Kulthymnen, das Rauschen des Schilfrohrs, die Risse auf den zum Tempelbau bestimmten Backsteinen, die Linien in der Leber des Opfertiers und vielerlei anderes dieser Art erfüllten die babylonische Religion. Besonders aber ist sie, wie größtenteils auch bei den übrigen Semiten, durch das übermäßige und zügellose Vorwalten der Sinnlichkeit in Kultus charakterisiert. Die wildesten Ausschweifungen des Sexuallebens wurden in die Gottesdienste und religiösen Feste einbezogen.

Demütige Hingabe und Unterwerfung, reichliche Opfer und kultische Dienste aller Art verlangen die Götter der Semiten, die man als unberechenbar und triebhaft handelnde Gewalten empfand, von ihren Verehrern, ohne daß ursprünglich deren innere, moralische Beschaffenheit dabei mit in Frage kam. Der König Chammurabi führt seine Gesetze zwar mit der Formel ein, der Sonnengott selbst habe sie ihm mitgeteilt, aber ein Bekenntnis zur Gottheit als zur Quelle des Rechts und der Gerechtigkeit bedeutet das ebensowenig, wie die alttestamentliche Erzählung, daß Mose den ersten Dekalog, der noch keine ethischen, sondern kultische Gebote enthielt, von Jahweh selbst auf dem heiligen Berge empfangen habe. Dieser alte Jahweh vom Sinai wußte vom ewigen Sittengesetz noch ebensowenig, wie Marduk und Assur oder der Ellil der Sumerer.

In eine andere Welt treten wir bei den Ariern. Auch hier sind Züge äußerster Barbarei, bis zu den Menschenopfern, den früheren Entwicklungsstadien der Religion nicht fremd, aber allem arischen Religionswesen eignet von Anfang an ein bestimmender Zug, der den Ägyptern wie den Semiten und ebenso den meisten Naturvölkern in Vergangenheit und Gegenwart fehlt: die Universalität der Gottesvorstellung. Mit ihr verband sich das freundlich-vertraute Verhältnis zwischen den Göttern und den Menschen. Aus diesen Wurzeln ist die ethische Gottesidee hervorgewachsen. Für die arischen Völker, die an die Allgegenwart und an das Weltwirken ihrer Gottheiten glaubten, war es auch natürlich, die eigenen Götter in denen anderer Nationen wiederzufinden. Für die Ägypter aber war es eine unmögliche Sache, den Ptah von Memphis oder den Amon von Theben irgendwelchen Göttern außerhalb Ägyptens gleichzusetzen, und ebenso blieb Assur der Gott der Assyrer und Marduk der Herr von Babel. Es ist leichter, von der Vielheit der Götter zum geistigen Monotheismus vorzudringen, als von ihrer wesenhaften Gebundenheit an Völker und Orte. Ebenso verheißend für die Zukunft ist es, wenn wir schon in der Urzeit der Arier den höchsten, den Himmelsgott, mit dem Vaternamen genannt finden. Der „lichte Gott", der die Welt umspannt und regiert, der Regen und Fruchtbarkeit spendet und seine Feinde mit dem Blitzstrahl bezwingt, der alle lebenden Wesen, Götter und Menschen, geschaffen und gezeugt hat: bei Indern, Griechen und Römern heißt er der Vater Djeus. Aus dieser, von der ägyptischen und sumerisch-semitischen Religion weit abweichenden Gottesvorstellung der Indogermanen stammt das Streben der von ihr ausgehenden religiösen Bewegungen, über die Schranken des Volkstums hinaus ein universales Ziel zu verfolgen. Auch das geschlechtliche Element ist der ältesten Religion der Arier nicht fremd, aber welch ein Unterschied besteht zwischen dem zugleich naiven

und erhabenen Naturmythus vom Vater Djeus, der sich im Regen mit der Mutter Erde vermählt, und dem wilden und ausschweifenden Sexualismus des Istar- oder Adoniskults bei den Semiten!

Freiheit, Kühnheit und eine gewaltige schöpferische Kraft der Phantasie treten uns schon in der alten arischen Religion entgegen, und außerdem als ein besonders kostbares Gut die Gabe des idealistischen Enthusiasmus. Auf das lebendigste empfinden wir die arische Art, wenn wir sie mit der semitischen Welt vergleichen, deren poetisch-religiöse Schöpfungen, selbst wenn sie uns gleich denen des Alten Testaments von Jugend auf nahegebracht sind, meist doch etwas innerlich Fremdes behalten. Höchst charakteristisch für die arische Religion ist der Ritus des Somatrunks bei den Iraniern und Indern. Der Soma ist das berauschende Opfergetränk und zugleich die göttliche Kraft, ja der Gott selbst, der in den Menschen fährt, sein Vermögen erhöht, seine Phantasie bezwingt, sein Denken und Wollen mit Energie durchdringt. Man hat die Somapflanze, aus deren gärendem Saft der Trank gebraut wurde, noch nicht wieder gefunden. Als die arischen Menschen ihre Macht entdeckten, konnten sie sich diese nur durch göttliche Wirkung erklären, aber der wunderbare Rausch erschien ihnen nicht als taumelnde Lust, als besinnungslose Hingabe von Körper und Geist an die Begierden der Trunkenheit, sondern als Steigerung des Menschentums zu Heldenkraft und Kühnheit. Auch die Götter vollbringen ihre wunderbaren Taten unter der Wirkung des Soma, darum ist er ihnen unschätzbare Opfergabe. Es gibt einen Hymnus an Varuna, die göttliche Verkörperung der Kraft und der Ordnung, die in der Natur wie im menschlichen Leben waltet. Darin heißt es: „Varuna ist der Halter der Wesen, der in den Wäldern die Luft ausgebreitet hat, in den Rossen die Raschheit, in den Kühen die Milch; in die Herzen hat er den Willen

gesetzt, in die Wasser das Feuer — den Blitzstrahl aus der Regenwolke — an den Himmel die Sonne, auf den Berg den Soma." Welch eine Höhe religiöser Gedanken spricht aus diesem Liede! Wo bleiben vor ihm die Götter von Memphis und Theben, von Babel und Assur!

Die Götter sind es, die dem arischen Menschen helfen, denn der Mensch ist ihres Geschlechts, und zum Wesen der großen und lichten Gottheiten gehören Güte und Heldentum. Daher hat die Religion bei den Iraniern die Kultur so mächtig gefördert. Den Acker bestellen, das Rind pflegen, das Land bewässern, den Hausstand führen, ist göttliches Gebot; aber die Wahrheit lieben und die Lüge bekämpfen, gute Gedanken, Worte und Werke, sind dem gleich. Den Iraniern hat sich zuerst die erhabene Idee einer unverbrüchlichen, Menschen, Götter und alles Geschehen im Himmel und auf Erden gleich umfassenden Weltordnung offenbart. Es ist das Arta, das der Mensch erkennen, dem er sich unterordnen muß, wenn er sein Ziel erreichen will. Ihre Höhe erreicht die religiöse Erkenntnis der Arier in der priesterlichen Prophetengestalt des Zarathustra oder Zoroaster, der unmittelbar vor dem Aufschwung der Perser unter den ersten Achämenidenkönigen im Westen von Iran aufgetreten zu sein scheint. Man hat beweisen wollen, daß er eine mythische, keine geschichtliche Figur sei, aber nichts ist natürlicher, als daß auch bei den Iraniern der weltgeschichtliche nationale Aufstieg mit einer starken Entfaltung des geistigen Lebens in Verbindung gestanden hat. Die großen Epochen und die großen Persönlichkeiten gehören stets zu einander.

Zarathustra hat aus den roheren Elementen der alten Volks- und Priesterreligion die sittlich wertvollen Ideen herausgehoben und sie in ein einziges, großes, von ethischen Prinzipien getragenes Weltbild zusammengearbeitet. Er drang bis zu dem Gedanken der göttlichen Weltschöpfung nicht im mythologischen, sondern im geistigen Sinne vor und stellte die

Verbindung von Gottesglaube und persönlicher Sittlichkeit mit solcher Kraft in den Mittelpunkt der Religion, daß damit bereits im wesentlichen die Höhe aller späteren Erkenntnis erreicht war. Ranke sagt, die persische Religion sei auf den Anbau von Iran gegründet gewesen. Darum ist auch die dualistische Auffassung Zarathustras vom Gegensatz des Guten und des Bösen dem Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur parallel. Der Vendidad, der älteste Teil des Avesta, des leider nur in einer späteren Form auf uns gekommenen Religionsbuchs des Zoroaster, beginnt mit einem Gespräch zwischen dem Propheten und dem höchsten Gott Ahuramazda oder Ormuzd. Ahuramazda berichtet von der Schöpfung der ersten Länder als menschlicher Wohnstätten; Baktrien, Sogdiana und andere werden genannt. „Eine Schöpfung der Anmut", heißt es, „habe ich als die erste geschaffen. Die zweite, ihr Gegenstück, eine menschenverderbende, hat Angromainyus geschaffen!" Angromainyus ist der Ahriman der späteren Perser, der Böse. Jeder Schöpfung des guten Gottes setzt er eine arge Gegenschöpfung entgegen: verderbliche Gegenden, tödliches Ungeziefer, langdauernde Winter, Trägheit, Zweifel, Mord. So sieht die iranische Religion die kulturfeindlichen Gewalten in der Natur, ja in der Tierwelt, unter demselben Gesichtspunkt der Feindschaft gegen das gute Prinzip an, wie die sittlichen Verfehlungen. In ihr spiegelt sich der Kampf zwischen der auf Ackerbau gegründeten Gesittung des bewohnten iranischen Landes und der hier vom Menschen zurückgeworfen, dort gegen ihn vordringenden Wüste, zwischen dem ansässigen Bauern und dem Nomaden der Steppe. Am erhabensten aber in der zoroastrischen Welt erscheint der Gedanke, daß der Mensch selbst im Bunde mit den heilbringenden Kräften der Natur ein Genosse des guten Gottes Ormuzd in seinem Kampfe gegen Ahriman zu sein bestimmt ist. Von allen menschlichen Einrichtungen soll zuerst das Königtum alles Guten Vorfechter und alles Bösen Feind sein. In

dieser ethischen Auffassung ihres Lebenswerkes haben die alten persischen Könige, vor allem die machtvollste Persönlichkeit unter ihnen, Darius I., auch gelebt. Sein Bekenntnis in den Felsinschriften, in denen er Rechenschaft von seiner Regierung gibt, gehört zu dem Großartigsten, was je Könige geschrieben haben: „Wenn Du fragst wieviele waren der Länder, die König Darius regierte, so sieh das Bild derer an, die meinen Thron tragen, auf daß Du sie kennst. Dann wirst Du wissen, daß der Speer des persischen Mannes weit gedrungen ist und daß der persische Mann Schlachten geschlagen hat ferne von Persien. Ahuramazda übergab mir diese Länder, als er sie in Aufruhr sah, und verlieh mir über sie die Herrschaft; durch die Gnade Ahuramazdas habe ich sie wieder geordnet. Groß war die Lüge geworden in den Ländern; Du, der Du nach mir König sein wirst, hüte dich sehr vor der Lüge!"

Zu diesem Bekenntnis des Darius bemerkt Ranke, da in dem persischen Königtum und in der persischen Religion die Idee der Ordnung, des Guten und der Wahrheit über allem gewaltet, so sei es nicht eine Überhebung zu nennen, wenn der innere Grund für die Aufrichtung der Herrschaft der Perser darin gesetzt werde, daß alle Länder in Aufruhr und Unordnung gewesen seien und der höchste Gott diesem Zustande habe ein Ende machen wollen. In der Tat ist das persische Weltreich nicht denkbar ohne die Größe der iranischen Religion, und auch wenn wir nichts von dieser wüßten, so wären wir genötigt, aus dem Emporsteigen der Perser selbst einen Rückschluß auf die moralischen Kräfte zu tun, die dabei wirksam waren. Der Mazdaismus, die Religion Zoroasters, ist aber auch auf die religiöse Gesamtentwicklung der Menschheit von dem größten Einfluß gewesen. Weder das spätere Judentum, noch das Christentum wären ohne ihn möglich, und vielleicht hätte auch die platonische Ideenlehre nicht ans Licht treten können

ohne die Lehre Zoroasters vom Fervor. Im Fervor liegt nach Ranke die tiefste moralische Idee des Aveſta; er ist das von Ormuzd gebildete reine Wesen des geistigen Geschöpfs, von demselben unzertrennbar und doch von ihm geschieden, geschaffen zum Kampfe gegen Ahriman und deshalb streitbar. Nach dieser Tiefe der zoroastrischen Religion, nicht nach den blutigen Haremsgeschichten, die aus der späteren Zeit des persischen Reichs überliefert sind, müssen wir den arischen Geist, so wie er sich bei den Iraniern entwickelt hatte, beurteilen.

Wir hörten, daß es noch eine andere arische Welt gab, außer der iranischen, die indische. Auch in Indien hat der arische Gedanke mit überwältigender Kühnheit den Flug zum Universalismus in der Religion genommen, in der brahmanischen Götterlehre und Philosophie und im Buddhismus. Indien aber ist durch tiefe Kluften von den Gebieten geschieden, auf denen die übrige Geschichte der Menschheit Jahrtausende lang sich abspielte; die indischen Arier lebten ihr Leben in jeder Beziehung aus sich selbst heraus und nach den inneren Gesetzen ihrer eigenen, von der übrigen Welt getrennten Entwicklung. Erst in weit späterer Zeit haben ihre geistigen Kämpfe und Errungenschaften Bedeutung für die Völker diesseits des Indus und des Himalaya erhalten, und es gehört nur zur Vollständigkeit des geistig-religiösen Weltbildes gegen die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr., wenn wir an dieser Stelle des indischen Königssohnes gedenken, dessen großartig entsagungsvolle Erlösungslehre in späteren Jahrhunderten ihren Weg so weit über die Grenzen ihres Ursprungslandes nehmen sollte. Aus demselben Grunde verweilen wir hier auch einen Augenblick bei der eigentümlichen Gestaltung, die eben um diese Zeit das sittliche Weltbild an einer Stelle der alten Welt erhielt, die noch entfernter und abgeschlossener war, als Indien, nämlich in China. Es ist

wunderbar, daß annähernd um dieselbe Zeit in Iran Zarathustra erscheint, in Indien Buddha, in Griechenland die ersten philosophischen Gedanken sich regen, in Palästina der israelitische Prophetismus auf seiner Höhe steht und in China die große Gestalt des Meisters Kung — Confucius — uns begegnet.

Nach der chinesischen Überlieferung sind von den ältesten Herrschern bis Confucius mehr als anderthalb Jahrtausende vergangen, so viel, wie von der Einwanderung der Arier nach Iran bis auf Zarathustra. Confucius hat die Frage nach der Gottheit im überweltlichen Sinne überhaupt abgelehnt, aber dem „Edlen", d. h. dem Idealmenschen, die Kraft zugeschrieben, dadurch, daß er sittliche Selbstbeherrschung zu seinem Lebensprinzip macht, Staat, Menschheit und Natur auf die Höhe einer Art von prästabilierter Daseinsharmonie zu führen. Diesem konfucianischen Ideal entspricht es, wenn die chinesische Überlieferung keine anderen geschichtlichen Heroen kennt, als solche der positiven, das Zusammenleben und die Ausbreitung der Menschen fördernden Kulturarbeit. Statt der Heldengestalten der Iranier, der Griechen und der Semiten, die die Erde mit Waffengetöse erfüllen, Drachen töten, den Himmel stürmen und selbst mit den Göttern kämpfen, treten uns bei den Chinesen die großen und heiligen Könige der Vorzeit entgegen, die den Lauf der Flüsse regelten, Felsen sprengten, den Ackerbau lehrten und durch das innere Gleichmaß ihres sittlichen Wesens der Welt den Lauf wiesen. In diesen Gestalten spiegeln sich die großen Vorbedingungen der chinesischen Kultur: die mächtige Zusammenfassung menschlicher Einzelkräfte zur Bezähmung des verheerenden Riesenstroms und die unabänderlich gleichmäßige Naturgrundlage eines Klimas, das sich durchaus von dem der westlichen Länder unterschied und unendlichen Menschenmassen das Dasein ermöglichte.

Am wunderbarsten erscheint um die Zeit das Aufkommen des israelitischen Prophetismus: wunderbar vor allem, weil er inmitten des semitischen Religionswesens ein ganz und gar unsemitisches Prinzip verwirklicht, nämlich die innige Verbindung des Religiösen mit dem Sittlichen. Der erste große Prophet war Amos. Er sagte von Jahweh, daß dieser die Opfer und Feste der Israeliten hasse und das Geplärr ihrer Kultlieder nicht hören wolle; Recht aber sollten sie vor ihm fließen lassen wie Wasser und Gerechtigkeit wie einen nimmer versiegenden Bach. Lassen wir von Amos und Jesaia, von Jeremia und dem großen Unbekannten, den man den zweiten Jesaia nennt, unsere Blicke durch das ganze übrige semitische Gebiet schweifen, von Babylonien und Arabien über Syrien und Phönizien bis zu den Puniern im äußersten Westen, so finden wir nirgends als in Israel einen deutlichen Ansatz zur Versittlichung der Religion, und auch hier stehen wir vor dem plötzlichen Auftreten des ethischen Prophetismus wie vor einem Rätsel. Nur ein Jahrhundert vor Amos lebte Elia, der den Zorn Jahwehs befriedigte, indem er die Baalspriester vor ihm schlachtete. Und noch an seinen Schüler Elisa erging nach der Salbung Jehus, als dieser König in Jesreel von den Köpfen der Nachkommen Ahabs die beiden Schädelpyramiden errichtet hatte, das Wort Jahwehs: „Weil Du wohl ausgerichtet hast, was ich Dir aufgetragen habe und durchaus nach meinem Willen getan hast, so sollen Deine Nachkommen bis ins vierte Glied auf dem Thron des Königreichs sitzen!" Das ist bei den Israeliten die wirkliche Religion noch unmittelbar vor dem prophetischen Zeitalter. Um so wunderbarer wirkt das plötzliche Emporleuchten der hohen Erkenntnis, daß Gott auf die Gesinnung des Herzens und auf das Verhalten gegen den Nächsten mehr sieht, als auf alle Opfer und allen sonstigen Kultus, und daß er keineswegs auf die Verehrungen der Israeliten angewiesen ist, sondern die Geschicke

der Völker lenkt. Das Dogma erklärt, hier liege eben eine wunderbare und unmittelbare Offenbarung Gottes vor, aber das geschichtliche Verständnis kann mit solcher Erklärung nichts anfangen, denn es kennt keine andere Offenbarung, als ein vom Gegebenen zum Kommenden fortschreitendes Erkennen. Wo solche Erkenntnis in der Intuition des religiösen Genius aufleuchtet, nennen wir sie geoffenbart. Aber auch die Intuition kann nicht aus dem leeren Raum entstehen, sondern nur aus der Geschichte und aus den ureigentlichen Veranlagungen jedes einzelnen Zweiges des Menschengeschlechts, die sich inmitten aller Abwandlungen erhalten und stets von neuem zutage treten, ohne daß wir ihr innerstes Wesen aufzuhellen und ihre Entstehung zu erklären vermögen.

Wollen wir uns den Prophetismus deuten, so müssen wir durchaus an die Tatsache denken, daß gerade auf dem Boden Palästinas arische Elemente sich festgesetzt hatten und in das israelitische Volkstum übergegangen waren. Damit muß es zusammenhängen, daß in der ganzen semitischen Welt allein bei den Israeliten eine geistige Entwickelung von der Kraft und Tiefe stattgefunden hat, wie die Prophetie des Alten Testaments sie uns zeigt. Wir erinnern uns daran, daß auch der griechische Geist das Erzeugnis einer solchen Mischung zwischen den einwandernden Indogermanen und dem alten minoischen Kulturvolk war und daß die erste Kulturblüte in Sinear aus der Verschmelzung des sumerischen und des semitischen Elements hervorgegangen zu sein scheint. Auch auf dem Boden Italiens ruht das alte Rom auf einer solchen doppelten Grundlage, der latinischen und der etruskischen. Dieses Zusammenwachsen verschiedener, einander fremder aber der Synthese fähiger Bestandteile muß es sein, wodurch, sobald der Vorgang vollendet ist, die großen Persönlichkeiten ins Dasein gerufen werden, die die Weltgeschichte vorwärts bringen. Die Verkündigung der israelitischen Propheten trägt die

großen Züge der arischen Religiosität: den Universalismus der Gottesidee und den wesenhaft sittlichen Charakter der Gottheit. Zarathustra ließ die Vielgötterei der Iranier bestehen, wenn er sie auch durch die Idee des höchsten guten Gottes vertiefte. Er ging von dem arischen Pantheon aus und drang von dieser Grundlage nicht vollkommen bis zum Begriff des Absoluten, d. h. der Einheit Gottes vor. Und weil er nicht nur Prophet, sondern auch Priester war, so erschien ihm das kultische Ritual der vorhergegangenen Epoche als ein mit zu erhaltendes religiöses Gut. Der rein prophetische Gedanke bei den Israeliten stieß dagegen die kultischen, das heißt die heidnischen Überlebsel ganz und gar von sich und überwand gleichzeitig die heidnische Idee des Volksgottes durch die des Einen, Allwaltenden. Darum sind die Propheten zwar größer als Zarathustra, aber ihr Geist war aus der Welt Zarathustras befruchtet.

Am Anfang des Geistes, sagten wir, steht die Religion, und der religiöse Genius war von Anbeginn bei den Ariern. Die Leistungen der Semiten aber haben wir auf demjenigen Gebiet zu bewundern, auf dem sie groß waren: dem kulturellen. In den Dingen des bürgerlichen Lebens, des Handels, der Technik, der Künste und Wissenschaften, des geistigen und materiellen Verkehrs haben sie der Welt einen ungeheuren Besitz erarbeitet. Fast könnte es genügen, darauf hinzuweisen, daß bei ihnen die Erfindung des Geldes und der alphabetischen Buchstabenschrift gemacht worden ist. Schon im alten Sinear beruhten Handel und Wandel auf dem Verkehr mit Edelmetall, und die Urkunden aus der Chammurabizeit geben uns Einblick in ein aufs höchste entwickeltes geschäftliches Verkehrsleben. Das Prinzip der Lautschrift hatten allerdings die Ägypter gefunden, aber seine Aus-

gestaltung zu dem praktisch-brauchbaren alphabetischen System, mit wenigen ganz einfachen Schriftzeichen, haben offenbar die Phönizier zustande gebracht. Das semitisch-phönizische Alphabet liegt seinerseits dem griechischen und arabischen und damit der Schrift der meisten Kulturvölker zugrunde. Es bedarf keiner Erläuterung, welch unermeßliche Bedeutung das Vorhandensein der semitischen Buchstabenschrift für die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts gehabt hat. Unsere ganze Kultur ist ohne sie undenkbar.

Darüber hinaus haben die Semiten fast alle grundlegenden Formen des wirtschaftlichen Lebens für die Menschheit erarbeitet und zuerst das Recht ausgebildet. Die erste große Aufzeichnung der Grundsätze eines bürgerlichen Rechts sind die Gesetze Chammurabis. Die Idee, daß des Königs Weisheit das Recht findet und seine Macht es schirmt, ist bei den Semiten in alle: Schärfe vorhanden. Der weise und gerechte Richter ist von Urzeiten an eine semitische Idealfigur. Unermeßlich für den Fortschritt der Kultur ist auch die glänzende Betätigung des wirtschaftlichen Genies der Semiten im Handelsverkehr der alten Welt gewesen. Vom persischen Golf, vom Inneren Arabiens, bis zu den Säulen des Herkules, bis zur afrikanischen Westküste und den britannischen Inseln durchzogen ihre Schiffe und ihre Karawanen Land und Meer, tauschten die Güter zahlloser Länder mit einander aus, entschleierten das Weltbild und führten dem Wissen und der Erfahrung der Menschheit neue Nahrung zu. Was die Kunst der Babylonier vermochte, das sehen wir jetzt mit wachsendem Staunen aus den Ausgrabungen in Babylon und Susa, die zu dem Bilde, das uns bisher die assyrische Kunst geboten hat, auch noch die wunderbaren und vollendeten Reliefs und Dekorationen aus bunten glasierten Ziegeln hinzugefügt haben, wie sie den Palast Nebukadnezars und die Burg der persischen Könige schmückten. Welch eine unermeßliche Fülle geistigen

Lebens, von dem Urepos der Sintflut bis auf die Denkmäler der assyrischen Großkönige, steckte allein in der Bibliothek Assurbanipals in Ninive!

Diese ganze Summe semitischer Kultur wurde mit in die Herrschaft der Perser aufgenommen, als Babylon sich dem Cyrus ergab. Das Perserreich ist der erste große Anlauf zur Weltherrschaft der Arier, aber sein Bestand wurde durch die Kultur, die von den Semiten in Vorderasien geschaffen war, wesentlich mit bedingt. Schon in sprachlicher Hinsicht beruhte die Verwaltung der unteren Länder auf dem Gebrauch des Aramaeischen, derjenigen semitischen Sprache, die in der persischen Zeit und wohl auch schon vorher in Syrien und Mesopotamien herrschend geworden war. Welchen Einfluß das Aramaeische unter den Persern besaß, geht daraus hervor, daß es später die schriftliche Aufzeichnung der persischen Sprache im sogenannten Pehlwi, dem Mittelpersischen, beherrschte. Auch die Finanzen des Reichs stützten sich zumeist auf seine semitischen Bestandteile. Dadurch, daß zwei Jahrhunderte, von Darius I. bis auf Darius III., unter der Perserherrschaft in Asien Friede war, müssen die materielle Kultur, Volkszahl, Wohlhabenheit, Verkehr, Handel, Technik, eine große Blüte erreicht haben. Kriegerisch wurde das Staatswesen der Perser von der waffentüchtigen iranischen Ritterschaft getragen; wirtschaftlich lag sein Schwerpunkt in den fruchtbaren und dichtbevölkerten Landschaften des semitischen Asiens, vor allem im babylonischen Alluvium. Die persische Verwaltung war, nach modernem Maßstabe gemessen, primitiv, und der innere Zusammenhalt des Reiches war namentlich später nicht stark; für das Altertum muß anders geurteilt werden. Auf jeden Fall bedeutete die Perserherrschaft einen Fortschritt über die Staatsvorstellung bei den Semiten. Diesen trat der Begriff des Staats als eines politischen Gemeinwesens zurück hinter dem des Herrschaftsbereichs eines persönlichen Gewalthabers.

Demgegenüber bildete die Idee des persischen Königtums, die nicht nur auf der Gewalt der Waffen beruhte, sondern ebenso auf dem Asva, der göttlichen Weltordnung, unzweifelhaft etwas Höheres. Es fragte sich nun, ob das iranische Weltreich auch noch die Aufgabe würde lösen können, die ganz anders gearteten Völker des Westens mit in seinen Organismus aufzunehmen und ihre eigentümlichen Fähigkeiten zu entwickeln. Darüber sollte die Entscheidung in Kürze fallen.

Drittes Kapitel.

Die antike Kulturwelt.

Die politischen Gebilde, die nicht unter der Perserherrschaft standen, waren in der semitischen Welt Karthago, in der indogermanischen Griechenland und die Staaten und Völker auf der italischen Halbinsel. Der vergebliche Versuch des Königs Darius und seines Nachfolgers Xerxes, die Griechen in Europa zu unterwerfen, war nach seinen weltgeschichtlichen Folgen eines der entscheidenden Ereignisse für die Entwicklung der Menschheit im historischen Zeitalter. An den Perserkriegen hat sich der griechische Genius entzündet.

Wir wissen von den Griechen aus der Zeit vor ihrem Kampf mit den Persern im Grunde wenig. Ein immer bestimmter werdendes Ergebnis der heutigen Forschung ist der Gedanke, den wir bereits vertreten haben: daß das geschichtliche Griechentum ein Erzeugnis der Mischung zwischen den einwandernden indogermanischen Vorvätern der Griechen und jenem minoischen oder kretisch-karischen Kulturvolk gewesen ist, das vorher die Inseln und Randländer des ägeischen Meeres bewohnte. Auf diese vorgriechische Periode folgte die mykenische und danach die achäische oder homerische. Aus ihr besitzen wir als erstes wunderbares Denkmal des griechischen Geistes die beiden Heldengedichte der Ilias und der Odyssee. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß auch in dieser frühgeschichtlichen, bestimmt griechischen Zeit in bezug auf den materiellen Kulturbesitz,

auf die geistigen und religiösen Ideen der Griechen sehr starke Einflüsse aus dem semitischen Vorderasien wirksam gewesen sind. Hinderlich ist es, daß die eigene Überlieferung der Griechen von ihrer Vergangenheit unzuverlässig erscheint und daß wir die Bedeutung des Einbruchs der Dorer, durch den sich alle Verhältnisse der homerischen Griechenwelt umgestalteten, nicht recht kennen.

Aller Größe der Griechen zugrunde liegt aber Waffentüchtigkeit. Was an Gedanken geäußert ist über die Beweglichkeit, Freiheit und Höhe des griechischen Geistes, wodurch dem Griechentum sein Einfluß in der Geschichte erwachsen sei, ist nur halb richtig, wenn man nicht mit der gleichen Bestimmtheit darauf hinweist, daß die Griechen unter allen Völkern, die um das östliche Mittelmeer wohnten, die besten Waffen gehabt und das beste Kriegswesen ausgebildet haben. Das setzt Wohlhabenheit voraus, wie sie nur aus Handel und Geldwirtschaft folgt, denn die Rüstung war kostspielig; außerdem aber ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl, also bürgerliche Freiheit. Ohne die ist Kriegführen mit Bürgeraufgeboten nach griechischer Art nicht denkbar. Ihre Bewaffnung und ihre Erziehung zur Freiheit ermöglichte den Griechen auch die großartigste Leistung, die sie vor den Perserkriegen vollbracht und mit der sie den Grund zu ihrer Größe nach außen hin gelegt haben: ihre Kolonisation, die viel großartiger ist, als die phönizische. Sie hat in kultureller Beziehung Bedeutendes, in wirtschaftlicher noch Größeres geleistet, und wären die Städte des griechischen Mutterlandes nicht in ununterbrochenem Verkehr mit den überseeischen Siedlungen geblieben, hätte die Aufschließung eines nach dem Maßstab der damaligen Weltverhältnisse immensen Handelsbereichs das griechische Land rund um die Ägeis nicht so wohlhabend gemacht, wie es geschah, so hätte für den allgemeinen Kulturaufschwung während der Zeit der griechischen Blüte die erforderliche

Basis durchaus gefehlt. Griechenland für sich ist von Natur arm, und daß es eine so wohlhabende und kräftige, kulturell entwickelte und mit den besten Waffen der damaligen Welt ausgestattete Bevölkerung beherbergen konnte, ist nur denkbar, wenn der Handel große Erträge lieferte. Die Handelsblüte der griechischen Städte aber war überwiegend dadurch bedingt, daß die Kolonien wirtschaftlich und kulturell eng mit dem Mutterlande verbunden waren und den Zugang zu einem gewaltigen Wirtschaftsgebiet öffneten: den pontischen Skythenländern, dem Kaukasus, Thrazien, Kleinasien, Cypern, der nordafrikanischen Küste zwischen Ägypten und der Syrte, Unteritalien, ja selbst Nordspanien und Südgallien, wo Sagunt und das blühende Massilia die westlichsten Vorposten der griechischen Kolonialwelt bildeten. Die Gründung und Behauptung all dieser Plätze wäre den Griechen unmöglich gewesen, wenn sie nicht durch ihre Bewaffnung und ihr sonstiges Kriegswesen die Überlegenheit über die Eingeborenen besessen hätten. Unter den Wurzeln, aus denen nach dem Zusammentreffen mit den Persern die Blüte der griechischen Hochkultur erwuchs, darf also die Kraft des griechischen Kriegswesens nicht vergessen werden. Sie hat das eigentliche eherne Fundament für die griechische Kultur, für die Kunst des perikleischen Zeitalters, die Dramen der großen Tragiker, die Philosophie Platos und den späteren Hellenismus gebildet.

König Darius kam in Konflikt mit den europäischen Griechen durch den Aufstand, den die griechischen Städte an der kleinasiatischen Küste gegen seine Herrschaft erhoben, und die Hilfeleistung, die sie von den Griechen in Europa erhielten. Aristagoras von Milet begab sich nach Griechenland und zeigte erst dem König Kleomenes von Sparta eine in Erz gegrabene Karte des persischen Reichs. Er beschrieb ihm den Weg nach Susa und setzte ihm auseinander, daß die Perser nicht imstande

seien, dem Vormarsch einer griechischen Kriegsmacht unter Führung der Spartaner zu widerstehen. Nach der gewöhnlichen Meinung, die auch von den alten Schriftstellern geteilt wird, hat Aristagoras dabei vor allen Dingen die Überlegenheit der griechischen Rüstung und Bewaffnung über die persische und die allgemeine Kriegsuntüchtigkeit der „barbarischen" Heeresmassen im Auge gehabt. Seit Delbrücks Forschungen über die Perserkriege sehen wir uns aber genötigt, die Gesamtheit der Vorstellungen, die von den Tagen Herodots bis auf die Gegenwart über die kriegsgeschichtliche Seite jenes weltgeschichtlichen Kampfes geherrscht haben, von Grund auf zu revidieren. Nichts ist irrtümlicher, als der landläufige Glaube, die persischen Heere hätten aus unermeßlichen Scharen wenig kriegstüchtiger Barbaren bestanden, und die Griechen seien Sieger über eine unendlich stärkere Masse geblieben. Nach den Angaben der griechischen Geschichtsschreiber soll König Xerxes ungefähr eine Million Streiter, davon 80000 Berittene, 1200 Kriegsschiffe und 3000 Transportfahrzeuge gegen Griechenland geführt haben; außerdem einen ungeheuren Troß zu Lande. Auch bei Marathon sollen die Feldherren des Darius zehnmal stärker gewesen sein, als die Athener. Dem ist die einfache Rechnung entgegenzusetzen, daß, wenn das Heer des Xerxes wirklich so groß gewesen wäre, seine letzten Abteilungen eben aus Sardes in Kleinasien ausmarschieren konnten, als die Spitze vor den Thermopylen ankam, und die Mitte des Zuges die Schiffbrücke über den Hellespont passierte. Die Märsche durch die Thermopylen und andere Pässe, die uns von dem persischen Heer in Griechenland erzählt werden, sind militärisch nur möglich und denkbar, wenn es etwa bis zu 30000 Kämpfern zählte. Mehr hat Xerxes nicht nach Griechenland gebracht, und die Macht, die Darius gegen Athen schickte, kann nur einen Bruchteil davon betragen haben. Ebensowenig bestand das Perserheer aus un-

disziplinierten Massen, die mit Schlägen zum Kampf getrieben werden mußten, sondern es waren auserlesene Truppen: die iranische Ritterschaft und kampfgewohntes Fußvolk, ausgerüstet mit den Nationalwaffen der Perser, Wurfspeer und Bogen. Mit dieser Rüstung hatten die Perser Asien erobert. Sie hielt aber nicht stand gegen die in Erz gepanzerte, im Gleichschritt mit Schild, Stoßlanze und Schwert herankommende Schlachtreihe der Hopliten. Diese, der taktische Körper der Griechenheere, wird es gewesen sein, an den Aristagoras dachte, als er in Sparta dem Könige auseinandersetzte, der Zug nach Innerasien sei militärisch möglich und Erfolg versprechend.

Die persische Strafexpedition gegen die Athener ging im Jahre 490 ab, und unter der Führung des vertriebenen athenischen Fürsten Hippias glückte die Landung in Attika ohne Schwierigkeit an der marathonischen Strandebene. Das athenische Bürgeraufgebot befehligte Miltiades, ein attischer Edelmann, der früher im Auslande, am Hellespont, sich selbst ein Fürstentum gegründet hatte, aber von den Persern verdrängt worden war. Unter seinem Befehl rückten die Athener, wahrscheinlich etwas stärker als die Perser, diesen entgegen. Das Feldherrngenie des Miltiades gab der Schlachtordnung der Athener eine solche Aufstellung, daß sie von der persischen Reiterei nicht in der Flanke angefallen werden konnte und führte sie genau im entscheidenden Augenblick gegen die persischen Bogner, die Masse des feindlichen Fußvolks, vor. Sobald die schwerbewaffnete Phalanx erst glücklich an den Gegner heran war, war die Schlacht entschieden. Der feste Zusammenhalt der Hoplitenreihen und ihre wirksamere Bewaffnung siegten über die Tapferkeit der persischen Ritter und die Übung der Bogner im Pfeilschuß. Schwere Verluste scheinen die Perser nicht gehabt zu haben. Die Athener erbeuteten einige Fahrzeuge; der Rest der persischen Expedition konnte sich einschiffen und segelte nach Hause.

Zehn Jahre später führte der Sohn des Darius, Xerxes, in Person ein großes Reichsheer, wiederum iranische Reiter und Schützen, gegen Griechenland; es waren, wie schon bemerkt, nicht mehr als höchstens 30000 Streitbare. Unter den Befehlshabern waren viele Angehörige des achämenidischen Hauses; der Adel Persiens und der übrigen iranischen Länder hatte seine Blüte dazu gestellt. Auch im übrigen bestand das Heer aus Berufskriegern. Im Waffenhandwerk ungeübte Bauern und Städter auszuheben und in Massen nach Europa zu führen, hätte nicht einmal für die iranischen Länder Sinn und Zweck gehabt, noch viel weniger bei den Babyloniern und Syriern. Diese Länder trugen den Kriegszug finanziell. Nur die phönizischen Kriegsschiffe bildeten eine starke nicht-iranische Kampfkraft. Die Griechen waren mit Ausnahme der Spartaner bloße Bürgeraufgebote, die nicht einmal eine starke kriegerische Tradition hatten. Das heroische Zeitalter lag schon weit zurück, und die letzten Generationen hatten zwar manche Nachbarfehde gesehen, aber die Masse des Volks war zu friedlichen Beschäftigungen, als Bauern, Schiffer, Kaufleute, Handwerker erzogen. Den Sieg der Bürgerheere über das Berufsheer, sagt Delbrück, hat die griechische Legende, die uns ja allein vorliegt, umgebildet in den Sieg einer kleinen Minderheit über eine ungeheure Mehrheit. Das ist eine volkspsychologische Verschiebung, der man immer wieder begegnet. Die Kategorie der Qualität ist für die Masse zu fein; sie setzt sie um in die Kategorie der Quantität. Das ist Legende, aber nicht Lüge. Für jeden, der Verständnis für den Unterschied eines Berufs- und eines Bürgerheeres hat, ist der Sieg der griechischen Bürger über die persischen Ritter nicht minder ruhmvoll, als es der Sieg der Wenigen über die Vielen in der Tradition ist.

Den ersten Grund für die Niederlage der Perser müssen wir also darin erblicken, daß die Griechen in ihrer nationalen

Kampfform, der Schlachtreihe der Schwerbewaffneten, bereits zur Ausbildung eines durch Fechtweise, Bewaffnung, Bürgersinn und kriegerische Tradition in sich zusammenhaltenden taktischen Körpers gelangt waren, die Perser aber zu Roß und zu Fuß nur als in Masse nebeneinandergestellte tapfere Einzelkrieger zu kämpfen verstanden. Dazu kam, daß die Kriegsverfassung der Iranier [gegenüber der Menge der, Mann für Mann, zur Verteidigung ihrer Heimatsstadt ausziehenden griechischen Bürger] von der überwältigenden Überlegenheit des Reichs an Menschen und Mitteln nur den im Waffenwerk geübten Adel und soviel Bogenschützen und Reiter in den Kampf zu stellen erlaubte, wie es in Iran neben den unkriegerischen Bauern und Hirten kriegstüchtige, den Kampf nicht scheuende und entbehrliche Männer gab. Wir sehen, daß es insgesamt nicht einmal soviele waren, daß die Perser damit in einer Entfernung von vielen Monatsmärschen von ihrer Heimat, nachdem die Provinzen des Reichs durch die notwendigen Truppenabteilungen gesichert waren, noch mit Überlegenheit über die Griechen auftreten konnten. Den zweiten Grund bildete der Genius eines athenischen Adligen, des Themistokles. Dieser hatte vorausgesehen, was nach der Niederlage der Perser bei Marathon für Athen und für Griechenland kommen würde. Darum bewog er mit der ganzen Kraft seiner fortreißenden Persönlichkeit die Athener, alle verfügbaren Staatsmittel auf den Bau von Schiffen zu verwenden: So sehr, daß nachher in der Seeschlacht von Salamis unter 368 griechischen Schiffen nicht weniger als 250 athenische waren. Als das Heer des Xerxes heranzog, als das Eingangstor Griechenlands, der Termopylenpaß, von den Persern genommen und Mittel-Griechenland in ihrer Gewalt war, da überredete er die Athener weiter zu dem heroischen Entschluß, die Stadt dem Feinde zu überlassen, da es nicht auf die Stadt, sondern auf den Sieg ankäme, und alles auf die Seemacht zu

setzen. Die Perser verbrannten Athen, und nun wollten die anderen Griechen sich zu Wasser und zu Lande nach dem Peloponnes zurückziehen. Das wäre das Ende gewesen. Themistokles widersetzte sich, und als ihm entgegnet wurde, er habe keine Stadt mehr hinter sich, also gebühre ihm auch keine Stimme mehr im Rat, da erhob er sich mit stolzem Selbstgefühl: innerhalb der hölzernen Mauern der Schiffe sei jetzt die Heimat der Athener; sollte man sie hier verlassen, so würden sie sich ein neues Vaterland in Italien suchen, aber nicht unter den Persern bleiben. Seiner Kühnheit und List gelang es, die Dinge zum Siege zu wenden.

Die Schlacht von Salamis beseitigte die unmittelbare Gefahr, und im Jahre danach, 479 v. Chr., erlag das iranische Reichsheer den Peloponnesiern und Athenern bei Platää in Böotien. Es folgte im Laufe eines dreißigjährigen Kriegszustandes die Befreiung der Griechen auf den Inseln und in Asien, wobei die griechischen Waffen bis nach Zypern und Ägypten gelangten. Von Anfang an hatten Weite des Gesichtskreises, Freiheitsgefühl, Hingabe an die Macht der schildernden und darstellenden Kunst, neben der Waffentüchtigkeit und dem Handelsreichtum die Grundlagen der griechischen Kultur gebildet. Dazu gesellten sich jetzt das Hochgefühl des nationalen Triumphs und eine gewaltige Vermehrung der materiellen Mittel. Der Sieg stellte die Griechen dorthin, wo ihnen bisher trotz ihrer Ausbreitung noch kein Platz gehört hatte: in den unmittelbaren Zusammenhang des großen Weltgeschehens. Was Geschichte war, das hatte sich bis dahin am Euphrat, am Nil und auf dem iranischen Hochlande abgespielt; jetzt rückte ihr Schwerpunkt nach Westen bis ans ägeische Meer. Nicht als ob die innern Verhältnisse des persischen Reichs durch den drei Jahrzehnte währenden Kriegszustand an seiner äußersten Westgrenze, dem bald genug eine immer stärker werdende Einflußnahme auf die griechischen

Staaten folgte, besonders erschüttert worden wäre. Das neue Moment in der Weltgeschichte lag nicht im Niedergang der Iranier, sondern darin, daß die Griechen fortan ein höchst mächtiger Faktor des weltpolitischen Geschehens wurden. Das griechische Leben während des Jahrhunderts, das den Perserkriegen voranging, ist voll von Leistungen nicht nur auf materiellem, sondern auch auf geistigem Gebiet. Trotzdem können wir uns nicht vorstellen, daß ohne die Perserkriege von der jonischen Naturphilosophie, von den Pythagoräern oder der archäischen Kunst an den Tempeln von Ägina natürliche Entwicklungslinien zu der geistigen Kultur des perikleischen Zeitalters und zum Hellenismus hätten führen können. Wir bewundern Homer und bis zu einem gewissen Grade auch die alte griechische Lyrik als Offenbarungen des Volksgeistes, als hohe Kunstleistung, aber auch in Homer und Pindar liegt noch nicht die Höhe der griechischen Kultur seit den Perserkriegen beschlossen. Wäre uns die epische Dichtung der Iranier statt aus dem Ende des 1. Jahrtausends n. Chr. schon aus der Achämenidenzeit aufgezeichnet erhalten, und wäre sie bei den westlichen Völkern bekannter, als sie ist, so würde uns zwar Homer darum nicht weniger groß erscheinen, aber wir würden erkennen, daß mit ihm die Griechen nicht einzig unter den indogermanischen Völkern des Altertums dastanden. Wir würden sehen, daß das iranische Epos, das an dichterischer Schönheit mit dem griechischen wetteifern kann, an Großartigkeit der Anlage diesem sogar überlegen ist. Die Griechen hatten vor den Iraniern das zuvor, daß sie von ihrem Eintritt in die Geschichte an als [von den Semiten übernommenes] Mittel zur leichten Überlieferung von Gedanken und Taten die Schrift besaßen, und daß sie ein Meeresvolk waren. Meeresgunst schuf ihren Handel, ihren Wohlstand, ihr Städtewesen, ihr Bürgertum und alle Fähigkeiten für den Verkehr nicht nur der Güter, sondern auch der Ideen. Aber es bedurfte bei den Grie-

chen nicht nur dieser glücklichen natürlichen Lage ihrer Heimat, nicht nur ihrer starken geistigen Veranlagung, sondern auch noch des gewaltigen innern Aufschwungs, den ihr ganzes Leben durch den Triumph des Sieges erhielt, um den Aufstieg ihrer Kultur seit den Perserkriegen zu erzeugen.

Wollen wir die Griechen verstehen, so müssen wir uns dazu vor allem auch ihre Religionsauffassung klar machen. Ranke hat an einer berühmten Stelle auf den zugleich geschichtlich bedingten und elementaren Charakter in dem Ereignis der geistig-religiösen Entwicklung des Griechentums und auf seine Bedeutung für die Menschheit hingewiesen. Die Griechen, sagt er, sind es zuerst gewesen, die die Frage nach dem Urgrund der Dinge nicht mythologisch, sondern wissenschaftlich stellten und zu beantworten versuchten. Dieser ihr Erkenntnistrieb hat an der einen Stelle die Religion im mythischen wie im supranaturalen Sinne aufgelöst und zersprengt, an der andern Stelle sie in Philosophie umgewandelt. Der Erste, der die Frage nach der Entstehung der Welt im exakten Sinne aufgeworfen hat, ist der hellenisierte Phönizier Thales. Er nahm als Urstoff das Wasser an. Empedokles dachte an das Feuer, der Samier Pythagoras an eine mathematisch bestimmte Harmonie des Weltalls von Urbeginn an. Mit der alten Götterlehre, an der die staatlich sanktionierten und öffentlich befolgten kultischen Formen des Gottesdienstes festhingen, waren solche Gedanken auf keine Weise vereinbar. Bei Homer tritt uns noch das Leben und Treiben der Götter in voller, sinnlicher, durch keinerlei sittliche Ideen getrübter Naivität entgegen: so, wie es von Odysseus heißt, er habe sich hervorgetan durch Diebeskunst und Eidschwur, „die ihm der Gott selbst, Hermeias, gegeben". Über diese Art von Religion hatte sich das sittliche Empfinden allmählich erhoben. Wir haben aus der Zeit vor den Perserkriegen eine Erzählung bei Herodot,

daß ein Spartiat namens Glaukos von einem Milesier eine Summe Geldes zur Verwahrung erhalten habe. Nach langer Zeit erschienen die Söhne jenes Mannes und verlangten ihr Geld zurück. Da fragte Glaukos bei dem Orakel in Delphi an, ob ihm ein Eid erlaubt sei, um das Geld zu behalten. Er erhielt die Antwort: „Schwöre, auch den gerecht Schwörenden ereilt der Tod. Aber es gibt einen Sohn des Eidschwurs, einen namenlosen, ohne Hände und Füße, der dennoch, rasch dahereilend, Geschlecht und Haus des Frevelnden austilgt!" Schon die Frage war dem Glaukos Sünde; obwohl er das Geld zurückgab, wußte später niemand in Sparta eine Spur von seinem Haus und Geschlecht zu zeigen. Diese Erzählung beweist, daß im Einzelfall der Fortschritt des religiösen Denkens, der das Sittlich-Gute mit der Gottesvorstellung innerlich verband, auch auf griechischem Boden gemacht worden ist. Die allgemeine Entwicklung der religiösen Idee erfolgte aber nicht in dieser Richtung; vielmehr verflüchtigte sich mit dem Fortschritt des Denkens die griechische Religion überhaupt. Schon Pindar prägte das menschlich großartige, aber aller tieferen Religiosität entgegengesetzte Wort: werde, der Du bist. Bei den Tragikern kann man von Äschylus über Sophokles bis zu Euripides deutlich die Auflösung des Götterglaubens verfolgen, und ebenso zeigt sich von Herodot zu Thukydides das Fortschreiten der Auffassung: von der Fügung und Führung der Götter zum bewußten, allem Übernatürlichen gegenüber zweifelnden Pragmatismus.

Schon in der alten griechischen Religion war ein eigentümlich spekulatives Moment enthalten, insofern als die olympischen Götter nicht als absolut waltend vorgestellt wurden, sondern als ein im Kampfe mit den Urkräften, den Giganten, emporgekommenes Geschlecht. Auch die Götter sind dem Schicksal, das älter ist als sie und von Urzeiten her mächtig, unterworfen. Dies beides hat zur Auflösung des Götterglaubens

viel beigetragen und das Nachdenken über die religiösen und ethischen Probleme befördert. Wahrscheinlich irren wir nicht, wenn wir in der Geheimreligion der griechischen Mysterien eine tiefere Auffassung des Zusammenhanges von Religion und Sittlichkeit vermuten, als in dem Götterglauben. Die idealistische Philosophie der geistigen Blütezeit, durch Sokrates angebahnt und durch Plato vollendet, läßt in allen Dingen eine einzige göttliche Intelligenz walten und glaubt, daß ihr vollkommenster Ausfluß in der erfahrbaren Welt der menschliche Geist selber sei. Sokrates sprach zwar von den Göttern als von wirklichen und persönlichen Gewalten, aber das Unpersönlich-Absolute, dem er Allgegenwart, Allmacht und Güte zuschrieb, war für ihn doch das Erste. Er hat auf griechischem Boden das große Wort des Amos wiederholt, daß der Mensch sich nicht einbilden dürfe, der Gottheit durch seine Verehrung etwas Angenehmes zu erweisen. Indem er als das eigentlich Göttliche die höchste Einsicht nennt, betont er das intellektualistische Moment in der Sittlichkeit bis zu dem einseitigen Satz, die Tugend sei lehrbar, worin sich seine Gedankenwelt mit der des Konfucius berührt. Sokrates verlegt die Erkenntnis und das Empfinden der sittlichen Wahrheit mit vollem Bewußtsein in das menschliche Nachdenken und begründet damit das Prinzip der auf die Erkenntnis gegründeten menschlichen Selbstgenügsamkeit. Nach allen diesen Richtungen hin ist die griechische Philosophie durch Plato und Aristoteles auf die Höhe geführt worden. Von beiden kann man sagen, daß sie bis zur Idee des sittlichen Monotheismus vorgedrungen sind, der eine mehr in religiös intuitiver, der andere mehr in gedankenmäßig folgernder Weise. Trotzdem fehlt dem griechischen Denken auch auf dieser Höhe seiner Entwicklung, [deren erhabene aber abstrakte Gedankengänge dem philosophisch Ungebildeten überhaupt nicht zugänglich erscheinen und die bewußt für eine Aristokratie der Erkenntnis bestimmt sind,] jene Wucht der unmittel-

baren Verbindung des Sittlichen mit dem Glauben an einen persönlich waltenden Gott, der es den Menschen geoffenbart hat, daß sie ihn ehren sollen durch rechtes Denken, rechtes Trachten und rechtes Handeln. Für die griechische Religionserkenntnis ist es bezeichnend, daß sie nicht wie die Iranier und die israelitischen Propheten zu einer tieferen Anschauung des widergöttlichen, d. h. des bösen Prinzips in der Gestalt der menschlichen Sünde gelangt ist. Sie konnte das nicht, weil schon in ihrer religiösen Fragestellung das objektive Interesse an dem Problem des Verhältnisses zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen die überragende Stellung gegenüber der Sehnsucht nach sittlicher Vervollkommnung einnahm.

Die Perserkriege brachten Athen an die Spitze des griechischen Lebens. Sie hoben die Stadt, deren Männer und Schiffe bei Marathon und Salamis gesiegt hatten, aus der wenig bedeutenden und wenig in das gesamtgriechische Leben verflochtenen Rolle, die sie bis dahin gespielt hatte, politisch mächtig empor und führten sie an die Spitze eines Bundes der meisten griechischen Inseln und Städte im Becken des ägeischen Meeres und an seinen Gestaden. Dieser attische Seebund vermehrte die Machtstellung, die materiellen Mittel und die allgemeine Höhe des Lebens der Athener ungemein. Aber je merklicher sich bei den Bundesgenossen das Bundes- in ein Untertanenverhältnis wandelte und je weiter sich von der wachsenden Grundlage der politischen Macht aus der athenische Ehrgeiz entwickelte, desto stärker wurden auf der einen Seite die inneren Spannungen im Bunde selbst, auf der andern die Gefahr des Zusammenstoßes mit den aus ihrer bisherigen Führerstellung mehr und mehr zurückgedrängten Spartanern. Achtzehn Jahre nach der letzten Schlacht der Griechen gegen die Perser bei Salamis auf Cypern brach der Krieg zwischen Athen und Sparta aus, der durch die Teilnahme der Bundesgenossen und Untertanen

auf beiden Seiten die Gesamtheit der Griechen im Mutterlande wie in Asien ergriff und zeitweilig durch die unglückliche Expedition der Athener gegen Syrakus auch in das westgriechische Kolonialgebiet jenseits des jonischen Meeres hinübergriff. Fast ein Menschenalter, 431 bis 404 v. Chr., dauerte das Ringen und endete mit der vollständigen Niederwerfung Athens durch die Hilfe der von den Spartanern gewonnenen Perser. Groß und zahlreich waren die Wechselfälle des Kampfes. Obwohl die Athener von einem doppelten schweren Unglück betroffen wurden: durch die Pest in den Jahren 430 und 429, die 5000 waffenfähige Bürger und den Führer des Staatswesens, Perikles, dahinraffte, und durch den Untergang des nach Sizilien entsandten Heeres, 413, so hätten sie sich doch vor dem Äußersten bewahren und wahrscheinlich auch die Hegemonie im Gebiet ihres Seebundes behaupten können, wenn nicht die Schwäche ihrer Staatsverfassung eine einsichtige und folgerichtige Politik ebensosehr gehindert hätte, wie eine zielbewußte Kriegführung. Gegenüber den Schwierigkeiten der einen wie der andern Aufgabe mußte die athenische Demokratie trotz der vielen und großen Talente, die sie emporbrachte, versagen, denn der Vielheit der Volksversammlung fehlte notwendigerweise das Urteil bald über die bestimmenden Faktoren der politischen und militärischen Lage, bald über den Charakter und die Tüchtigkeit der Männer, die sich ihr als Führer anboten. Athens Unglück war der Tod des genialsten und größten Mannes, den die Stadt je hervorgebracht hat, des Perikles, aber daß dieses Unglück zu ihrem Verhängnis wurde, lag nicht in dem materiellen Kräfteverhältnis der ringenden Mächte, sondern in dem Wesen der athenischen Demokratie begründet. Man kann auf der einen Seite sagen, daß vielleicht nur diese Demokratie dem Genius des Perikles Raum zu seiner Entfaltung und zur Heraufführung des glänzenden Zeitalters gewährt hat, das nach ihm das perikleische

genannt worden ist. Aber in der Demokratie lag auch das Gegenschicksal enthalten, durch das nach des Perikles Tode das Los des maßgebenden Einflusses einem nicht schlechten, aber politisch urteilslosen Manne, dem Kleon, hernach aber dem Verderber Athens, Alkibiades, zugeworfen und durch das dann zuletzt die Katastrophe bei Aigospotamoi herbeigeführt wurde.

Während dieser auf die Perserkriege folgenden Periode ist das politische und das persönliche Charakterbild der Griechen erstaunlich minderwertig im Vergleich zu ihren Leistungen auf dem Gebiet der geistigen und ästhetischen Kultur. Das Griechentum besaß nur ein sehr mangelhaftes Nationalgefühl in der praktischen Politik, dafür freilich einen um so größeren Hochmut gegenüber den „Barbaren". Die Perioden des Aufschwungs, in denen der Gesamtheit der Nation das Gefühl der idealen Gemeinschaft zum Bewußtsein kam, wie auf dem Höhepunkt der Perserkriege, waren spärlich und kurz. Überblickt man die Reihe der Persönlichkeiten, die in der griechischen Geschichte hervorgetreten sind, so findet man zwar eine Fülle von Begabung und Talenten, aber wenig wirkliche Größen. Selbst Themistokles, der Vater des Sieges über die Perser, hat in der Verbannung Brot und Wein vom Perserkönig angenommen, und den Miltiades, Leonidas, Kimon und Perikles stehen die für das Griechentum, wie es wirklich war, ungleich typischeren Gestalten des Agesilaos, Alcibiades, Kleon, Lysander gegenüber. Ungemessener persönlicher Ehrgeiz, Parteigeist, Habgier und Grausamkeit verdunkeln als tiefe Schatten die Lichtseiten des griechischen Charakters. Die Geschichte der Kämpfe, die die Griechen unter einander geführt haben, ist von Anfang bis zu Ende so voll von Verrat, Bluttaten und Grausamkeit, daß wir schaudern, wenn wir es lesen. Alles was die Griechen von Intrigen und Verrätereien bei den Persern zu erzählen wissen, reicht nicht an die Schändlichkeiten heran, deren sie selbst schuldig waren. Und wenn von orien-

talischen Lastern die Rede ist, so darf nicht vergessen werden, daß von allen Ausartungen des Sexualtriebes die widerwärtigste eine anerkannte, ja idealisierte Lebensgewohnheit der griechischen Männer und Jünglinge war.

Was nach dem peloponnesischen Krieg noch an griechischer Geschichte kommt, kann unbeschadet der Bedeutung, die vorübergehend Männer wie Epaminondas und Pelopidas gewannen, dahin zusammengefaßt werden, daß Spartaner, Athener und Thebaner mit einander auf dem Wettlauf nach der Schatzkammer des Großkönigs in Susa waren, um die in Gold geprägten Bogenschützen der Perser als Hilfstruppen im Kampf gegen den Nebenbuhler auf griechischem Boden zu gewinnen. Schließlich konnten die Perser nach ihrem Belieben unter den Griechen Frieden gebieten und Krieg entfesseln. Einmal noch schien es, als ob unter der Führung Spartas, das nach dem Ausgange des peloponnesischen Krieges unbestritten die Vormacht in Griechenland war, die griechische Kraft bis zu einem gewissen Grade zusammengefaßt und in Asien selbst gegen die Perser geführt werden sollte. Das hing zusammen mit dem Unternehmen eines persischen Prinzen, des jüngeren Cyrus, der den Plan gefaßt hatte, mit Hilfe eines starken Heeres von griechischen Söldnern seinem Bruder Artaxerxes die Herrschaft zu entreißen. Cyrus gelangte von seinem Statthaltersitz Sardes bis in die Gegend von Babylon. Dort, bei dem Dorfe Kunaxa am Euphrat, siegten, 401 v. Chr., seine Truppen über das Heer des Königs, aber Cyrus selber fiel im Kampf. Trotz der anscheinend verzweifelten Lage, in der sich nunmehr die Griechen befanden, gelang ihnen der berühmte Rückzug bis ans Schwarze Meer, und ein großer Teil sah die Heimat wieder. Dieses Unternehmen offenbarte auch dem populären Empfinden die besondere Schwäche der persischen Wehrverfassung und die gegen Ende der achämenidischen Königsherrschaft sich einstellende politische Zerrüttung des Reichs, so

daß der König Agesilaos von Sparta den Gedanken an eine spartanisch-griechische Eroberungspolitik in Asien faßte und ihn als panhellenisches Ziel verkündete. Das Ende war aber so schimpflich wie möglich. Der Perserkönig schickte Geld nach Griechenland und bezahlte damit eine Erhebung gegen die drückende Obergewalt der Spartaner. Im Jahre 387 waren die Dinge soweit, daß spartanische Gesandte in Susa einen Frieden auswirkten, der alle Griechen in Asien wieder der persischen Herrschaft preisgab. Dafür erkannte Persien die Vorherrschaft der Spartaner in Griechenland an. Hundert Jahre nach Marathon wurde den Griechen dieser Friede aus Susa herabgesandt, der mit den charakteristischen Worten begann: der König Artaxerxes hielte für gerecht, daß die griechischen Städte in Asien ihm gehörten!

Nach der kurz vorübergehenden Episode der Vorherrschaft Thebens erfüllte sich das politische Schicksal, das die Griechen selbst auf sich herbeigezogen hatten, durch Philipp von Makedonien. Die griechische Gesamtkraft, wäre sie Philipp gegenüber auch nur soweit geeint gewesen, wie anderthalb Jahrhunderte früher gegen die Perser, hätte ihm Widerstand leisten können. Aber davon war keine Rede. Zuletzt, als es zu spät war, kam es zu einem Bündnis zwischen Athen und Theben gegen Philipp. 338 v. Chr., bei Chäroneia in Böotien, fiel die Entscheidung. Die Thebaner und Athener wurden zu Boden geworfen; das stehende Heer Philipps siegte über das nach alter Weise ins Feld gerückte, zur Schlachtreihe geordnete Bürgeraufgebot. Ein Jahr später, auf einer Versammlung zu Korinth, wurde Philipp von den griechischen Städten mit Ausnahme der Spartaner als oberster Strateg anerkannt und zugleich als allgemein griechische Angelegenheit der Plan verkündet, unter seiner Führung einen Krieg gegen die Perser zu unternehmen.

Ein großes Schicksal ließ nicht Philipp, sondern seinen Sohn Alexander zum Vollbringer der Idee des griechischen Weltreichs unter makedonischer Führung werden. Man kann Alexander nicht eigentlich einen Griechen nennen, denn die Verwandtschaft der Makedonier mit den Hellenen war keine unmittelbare. Bis zu einer gewissen Stufe war sie aber vorhanden und, worauf mehr ankam: Alexander war seiner Bildung nach im Vollbesitz der griechischen Kultur. Auf ihn zielt die Geschichte der Griechen ab; für ihn hat Themistokles den Sieg über die Perser errungen, Plato seine Werke geschrieben und Phidias den Zeus von Olympia gebildet. Durch seinen Sieg über das zerrüttete, aber von gewaltigen Kräften des geistigen Lebens und von einer unbeschreiblich ausdehnungsfähigen Kultur erfüllte Griechenland bekam die makedonische Monarchie eine unermeßliche Bedeutung für alle Jahrhunderte. Was den Griechen, heißt es bei Ranke, wenn sie allein blieben, nie gelungen wäre und durch ihre erneuerte Verbindung mit den Persern sogar leicht in das Gegenteil hätte umschlagen können: dem in ihrer Mitte ausgebildeten geistigen Leben eine feste Stellung in der Welt zu erobern, das wurde nun durch ihre Verbindung mit Makedonien möglich und ausführbar. Alexander ist zu dem lebendigsten Beweis dafür geworden, was in der Geschichte die Persönlichkeit bedeutet. Er hob das griechische Wesen in dem Augenblick, wo es sich, aufs höchste entwickelt, doch durch seine politische Unfähigkeit selber mit Verderben bedrohte, dadurch zur weltgestaltenden Kraft, daß er es mit dem Waffenkönigtum der Makedonier verband.

Nach der persischen Monarchie bedeutet das Alexanderreich den zweiten Aufschwung des indogermanischen Elements zur Weltherrschaft. Die Kraft der Perser hatte gegenüber der Aufgabe, die Gesamtheit des Griechentums ihrem Staatswesen einzugliedern, nicht ausgereicht. Vor allem waren ihre öko-

nomischen und sozialen Verhältnisse, die auf der Natur von Iran beruhten, nicht so geartet, daß sie ein den kriegerischen Leistungen der Griechen gleichwertiges Heerwesen hätten hervorbringen können. Außerdem besaß die eigentümliche Kultur der Perser ebenso wenig mit der griechischen wie mit der semitischen genug innere Verwandtschaft, um positiven Einfluß auf sie ausüben zu können. Das beste, was die Iranier hatten, ihre Religion, war für ein Volk wie die Griechen weder brauchbar noch verständlich. Ahuramazda war ein Gott des frommen Ackerbauers in den wüstenumgebenen Oasen Irans, ein Gott des an Waffen, Wein und Rossen frohen Adels und des Königtums, das sich auf Erden als seinen Beauftragten und Vorkämpfer ansah. Weder von der Flamme, die auf den Altären der zoroastrischen Priester als göttliches Symbol brannte, noch von dem Glauben an die Pflicht des Menschen, in der Gefolgschaft des höchsten Gottes den Kampf gegen Ahriman und seine Devas zu bestehen, führten geistige Verbindungslinien zu dem populär-sinnlichen Götterdienst des griechischen Volks, oder zu der Auffassung des göttlichen Prinzips als des vollkommenen Geistes in der idealistischen griechischen Philosophie. So konnten nicht die Iranier, sondern nur die Griechen sich zu Bildnern und Trägern einer universalen geistigen Kultur entwickeln: sobald eine Macht, die so stark war, daß sie selbst nach der Weltherrschaft greifen konnte, der Begabung des Griechentums das Feld eröffnete. Indem sie ihm die Freiheit und das Recht zur politischen Selbstbestimmung fortnahm, womit es nichts anzufangen wußte, als sich selbst zu ruinieren.

In dem Feldzug Alexanders gegen Persien wiederholt sich dem Wesen nach die Waffenentscheidung, die anderthalb Jahrhunderte vorher zwischen Persern und Griechen gefallen war. Die Überlieferung berichtet auch von den Alexanderschlachten dieselben Fabeln, wie von den Perserkriegen: von den unge-

heuren, hunderttausende von Menschen umfassenden Kriegsaufgeboten des persischen Königs, Darius III., und von dem Sieg der überlegen geführten und gerüsteten tapfern Minderheit der Makedonier gegen zahllose Übermacht. Das ist wiederum Fabel. 30 000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter war das Heer stark, mit dem Alexander nach Asien zog, stärker also, als dasjenige, das einst Xerxes nach Griechenland geführt hatte. Die kleinen Landschaften Makedonien und Hellas waren imstande, Alexander mehr Krieger zu liefern als das ungeheure Perserreich dem Darius, der seine Streitmacht durch fremde Söldner, in erster Linie durch Griechen, verstärken mußte. Alexander dagegen konnte in der Heimat noch ein Heer zurücklassen.

Der innere Fortschritt, den das makedonische Heer gemacht hatte, bestand in der organischen Verbindung aller Waffengattungen zu einer einheitlichen Gesamtwirkung. Alexanders Heer war viel stärker an Kavallerie, als je ein griechisches Heer gewesen war, und die altgriechische Schlachtreihe der Schwerbewaffneten war in der makedonischen Phalanx zu einem noch wuchtigeren, in seiner Stoßkraft noch unwiderstehlicheren taktischen Körper entwickelt. Die eigentliche Stärke des makedonischen Heeresorganismus bestand aber im Ineinandergreifen der einzelnen Teile, der schweren Infanterie, der Reiterei und der mit Wurfspeeren, Schleudersteinen, Bogen und Pfeil ausgerüsteten Leichtbewaffneten. Der einheitliche Gedanke des Heerführers, der zugleich Heerschöpfer und Kriegsherr war, beherrschte das Ganze, wiewohl in dem Heere Alexanders die Kontingente der unterworfenen Griechen einen sehr bedeutenden Teil ausmachten, vielleicht die Hälfte oder mehr. Auch in dieser Beziehung war der Krieg in Wahrheit nicht nur ein Unternehmen des makedonischen Königs, sondern auch ein hellenischer Nationalkrieg.

In überwältigendem Sinne bietet die Persönlichkeit Alexan-

ders den Beweis dafür dar, daß die Kriegsverfassungen der Völker von entscheidender Bedeutung für die Geschichte sind. Ihr Kriegswesen hatte den Griechen vor den Persern ihre Freiheit gerettet, als sie dieser noch bedurften, um die Höhe nationaler Entwickelung zu erreichen, deren sie fähig waren. Das Heer und das Feldherrngenie Alexanders dagegen, beide entstanden und entwickelt aus griechischem Vorbild, mußten dazu dienen, die inhaltslos gewordene griechische Freiheit zu zertrümmern, um die Welt mit griechischem Geist zu erfüllen. Um wieviel gebrochener und schwächer wäre diese Entwicklung vor sich gegangen, wenn nicht der Tod des jüngeren Cyrus auf dem Schlachtfeld von Kunaxa dem makedonischen Königtum Frist gewährt hätte, das alte griechische Kriegswesen zu vervollkommnen und dadurch die Hegemonie über Griechenland zu erlangen! Auch ein persisches Königtum, das von den Lanzen griechischer Hopliten getragen wurde, [so wie Cyrus es aufgerichtet hätte, wenn das Los der Schlacht nicht ihn, sondern seinen Bruder Artaxerxes hinwegnahm,] hätte das Griechentum zu allgemeinem Einfluß in Asien gebracht, aber es nie auf solche Höhe geführt, wie Alexander.

Die Schlacht bei Issus, vor dem Engpaß, wo zugleich der Zugang zum Euphrat und zum oberen Asien, nach Phönizien und nach Ägypten verteidigt und aufgesprengt werden kann, machte Alexander zum Sieger über Darius und lieferte ihm die westlichen Länder, dazu nach der siebenmonatlichen Belagerung von Tyrus die Seeherrschaft, und endlich Ägypten aus. Zwei Jahre später, 331 v. Chr., fiel bei Gaugamela, nicht weit von den Trümmern von Ninive, die Entscheidung über ganz Asien. Zwar dauerte es noch lange, bis Alexander den nationalen Widerstand im Nordosten von Iran, dem altarischen Kernlande, niedergekämpft hatte, aber ein Perserreich gab es nicht mehr. Alexanders Feldzug nach Indien offenbarte die Grenzen, die nicht feindliche Waffen,

sondern ein ganz anderes Klima und eine anders geartete Welt dem makedonisch-griechischen Heere in seinem Vordringen und seiner Überlegenheit setzten. Dennoch verblieben als Ergebnis dieses Unternehmens die erste Bekanntschaft der Griechen mit dem wunderbaren Lande, der Anfang einer Wechselwirkung zwischen den Geistern und die ökonomisch so wichtige Herstellung einer Verbindung zur See zwischen Indien und der Mündung des Euphrat und Tigris. Als Alexander aus Indien zurückgekehrt und durch die Flottenfahrt seines Befehlshabers zur See, Nearchos, von der Mündung des Indus bis nach Babylon diesen großen Gedanken verwirklicht sah, da, heißt es, habe er die Unterwerfung Arabiens und den Angriff auf Karthago geplant. Es ist eine unabsehbare Perspektive, zu denken, daß damals die verborgene und geschlossene arabische Völkerkammer aufgesprengt und mit in das Gefüge der hellenistisch beeinflußten und geordneten Welt gebracht worden wäre. Alexanders Geist war unermeßlich. Über seine kriegerischen Taten ragt seine Persönlichkeit als Herrscher noch hinaus, und seine Größe wird uns erst deutlich, wenn wir versuchen, ein Bild von seiner organisatorischen Kraft zu gewinnen. Mit dem klarsten Bewußtsein macht er seine Siege zugleich zu Fortschritten der ökonomischen, der technischen, der handelswirtschaftlichen Entwicklung der Welt. In der Tat ist ihre Bedeutung für Weltverkehr und Welthandel ebenso groß, wie für den Austausch und die Fruchtbarmachung der geistigen Güter. Die griechischen Weltstädte im Osten, das ägyptische Alexandria, das syrische Antiochia, Seleucia am Tigris, sie alle sind Denkmäler des Aufschwungs, der nach Alexander die östlichen Länder umfaßte und seine Rückwirkungen bis weit in das Abendland hinein äußerte. Nicht das war hierbei die Hauptsache, daß durch das griechische Wesen die asiatische Welt selber in ihrem Innern gewandelt worden wäre, son-

dern daß durch das Einströmen der griechischen Bildung und Sprache nach Asien auch das asiatische Denken in die neue Weltkultur eingeführt wurde. Die großen asiatischen Religionssysteme, das Judentum, der iranische Mazdaismus, indische Gedankenelemente, die Summe semitischer und ägyptischer Ideen, von der Astronomie und Astrologie der Babylonier bis zu den theologischen Spekulationen der Priester von Memphis und Sais, sie wurden im Gefolge der Taten Alexanders und durch die Gründung der griechischen Reiche in Vorderasien und Ägypten dem universalen Kulturbesitz der Menschheit hinzugefügt. Es ist undenkbar, daß später das Christentum seine Verbreitung über die alte Welt hin hätte finden können, wenn nicht die hellenistische Kultur einen einheitlichen Boden und die griechische Sprache das notwendige äußere Mittel zur Verbreitung der neuen Religion dargeboten hätten.

Alexanders vorzeitiger Tod war eine Katastrophe: nicht so sehr, weil er zerstörte, was vorhanden war, sondern weil er das Neue, was noch kommen sollte, nicht zur Erscheinung gelangen ließ. Unter den Staaten, in die das Alexanderreich sich auflöste, waren, abgesehen von Makedonien, das einen starken Einfluß auf das politische Kleingetriebe der Griechen behauptete, die wichtigsten Syrien unter den Seleuciden und Ägypten unter den Ptolemäern. Beide Länder hielten sich militärisch und politisch ungefähr das Gleichgewicht. Der erste Seleucus, Nikator, der Feldherr und Erbe Alexanders, herrschte noch vom Hellespont bis zum Indus und das Zentrum des Reichs war Seleucia am Tigris. Er ist eine mächtige Gestalt: Makedonier von Geburt hat er das griechische Wesen in Asien wie kein anderer gefördert. Er gründete eine Menge griechischer Kolonialstädte: neun davon nannte er nach seinem eigenen Namen Seleucia, sechzehn nach seinem Vater Antiochia, fünf nach seiner Mutter Laodicea. Von Phrygien

bis Antiochia Margiana in Turan, dem heutigen Merw, reichte die Kette. Dann, um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr., kamen die Parther auf und behaupteten vom Anfang des 2. an die Herrschaft in Iran. Noch ein Jahrhundert lang gaben die Seleuciden den Anspruch auf Medien nicht auf, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Schließlich verloren sie sogar Babylonien an die Parther, und in der letzten Zeit seines Daseins war das Reich auf Syrien beschränkt.

Außer den Parthern hatten sich im oberen Asien noch andere unabhängige Gewalten teils erhalten, teils waren sie nach Alexanders Tode emporgekommen. In Baktrien und dem Indusgebiet herrschte eine griechische Dynastie noch mehrere Jahrhunderte nach Alexander und Seleucus, aber dieses indo-baktrische Reich hatte von Anfang an keinen eigentlich hellenistischen Charakter, und die griechischen Einflüsse gingen schließlich im iranischen und indischen Wesen unter. Von Kleinasien kam ein großer Teil an das pergamenische Geschlecht der Attaliden. Daneben gab es halb oder ganz unabhängige Republiken, wie Rhodus; priesterliche Staatswesen, wie Comana in Kappadocien, und weiter gegen Osten kleinere barbarische Königreiche unter Abkömmlingen der Achämeniden: Atropatene, das Land um den Urmia-See; Armenien; Pontus.

Alle aus dem Reich Alexanders des Großen hervorgegangenen Herrschaften, mit Ausnahme derer im oberen Asien, trugen griechischen Charakter. Die Dynastien, die Verwaltung, das Heerwesen, die Kultur, Technik, Bildung, Sprache, waren griechischer Import auf ägyptischem, semitischem oder sonst asiatischem Boden. Am vollständigsten griechisch waren die neuen Großstädte, die Gründungen Alexanders und seiner Nachfolger, der Diadochen. Aber auch das flache Land durchsetzte sich immer stärker mit griechischen Einflüssen, weil es keine andere Kultur und Bildung als die hellenistische mehr gab. Der Mittelpunkt der neuen Zivilisation wurde Alexandria,

denn das ptolemäische Ägypten war der reichste und bedeutendste Handelsstaat der damaligen Welt. Ptolemäus Philadelphus ließ den alten Pharaonenkanal vom östlichen Delta-Arm des Nils zum Roten Meer wieder herstellen, und ägyptische Schiffe segelten mit Hilfe des Monsûnwechsels, dessen Gesetze ebenfalls in der Zeit Alexanders entdeckt worden waren, nach Indien und bis tief hinunter nach der Ostküste Afrikas.

Nicht leicht kann man sich ein zu hohes Bild von der materiellen Kulturblüte der hellenistischen Staaten machen, von den Fortschritten der Technik, von dem lebendigen, freilich nicht mehr produktiv-originalen Betriebe der Geisteswissenschaften, von dem wirtschaftlichen Reichtum und dem weitgespannten allgemeinen Interessenhorizont dieser Welt. Trotzdem war es dem Hellenismus nach Alexander an keiner einzigen Stelle seines Wirkungsbereichs beschieden, aus sich heraus etwas Großes und Originales in dem Sinne zu schaffen, daß von ihm aus ein neuer, moralisch oder politisch vorwärtstreibender Impuls auf die Welt ausgegangen wäre. Nachdem sich ein gewisses äußeres Gleichgewicht der Kräfte unter den Staaten hergestellt und das Milieu der griechischen Kultur sich über die Länder zwischen dem Euphrat, den Nilkatarakten, dem ägeischen und dem Schwarzen Meere verbreitet hatte, sehen wir wiederum dasselbe Spiel des gegenseitigen fruchtlosen Kräfteverzehrens beginnen, das nach den Perserkriegen Griechenland ruiniert hatte. Keine von den hellenistischen Mächten zeigte sich imstande, die Führung des ganzen politischen Systems zu übernehmen und die gewaltige Menge von materiellen und geistigen Machtmitteln, die in ihm vorhanden war, für eine große Aufgabe zu verwenden. Das Ziel, das sich der Hellenismus hätte setzen können, wenn er neue Persönlichkeiten von der Kraft und dem Genie Alexanders hervorgebracht hätte, wäre

die Durchdringung der iranischen Länder mit griechischer Kultur gewesen. Dazu hätte es aber ihrer militärischen Behauptung bedurft. Die Politik der Seleuciden wurde durch das Verhältnis zu Ägypten und Kleinasien im Westen festgehalten; Iran aber konnten die Griechen nicht einmal von Babylon, geschweige denn von Antiochia im Angesicht der Mittelmeerküste aus regieren. Die syrischen Semiten, die Kleinasiaten und die Ägypter ließen es sich gefallen, von der hellenistischen Kultur überströmt, zum Teil durchtränkt zu werden, oder als steuerzahlende Massen ihrer materiellen Blüte zu dienen. Die Iranier aber wurden wieder ihre eigenen Herren und haben sich noch beinahe tausend Jahre unter den parthischen und darnach unter den neupersischen Königen als Vorkämpfer des Ostens gegenüber der griechisch-römischen Welt bewährt und gefühlt.

Nach jener Schlacht bei Ipsus in Phrygien, 301 v. Chr., von deren Ausgang man den endgültigen Zerfall des Alexanderreichs in drei hellenistische Großstaaten und eine Anzahl kleinerer Herrschaften zu datieren pflegt, verging ein Jahrhundert, erfüllt von der glänzenden Kulturentwicklung des Hellenismus und zugleich von der politischen Unfähigkeit des Griechentums, bedeutende politische Dauergebilde zu schaffen. Dann waren die Dinge soweit, daß von Westen her das dritte der indogermanischen Weltvölker, die Römer, die politische Vormundschaft über das einer eigenen Gestaltung unfähige Durcheinander übernehmen mußte, das sich auf dem Boden des Alexanderreichs entwickelt hatte. Mit Rom tritt nicht nur die äußerlich stärkste, sondern auch die innerlich großartigste aller politischen Bildungen der alten Welt in die Geschichte ein: das Volk und der Staat, die soviel Kraft besessen haben, den Erdkreis zu einem Ganzen zusammenzuschmieden.

Roms Anfänge sind uns nicht durch die Geschichte, sondern durch die Sage überliefert. Das erste geschichtliche Datum, das sich aus der sagenhaften Periode bestimmt heraushebt, ist ein Vertrag zwischen Rom und Karthago aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. In diesem Dokument erscheint Rom als Gebieterin über ein Stück der Seeküste der Landschaft Latium; es muß also auch im Binnenlande ein gewisses Gebiet beherrscht haben. Die Karthager verpflichten sich, ihm zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft am Gestade des Meeres behilflich zu sein; ebenso zur Niederhaltung der Latiner. Karthago selbst will auf italischem Boden nicht Fuß fassen, aber es hat ein Interesse daran, daß die an sich noch wenig hervorragende, an dieser Stelle aber wichtige römische Macht als Keil zwischen den Etruskern und dem griechischen Kolonialgebiet von Unteritalien eingeschoben bleibt. Das war um die Zeit, als die Griechen in Asien eben den Persern untertan geworden waren. In Italien wohnten damals drei verschiedene Volkselemente nebeneinander: Etrusker, indogermanische Italiker und Griechen.

Die Etrusker besaßen während der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. den größten Teil der oberitalischen Tiefebene, außerdem die heute noch nach ihnen Tuscien oder Toskana genannte Landschaft und die ganze Westküste bis nach Kampanien. Südlich der Tibermündung war ihr Gebiet aber durch das ursprüngliche latinisch-römische Territorium unterbrochen. Die etruskische Kultur ist alt und bedeutend. Ohne Zweifel reichen ihre Wurzeln bis weit hinter die geschichtliche Zeit zurück, und es erscheint wohl möglich, daß die aus dem 1. und 2. Jahrtausend v. Chr. stammenden Zeugnisse einer entwickelten Broncetechnik nicht nur südlich, sondern auch nördlich der Alpen ganz oder zum großen Teil auf die Etrusker zurückgehen. Später zeigt sich die etruskische Kultur stark durch die griechische beeinflußt. Auch die Sprache wurde mit einem

aus dem Griechischen abgeleiteten Alphabet geschrieben. Obwohl zahlreiche Denkmäler von ihr erhalten sind, waren bisher alle Versuche, ihren Bau und ihren Wortschatz aufzuhellen, vergeblich. Trotzdem wird man gewiß vermuten können, daß die Etrusker ein Bestandteil desselben mittelmeerischen Völkerkreises waren, aus dem auch die alte kretisch-karische Kultur erzeugt worden ist. Sie waren ein seefahrendes, waffentüchtiges und in Baukunst, Metallarbeiten und jeglicher Technik erfahrenes Volk.

Auch bei dem zweiten Bestandteil der Bevölkerung Italiens zur Zeit der Anfänge Roms, den eigentlichen Italikern, ist uns noch vieles dunkel. Man unterschied zwei Hauptzweige, den umbrisch-oskischen und den latinischen, beide nahe verwandt, der erstere jedoch altertümlicher und der Kultur ferner. Es scheint, daß die Vorfahren dieser indogermanischen Italiker von Norden her in die Halbinsel eingedrungen sind und die bevorzugte, gegen Westen gekehrte Seite Italiens bereits von den Etruskern besetzt vorfanden. Sie blieben daher auf die Täler des apenninischen Gebirgslandes und die adriatische Abdachung der Halbinsel beschränkt. Nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre religiösen Vorstellungen, ihre sozialen Zustände und der Grad von Kultur, den sie bis zum Beginn ihres historischen Daseins erreicht hatten, lassen sie uns als die nächsten Verwandten der Griechen und der diesen nahestehenden Völker auf der anderen Seite der Adria erscheinen.

Die Griechen selbst sind so alte Gäste auf italischem Boden, daß man sie fast in die Nähe der Urbewohner rücken könnte. Nach der Überlieferung ist Cumä oder Kyme an der kampanischen Küste schon um die Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. gegründet worden. In den folgenden Jahrhunderten wuchs die Zahl der griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien so sehr, daß das Land an den Küsten einen ausgesprochen griechischen Charakter erhielt und Groß-Griechenland genannt wurde.

An einer Stelle war es dem latinischen oder sabellischen Zweig der Italiker gelungen, bis an das tyrrhenische oder Etruskermeer vorzudringen und die Tibermündung samt einem kurzen Stück der Küste südlich davon in Besitz zu nehmen. Hiermit offenbar hängen die Anfänge Roms zusammen, das am Endpunkt der Tiberschiffahrt gegründet worden ist. Noch Ranke hat es in seiner Weltgeschichte als eine offene Frage bezeichnet, ob jemals Menschen gelebt hätten, deren Taten und deren Bedeutung für das spätere Rom den Gestalten der ersten römischen Könige entsprachen. Diese Frage kann heute bestimmt dahin beantwortet werden, daß es sich um Sage, ja nicht einmal um echte und rechte Sage, sondern um bewußt konstruierende und dogmatisierende spätere Gelehrtensage handelt.

Dagegen gehört nicht der Sage, sondern der historischen Wirklichkeit die Überlieferung an, daß die Anfänge Roms eng mit dem etruskischen Element zusammenhingen. Auch wenn der Name der tarquinischen Dynastie, der die letzten drei römischen Könige der Tradition angehören, nicht geschichtlich sein sollte, so ist die Tatsache, daß es ein etruskischer Name ist, doch ein genügender Beweis dafür, daß die Etrusker in ältester Zeit etwas mit Rom zu tun gehabt haben. Der römische Kaiser Claudius, der geschichtliche Forschungen betrieb, hat uns das Fragment eines etruskischen Geschichtsschreibers erhalten. In diesem wird von einem gewissen Cäles Vibenna erzählt, der mit seinem Kampfgenossen Mastarna an der Spitze einer Freischar stand, anscheinend in innern etruskischen Kämpfen, aber endlich geschlagen und vertrieben wurde. Er selbst geriet in Gefangenschaft. Mastarna dagegen wandte sich gegen Rom und nahm es ein. Ein merkwürdiges Wandgemälde in einem Grabe zu Vulci stellt Mastarna dar, wie er die Bande durchschneidet, mit denen Cäles gefesselt war; schon sind drei von dessen Wächtern niedergestoßen und er selbst erhebt sein Schwert gegen den vierten, der durch die Beischrift Tarchunies

Rumach als der römische König bezeichnet wird. Maſtarna wurde nun nach jenem etruskiſchen Annaliſten König von Rom. Er iſt demnach der Herrſcher, den die Römer Servius Tullius nannten, ohne eine Erinnerung mehr daran zu haben, daß es ſich um einen Gewalthaber von fremder Herkunft handelte. Der Kern dieſer Tradition wie der römiſchen Erzählung über die letzten Könige könnte der ſein, daß ein etruskiſches Dynaſtengeſchlecht, aus ſeiner Heimat vertrieben, ſich nach Rom gewandt, dort die Herrſchaft gewonnen und den Krieg Roms gegen die Etrusker geführt hat. Auf jeden Fall ſind etruskiſche Beſtandteile in das älteſte römiſche Weſen mit übergegangen.

Bedeutſam iſt auch, daß ſchon in alter Zeit die Griechen eine Vorſtellung von dieſem Teile Italiens beſaßen, offenbar erweckt durch ihre benachbarten Kolonien, aber eigentümlicher Weiſe in Verbindung gebracht mit den Sagen von den Irrfahrten der homeriſchen Helden nach der Zerſtörung von Troja. Heſiod bereits erzählt um dieſelbe Zeit, zu der nach der Sage die Stadt Rom gegründet ſein ſoll, Odyſſeus habe während ſeines Aufenthalts bei der Circe, die ſich die Griechen im Weſten am tyrrheniſchen Meere wohnend dachten — nach ihr iſt das Kap Circeji genannt — mit dieſer einen Sohn erzeugt: Latinus, der die „berühmten Tyrrhener“ beherrſche. Noch andere griechiſche Sagen gibt es, in denen Latium früh erſcheint, und wenn man auch im einzelnen nicht viel aus dieſen Geſchichten wird folgern können, ſo beweiſen ſie doch, daß ſchon lange bevor die reflektierende und ſchmeichelnde Kunſtdichtung durch die Macht und die Taten der Römer zu allerlei Kombinationen über alte Zuſammenhänge zwiſchen Rom und der griechiſchen Welt angeregt ſein konnte, von dem außergriechiſchen Italien gerade Latium, wenn auch einigermaßen unbeſtimmt, im Geſichts- und Intereſſenkreis der Griechen lag. Unter den Latinerſtädten gab es ſogar Seeplätze, wie Antium,

eine dem übrigen italischen Wesen sonst ganz fremde Erscheinung. Und von Rom selbst erscheint es als natürlich, daß die Stadt von Anfang an als Seehandelsplatz gegründet ist, denn sie liegt gerade an demjenigen Punkte des Tiberlaufs, wo der Fluß aus den Sabinerbergen in die Ebene hinaustritt und für die kleinen Fahrzeuge, mit denen ursprünglich im Altertum die Seefahrt betrieben wurde, schiffbar wird. Hier bot sich die beste Stelle dar, wo ein geschütztes Emporium für den Handel mit dem latinischen Binnenlande angelegt werden konnte, und schon diese Tatsache läßt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß fremde Einflüsse bei der Gründung Roms mitgewirkt haben. Im ganzen Mittelmeergebiet und darüber hinaus wiederholt sich die Erscheinung, daß die Aufschließung der Binnenlandschaften für den Handelsverkehr zunächst stattfand, indem fremde, an Kultur überlegene und am Verkehr mit der Inlandsbevölkerung interessierte Völker an der Küste sich festsetzten. Am glaubhaftesten ist, daß die Etrusker durch die Besetzung der Position an der Tiberschiffahrtsgrenze ihren Einfluß in Latium zu stärken suchten, zumal die Hügel, auf denen Rom erwuchs, dem bis ans rechte Tiberufer heranreichenden etruskischen Gebiet unmittelbar gegenüber lagen. Ebenso ist es in keiner Weise unwahrscheinlich, daß schon früh griechische Elemente nach Latium gelangt sind, denn Kampanien, wo schon am Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. griechische Siedlungen entstanden, ist Latium unmittelbar benachbart.

Die älteste römische Geschichte ist uns in Gestalt einer großartigen, wunderbar in sich geschlossenen Tradition überliefert, die den Historiker immer wieder in Versuchung führt, anzunehmen, alle diese Ereignisse, die mit plastischer Deutlichkeit und mit einer Folgerichtigkeit ohnegleichen erzählt werden, müßten doch auf irgend eine Weise wirklich der Geschichte angehören. In Wahrheit hat uns die Kritik, die in den letzten hundert

Jahren auf die Erhellung der Anfänge Roms verwendet worden ist, gezeigt, daß nur ganz wenige Ereignisse aus der Zeit vor der Verbrennung der Stadt durch die Gallier als einigermaßen historisch betrachtet werden können. Zu ihnen gehört die Gesandtschaft nach Griechenland, um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., die abgeordnet wurde, um sich über die Gesetzgebung der griechischen Staaten zu unterrichten. Auf dieser Grundlage erwuchs die Aufzeichnung des römischen Rechts, die unter dem Namen der Zwölftafel-Gesetzgebung bekannt ist. Ferner wird es eine positive Erinnerung des späteren römischen Volks sein, daß das Jahrhundert nach der Vertreibung der Könige durch den innern Kampf der Stände im römischen Gemeinwesen ausgefüllt wurde. Nach außen hin scheint die erste Zeit der Republik gegenüber der Königszeit einen starken Rückgang der römischen Macht dargestellt zu haben. Die Erinnerung daran hat sich z. B. in der nur wenig bemäntelten Erzählung von der Eroberung Roms durch Porsena von Clusium erhalten, durch die Rom zeitweilig unter etruskische Oberherrschaft geriet. Auch von einer Vorherrschaft über Latium, die aus dem vorhin erwähnten, um 500 anzusetzenden Vertrage mit Karthago zu erschließen ist, kann späterhin nicht mehr die Rede sein. Vielleicht, daß sie gegen Ende des 5. Jahrhunderts einigermaßen wieder hergestellt war. Um dieselbe Zeit gelang es den Römern, durch die Eroberung von Veji wenigstens das rechte Tiberufer bis zum Meere mit in ihre Gewalt zu bekommen. Bis dahin hatte die Nordgrenze des römischen Gebiets wenige Stunden vor den Toren der Stadt gelegen.

Um 400 v. Chr. erscheinen die keltischen Gallier in Italien, besetzen die Poebene und dringen gegen die Mitte der Halbinsel vor. Im Zusammenstoß mit ihnen gewann Rom zum erstenmal eine Bedeutung, die über die engen territorialen Verhältnisse Latiums und seiner nächsten Nachbarlandschaften hinausging. Daß die Stadt bereits eine gewisse Macht besaß, geht daraus

hervor, daß die Etrusker von Clusium nach Rom um Hilfe gegen die Gallier schickten. Zunächst war der Erfolg der römischen Einmischung freilich nur der, daß die Gallier gegen Rom selbst aufbrachen. Die vollständige Niederlage der Römer an der Allia, etwa 390 v. Chr., und die Verbrennung der Stadt durch die Barbaren kann man als Markstein für den Beginn einer gesicherten historischen Erkenntnis der Geschicke Roms ansehen, und von dem gallischen Brande an ist es auch glaubhaft, daß sich geschriebene Aufzeichnungen über die Ereignisse erhalten haben.

Das Jahrhundert nach dem Gallierſturm führte die Stadt in ununterbrochenem Aufstieg zur Herrschaft über Italien. Im Innern ist um die Mitte dieses Zeitraums der Ständekampf beendigt und der Ausgleich zwischen Patriziern und Plebejern annähernd vollzogen. Unmittelbar danach bricht um den Besitz des kampanischen Kapua der Krieg zwischen den Römern und den Samnitern, dem stärksten unter den sabellischen Völkern im Innern der Halbinsel, aus. Dieser erste Samniterkrieg endete noch unentschieden. Die Latiner, die nächsten Stammverwandten Roms, versuchten sich gleichzeitig von der römischen Vormacht zu befreien, hatten aber keinen Erfolg. Rom besiegte sie, löste seine alte Eidgenossenschaft mit den dreißig latinischen Städten auf und machte sie tatsächlich zu Untertanen. Hier schon beginnt das System, durch Gründung von Militärstädten mit einer Besatzung aus römischen Bürgern, sogenannten Kolonien, wichtige Punkte zur Erweiterung des römischen Machtgebiets zu sichern. Das letzte Viertel des 4. und der Beginn des 3. Jahrhunderts sind erfüllt von dem Entscheidungskampf mit den Samnitern, mit denen sich die Etrusker und verschiedene kleinere, von Rom bereits unterworfene Stämme vereinigt hatten. Der Sieg bei Sentinum in Umbrien, 295 v. Chr., über Samniter, Etrusker und gallische Hilfsvölker, machte Rom zur herrschenden Macht über Mittelitalien. Zwischen den Alpen und der sizilischen Meerenge standen ihm nur

noch die Gallier im Norden und die griechischen Kolonialstädte im Süden unabhängig gegenüber. Fast unmittelbar danach bricht der Konflikt mit den Griechen aus. Tarent, das sich für Rom ebenbürtig hielt, rief in einem Streit den König Pyrrhus von Epirus, einen der militärischen Epigonen Alexanders, zu Hilfe. Zum erstenmal maßen sich das griechische und das römische Kriegswesen. Pyrrhus erwies sich als der militärisch überlegene Teil, aber er war nicht imstande, ohne eine feste Basis in Italien Rom wirklich zu überwinden. Als er die Aussichtslosigkeit des Vorhabens erkannte, ging er nach Griechenland zurück. 272/71 v. Chr., mit der Übergabe der Zitadelle von Tarent und der Erstürmung von Rhegium, ist Italien bis an seine beiden Südspitzen römisch. Als Mylon, der Feldherr des Pyrrhus, auf die Nachricht, daß sein König auf griechischem Boden gefallen war, mit den Römern kapitulierte, erschien eine karthagische Flotte, um den Versuch zu machen, die wichtigste Stadt des griechischen Italien in die Hände zu bekommen, bevor die Römer sie inne hatten. Die Karthager kamen zu spät und mußten unverrichteterweise nach Hause segeln, aber der Zwist zwischen Karthago und Rom, die bisher auf dem Fuße gegenseitig geachteter Verträge und klarer Abgrenzung der Interessengebiete miteinander gestanden hatten, zog jetzt sichtbar am Horizonte empor.

Woher ist es gekommen, daß gerade Rom aus kleinen Anfängen zur Herrschaft über Italien gelangte? Noch ums Jahr 500 gab es nicht wenige Städte auch außerhalb des von den Griechen besetzten Teils der Halbinsel, die größer und bedeutender waren, als das latinisch-etruskische Gemeinwesen am Tiber. Warum ist keine von diesen imstande gewesen, Rom den Rang streitig zu machen und seine wachsende Macht aufzuhalten? Die Antwort muß bei der römischen Verfassung und beim römischen Kriegswesen gesucht werden. Von unserer

früheſten Bekanntſchaft mit der römiſchen Geſchichte an ſind uns die Erzählungen des Livius von Manlius Torquatus und dem Diktator Papirius Curſor aus der Zeit der Latinerkriege vertraut. Im Jahre 340 v. Chr. ließ der Konſul Manlius ſeinen eigenen Sohn hinrichten, weil er gegen den ergangenen Befehl die Herausforderung eines Latiners zum Zweikampf angenommen hatte. Einige Jahre ſpäter geſchah es, daß der Reiteroberſt Fabius Rullianus gegen den Befehl des Diktators in deſſen Abweſenheit ſich in eine Schlacht einließ und ſiegte. Papirius Curſor berief ſich auf das Beiſpiel des Manlius und wollte den Rullianus verurteilen, dieſer aber entfloh nach Rom, der Senat legte ſich ins Mittel und der Vater des Bedrohten appellierte an das Volk und die Volkstribunen. Niemand wagte es einzuſchreiten, aus Achtung vor dem Grundgeſetz der Diſziplin. Erſt als alle Beteiligten, Sohn und Vater, Senat, Tribunen, Volk, ſich aufs Bitten legten und dadurch das Recht des Oberbefehls und das Geſetz der Subordination anerkannt war, ließ der Diktator ſich erweichen und ſchenkte den Verbrecher dem römiſchen Volk und der tribuniciſchen Gewalt, weil ſie gebeten und nicht ein Recht geltend gemacht hätten. Nie hat bei den Griechen, ſelbſt nicht bei den Spartanern, ein ſolcher Begriff von Disziplin exiſtiert. Durch dieſe Amtsgewalt werden in Rom das ariſtokratiſche und demokratiſche Element zuſammengehalten und balanziert; keines vermag das andere vollſtändig aufzuheben und zu unterdrücken. In dieſem Staate des allgemeinen gleichen Stimmrechts, in dem formal das Prinzip der Volksſouveränität anerkannt wird, lebt zugleich praktiſch eine herrſchgewaltige, kommandoführende Ariſtokratie. Das Widerſpiel dieſer Kräfte hat den römiſchen Volkscharakter gebildet; die Amtsgewalt iſt die Wurzel der Diſziplin.

Das ariſtokratiſche und das demokratiſche Element, um die es ſich in Rom handelt, ſind die Patrizier und die Plebejer,

aber nicht so, daß die Patrizier die ursprünglichen römischen Vollbürger sind, die Plebejer aber die später zugezogenen Ansiedler, sondern so, daß die einen die in der Stadt Rom selbst ansässige, durch Grundbesitz, Handel und Geldwirtschaft wohlhabende und auch das Landgebiet von Rom beherrschende Ritterschaft waren, die andern aber die gewöhnlichen Bürger und Bauern. Schon in alter Zeit hat sich durch den aus Grundbesitz und Handel stammenden Reichtum und durch die natürliche Bedeutung des Reiterkampfs in der latinischen Ebene, in Rom und seinen Nachbarstädten, wo die Verhältnisse ähnlich lagen, ein kriegstüchtiger ritterlicher Adel gebildet, bei dem die Entscheidung in den Schlachten war. Das sind, wie gesagt, in Rom die Patrizier. Der Fortschritt aber, der in Rom über diesen Zustand hinaus gemacht wurde, bestand in einer kriegerisch brauchbaren Organisation des Fußvolks, der römischen Legion, die ursprünglich etwa dasselbe gewesen sein muß, wie die griechische Schlachtreihe der Schwerbewaffneten.

Möglich, daß dieser Fortschritt der römischen Kriegsverfassung in ursächlichem Zusammenhang steht mit der Befreiung von der Herrschaft der Etrusker, und daß das mit absoluter Amtsgewalt ausgestattete altrömische Königtum die neue militärische Organisation durchführte. Daraus, daß im ältesten Rom nur zwei Legionen Fußvolk existiert haben, gemäß einer Zahl felddienstfähiger Männer von vielleicht zehntausend, läßt sich schließen, daß der ganze Staat nicht mehr als vielleicht sechzigtausend freie Einwohner gehabt hat. Seine Größe betrug zur Zeit der Vertreibung der Könige noch nicht die Hälfte von Attika. Aus so kleinen Anfängen ist die spätere Weltherrschaft der Römer erwachsen: durch die Stärke des Prinzips unbedingten Gehorsams gegen die bürgerliche und militärische Obrigkeit! Dem entsprach auch die außerordent-

liche Strenge der Disziplin im Heere selbst. Weil es an dieser fehlte, hatten es weder die iranischen Ritterheere noch die griechischen Bürgeraufgebote, ja nicht einmal die Spartaner mit ihrer berühmten Erziehung der herrschenden Kaste zur Kriegstüchtigkeit, zu einem so außerordentlich starken inneren Zusammenhalt gebracht, wie die römische Legion.

Nichts wäre irriger, als in dem Prinzip des römischen Kriegswesens etwas Äußerliches zu sehen. Es entsprang vielmehr aus der innersten Staatsauffassung des römischen Geistes. Der Name des Königtums verschwindet, aber die absolute Befehls- und Strafgewalt des Königs blieb in den republikanischen Magistraten aufrechterhalten. Den Konsuln wurden die Fasces, die Bündel aus Ruten und Beilen, voraufgetragen, und diese Zeichen der schroffsten kriegerischen und bürgerlichen Disziplin waren keine leeren Embleme, sondern sie drückten den Geist und die Praxis aus, die in dem römischen Staats- und Heerwesen herrschten. Nie ist in einem bürgerlichen Gemeinwesen eine so vollkommene und widerspruchslose Unterordnung des einzelnen unter das von der Befehlsgewalt der Obrigkeit vertretene Gemeinwohl zustande gebracht worden, wie in Rom. Der Satz, daß hinter der Staatsnotwendigkeit das Individuum bis zur Aufhebung seines Daseins zurücktreten müsse, ist von keinem Volke, weder vorher noch nachher, so unumschränkt verwirklicht worden, wie von den Römern. Wie bei den griechischen Staaten, so war auch in Rom das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht der freien felddienstfähigen Männer durchgeführt, und die allgemeine Wehrpflicht bedingte hier wie dort das allgemeine Stimmrecht. Während aber in den griechischen Demokratien dieses allgemeine Stimmrecht zur schließlichen Auflösung aller politischen und kriegerischen zielbewußten Aktionskraft führte, und auch in den aristokratischen Staaten, wie Sparta, Begriff und Praxis der Befehlsgewalt sich nicht mit voller Schärfe herausarbeiten konnten, war in Rom mit dem

demokratischen Stimmrecht die vollkommenste Autorität der durch dieses Stimmrecht gewählten Obrigkeiten in der Stadt wie im Felde unverbrüchlich verbunden, bis zu den Ruten und Beilen. In nichts anderem lag Roms Größe, als in der bis zur Vollkommenheit geführten Verbindung des die Massenkräfte entbindenden demokratischen Prinzips mit dem autoritären, das durch die absolute Befehlsgewalt der Obrigkeit die Disziplin wahrt. Woher das Wesen des römischen Geistes stammt, wodurch diese ungeheure Leistung zuwege gebracht wurde, das freilich ist eine andere Frage, mit der wir ebensogut an der Grenze unserer geschichtlichen Erkenntnis sind, wie mit der nach dem Ursprung und Wesen der großen Persönlichkeiten. Nur das können wir sagen, daß große Männer, vielleicht in der Tat einer oder der andere von den späteren Königen, deren sagenhafte Namen und Taten in der Überlieferung sich wiederspiegeln, schon an der Wiege der römischen Größe gestanden haben müssen und daß wir in der Besonderheit dieser Stadt und dieses Volkstums, die auf der doppelten latinisch-etruskischen Grundlage ruht, wiederum ein Zeugnis für die Fruchtbarkeit und die geschichtliche Bedeutung solch elementarer Mischungen vor uns haben.

Schon früh besaß Rom ein großes Menschenmaterial zur Aufstellung seiner Heere und zur Gründung seiner Kolonien. Anders würden wir den Vertrag mit Karthago, der beinahe zwei Jahrhunderte vor der endgültigen Unterwerfung aller Latiner geschlossen wurde, schwer verstehen. Es wird die Handelsbedeutung des Emporiums am Tiber, dem einzigen, wenigstens beschränkt schiffbaren Flusse auf der Westseite Italiens, gewesen sein, wodurch Rom schon früh zu einer starken Einwohnerzahl, zu Wohlstand und Bedeutung gelangte.

Wir haben also das merkwürdige Beispiel einer Stadt, deren materielle Kraft entscheidend durch ihre handelspolitische Bedeutung mit bedingt ist, und in deren Ver-

fassung dennoch weder das demokratische Prinzip, wie in Athen, noch das aristokratische oder tyrannische, wie in Karthago und Syrakus, zum Übergewicht gelangt. Vielmehr ergibt das Gleichgewicht der Gewalten zusammen mit der Unterordnung des wahlberechtigten Volks unter die selbstgewählte Obrigkeit und die harte konservative Sittenstrenge das einzig in seiner Art dastehende geschichtliche Bild des alten Rom.

Das waren die Faktoren, durch welche die Unterwerfung und Einigung Italiens unter römischer Herrschaft verursacht wurden. Die nächste Folge war das Hinübergreifen der römischen Macht über die schmale Meerenge nach Sizilien, und damit die Eröffnung des hundertjährigen Kampfes mit den Karthagern. Die weltgeschichtliche Bedeutung der punischen Kriege, von denen der dritte allerdings nicht eigentlich mehr als Krieg angesehen werden kann, beruht darauf, daß in ihnen die Frage entschieden wird, ob sich im Westen ein ähnliches staatliches Gleichgewicht herausbilden sollte, wie es im Osten unter den Reichen der Diadochen bestand, oder ob eine einzige Macht die Gewalt über das ganze Abendland gewinnen würde. Karthagos Sieg hätte die Römer auf Italien, vielleicht sogar auf Mittelitalien, beschränkt und im westlichen Mittelmeerbecken den punischen Einfluß vorherrschend gemacht.

Der Ausgang des ersten Krieges zwischen den Römern und den Karthagern, 264/241 v. Chr., war im Grunde unentschieden. Man kann weniger sagen, daß die größere militärische Kraft, als daß die größere Zähigkeit und der stärkere politische Wille auf Seiten der Römer waren. Die Karthager verloren Sizilien und gewannen dafür Spanien, dessen kolonisatorische Ausbeute sie zum Ersatz für den Verlust sehr erfolgreich in Angriff nahmen. Allerdings war die Stellung auf Sizilien für Rom ein bedeutender Gewinn, denn in seinen Besitz kam nicht nur der kleinere karthagische Anteil, son-

dern auch die größere griechische Osthälfte mußte in ein Vasallenverhältnis zur römischen Macht treten. Zur gewaltigen, weltgeschichtlichen Krisis ist der Kampf zwischen Rom und Karthago erst durch den Mann geworden, der es sich zur Lebensaufgabe setzte, Roms Macht zu brechen: Hannibal. Dieser größte Feind Roms muß recht eigentlich als der Gründer der römischen Weltherrschaft angesehen werden, denn er gab dem politischen Gegensatz der beiden Staaten den Charakter des Kampfes auf Leben und Tod.

Hannibal schuf sich in Spanien ein Heer, das, zumal in der Hand eines Feldherrn von seiner Größe, dem römischen Kriegswesen trotz allem was dieses bis dahin geleistet und wie es sich entwickelt hatte, dadurch überlegen war, daß es in höherem Grade als es die Römer vermochten, die Schlacht aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Truppenteile und Waffen zu entwickeln erlaubte. Hannibal wußte, daß die Entscheidung für Karthago nur herbeigeführt werden konnte, wenn es ihm gelang, die Römer in Italien selbst so oft und so kräftig zu schlagen, daß die Bundesgenossen, auf deren Kriegsdienst ihre Kraft beruhte, von ihnen abfielen · die Einheit Italiens sich also auflöste. Dreiundzwanzig Jahre nach dem Friedensschluß, der den Karthagern Sizilien gekostet hatte, brach Hannibal aus Spanien auf, überschritt die Pyrenäen, die Rhone, die Alpen, gewann die Bundesgenossenschaft der Kelten in der Po-Ebene gegen Rom, schlug die ihm entgegengesandten römischen Heere nacheinander am Ticinus und an der Trebia im oberen, am Trasimenischen See im mittlern Italien, und stand, zwei Jahre nachdem er den Krieg eröffnet hatte, tief im Süden der Halbinsel, bei Kannä in Apulien. Hier kam es zu jener furchtbaren Niederlage der Römer, bei der auf ihrer Seite fast 50000 Gefallene, zwei Drittel ihrer Kampfstärke, das Feld deckten: der größte geschichtlich beglaubigte Verlust, den bis auf die Gegenwart je eine Partei in einer Schlacht erlitten hat.

In der Tat begann nach Kannä der Abfall der Bundesgenossen von Rom, aber er war nicht so stark und durchgreifend, daß nun Hannibal die wirkliche Entscheidung hätte herbeiführen können. Die römischen Kolonien in Italien, die nicht Bundesgenossen-, sondern Bürgerland darstellten, die Latiner, die ein gewisses Bürgerrecht besaßen und eine große Anzahl der griechischen Städte blieben bei Rom, und die Römer hatten aus der Katastrophe von Kannä gelernt, sich Hannibal nicht mehr zur offenen Feldschlacht zu stellen. Sie hoben aus dem unerschöpflichen Vorrat der kriegstüchtigen Mannschaft, der ihnen immer noch zur Verfügung stand, Legion auf Legion aus, dehnten damit ihre Herrschaft über die abgefallenen und schwankenden Bundesgenossen von neuem aus, befestigten sie wieder und stellten so große Heeresmassen auf, daß sie die karthagische Macht in Spanien, ja schließlich in Afrika selbst angreifen konnten. Hannibal, der in Italien verblieb, verlor durch die Niederlage seines Bruders, der ihm im Jahre 207 aus Spanien zu Hilfe gezogen und glücklich bis nach Italien gelangt war, auch die letzte Hoffnung auf eine so große Verstärkung des Heeres, daß er damit die Belagerung von Rom hätte durchführen können. Hätten die Römer es ihm gegenüber fortdauernd, wie bis zur Schlacht bei Kannä, mit der Entscheidung im freien Felde versucht — sie wären wahrscheinlich noch ein und das andere Mal zermalmt worden. Dann wäre trotz ihrer Stärke an Kriegsmannschaft das Ende ihrer Herrschaft über Italien gekommen. Es war eine Selbstüberwindung für einen Kriegsstaat wie Rom, den Feind länger als ein Jahrzehnt den Boden Italiens behaupten zu lassen. Dann aber waren die Dinge soweit, daß Hannibal mit seinem zusammengeschmolzenen Heer in die Heimat zurück mußte, um Karthago zu retten.

Nun endlich, 202 v. Chr., fiel die seit Kannä in der Schwebe befindliche Entscheidung des Krieges: Scipio Afrikanus über-

wand in offener Feldschlacht die karthagische Hauptarmee unter Hannibal selbst und brach so die Widerstandskraft des Gegners. Mit Recht betrachtet man die Schlacht von Zama nicht allein als den Triumph Roms über Karthago, sondern darüber hinaus als die Besiegelung des Schicksals der alten Welt: als Ganzes unter die Herrschaft der Römer zu kommen. Hätte Karthago sich als selbständige Macht erhalten, hätte es im Lauf des nächsten Menschenalters noch eingreifen können, als Rom Makedonien sich unterwarf und die Seleucidenherrschaft bis jenseits des Taurus zurückdrängte, so hätte sich das im Orient zwischen Syrien, Ägypten und Makedonien bereits bestehende Gleichgewicht der Staaten auch auf den Westen ausdehnen und ein politischer Zustand eintreten können, nicht unähnlich demjenigen des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa. Also liegt das entscheidende Moment der alten Geschichte darin: „daß die Römer im Verlaufe des zweiten punischen Krieges endlich ein Kriegswesen ausbildeten, das imstande war, Hannibal in offener Feldschlacht zu überwinden und dadurch die Kraft Karthagos völlig zu brechen," und es gibt in der Tat wenig so wichtige Untersuchungen in der Weltgeschichte, als die Frage: „welche Wandlung im römischen Kriegswesen innerhalb der vierzehn Jahre zwischen Kannä und Zama vor sich gegangen ist."

Nichts wird uns hiernach klarer, als daß es sich bei der Frage nach dem militärischen Grunde der Niederlage Karthagos um Größeres handelt, als um bloße Heeresverfassung und Kriegsgeschichte: es handelt sich vielmehr um die Wendung von Rom der italienischen Vormacht zu Rom dem Weltstaat und in der Folge zum römischen Kaisertum. Der Grund ist die im Kriege gegen Hannibal gemachte Erfahrung, daß der Punier nicht von einem Bürgerheer unter den beiden jährlich wechselnden obersten Beamten der Republik besiegt

werden könne, sondern nur von einem Feldherrn mit absoluter Vollmacht und von einem anders gearteten Heere, als dem, das Rom bisher besaß. Im Jahre 211 v. Chr., als aus Spanien die Nachricht kam, daß die römischen Heere dort eine vernichtende Niederlage erlitten hätten, wählte das Volk zum Feldherrn mit konsularischer Gewalt bis zum endgültigen Siege den Publius Cornelius Scipio, und hernach erhielt derselbe die Führung des Krieges in Afrika. Die Wahl eines Feldherrn mit nicht nur militärisch, sondern auch zeitlich unbeschränktem Kommando bedeutete aber einen tiefen Einbruch in die römische Verfassung. Delbrück sagt: Diese Irregularität war unvermeidlich, wenn man Karthago besiegen wollte, aber sie bedeutete die Auflösung der republikanischen Verfassung. Der einzelne, dessen Geisteskraft man nicht mehr entbehren kann, erhebt sich über die Menge. Der Feldherr Scipio ist der Vorläufer des Feldherrn und Alleinherrschers Cäsar. Der Weg, der zur Monarchie des kaiserlichen Rom führen sollte, war beschritten, als der römische Senat beschlossen hatte, das Imperium des Scipio in Afrika solle dauern, bis die Karthager niedergekämpft seien.

Wie sich gleichzeitig das alte römische Bürgerheer unter der Hand Scipios in einen neuen militärischen Organismus verwandelte, erkennen wir an der Neuerung, die er bei Zama zur Anwendung brachte: Er zerlegte das Heer in zwei in bedeutendem Abstand voneinander aufgestellte Treffen und führte das zweite dem drohenden Flankenangriff, durch den Hannibal wie bei Kannä die Römer zu umzingeln gedachte, entgegen. Das scheint eine sehr einfache Maßnahme zu sein. Aber in einer solchen Aufstellung kann nur ein Berufsheer kämpfen, das in der Hand seines Feldherrn und seiner Offiziere liegt. Nicht ein Bürgerheer, weil eine abso-

lute militärische Schulung dazu erforderlich ist, und das wiederholt erprobte Vertrauen der gegen früher nur halb so starken eigentlichen Schlachtreihe: das zweite Treffen, die Reserve, werde im entscheidenden Augenblick zur Stelle sein. Von so einfachen psychologischen Tatsachen und Erwägungen hängen die Fortschritte des Kriegswesens und der Entwicklungsgang der Weltgeschichte ab.

Endgültig besiegelten die Karthager ihr Schicksal gegenüber der Macht Roms noch nicht durch die Niederlage bei Zama und durch den Frieden, in dem sie den Römern versprachen, fortan keinen Krieg mehr ohne die Erlaubnis Roms zu führen. Sondern später, als die karthagische Aristokratie den Hannibal [welcher, an die Spitze des karthagischen Staats berufen, zur Wiederherstellung des Finanzwesens in die materiellen Interessen der herrschenden Oberschicht eingriff], in Rom denunzierte, er plane ein Bündnis gegen die Römer mit Antiochus von Syrien: war diese Tat erst Karthagos wahres Schicksal.

Nach dem zweiten punischen Kriege war es für die römische Republik eine Notwendigkeit, Spanien zu annektieren, um das Wiederauferstehen des niedergeworfenen Karthago zu verhindern; die Beherrschung von Spanien aber führte dazu, auch das südliche Gallien, durch das der Weg nach der Pyrenäen-Halbinsel führte, in römischen Besitz zu nehmen. Ebensowenig ging es an, den Karthagern die Gelegenheit zur Wiedergewinnung von politischem Einfluß unter den streitbaren Berbervölkern im nordafrikanischen Atlasgebiet, den Numidiern und Mauretaniern, zu belassen. Auch diese mußten daher unter die politische Aufsicht Roms treten. So bedingte die Auseinandersetzung mit Karthago zugleich auch die Begründung der römischen Herrschaft über die ganze östliche Hälfte der Mittelmeerwelt. Auf der andern Seite war es aber ganz ebenso unvermeidlich, sich gegen den östlichen Nachbarstaat

hinter dem Adriatischen Meer, Makedonien, zu sichern. Schon der Feldzug des Pyrrhus für die Tarentiner hatte die Gefahr gezeigt, die von dorther kommen konnte. Noch näher trat das Schicksal an Rom heran, als König Philipp V. von Makedonien auf die Nachricht von der Schlacht bei Kannä sich für ein Bündnis mit Hannibal entschied. Damals hätte Roms Stunde schlagen können, wäre Philipp ein anderer Mann gewesen, als er war, und mit einem Heer in Italien erschienen. Er blieb unentschlossen, erlaubte den Karthagern, Söldner in Makedonien zu werben und sah sich, als diese mit dem Heere Hannibals bei Zama vernichtet waren, allein den nun unausbleiblichen Maßnahmen der römischen Politik gegenüber. Er war mit Antiochus von Syrien gegen Ägypten und Pergamon verbündet. Diese beiden Staaten aber zählten zur römischen Freundschaft. Rom intervenierte bei Philipp zu ihren Gunsten und verlangte außerdem von ihm, er solle auf die Herrschaft über Griechenland verzichten. Als Philipp sich weigerte, wurde ihm der Krieg erklärt. Bei Kynoskephalä in Thessalien, 197 v. Chr., siegte der Konsul Quinctius Flamininus über den König, der fortan auf Makedonien im engern Sinne beschränkt wurde. Sein Sohn Perseus versuchte fünfundzwanzig Jahre später noch einmal das Glück. Er verlor den Thron. Und das Land seine Selbständigkeit. Griechenland erklärten die Römer schon nach ihrem Siege über Philipp nominell für frei. In Wirklichkeit sahen sie sich durch die Torheit und blinde Überhebung der miteinander in unauslöschlicher Zwietracht liegenden griechischen Kleinstaaten bald genug zu weiterem Eingreifen in die Verhältnisse des Ostens genötigt. Eine der griechischen Parteien wandte sich an Antiochus von Syrien: er möge kommen und Griechenland in Wahrheit befreien, nämlich von den Römern. Antiochus begann den Krieg. Militärisch und politisch gleich unfähig, erlitt er durch die Römer eine Niederlage bei den Thermopylen. Das folgende

Jahr, 190 v. Chr., sah die römischen Legionen zum erstenmal auf dem Boden Asiens. Die Schlacht bei Magnesia, am Sipylosgebirge, kostete Antiochus Asien westlich vom Halys und Taurus.

Von den Eroberungen in Asien gab der römische Senat das meiste an die Attaliden von Pergamon. Etwa ein halbes Jahrhundert versuchten es die Römer in Griechenland, Makedonien und Asien mit dem System, die abhängigen Schutzstaaten durch einander in Schach zu halten und durch römische Kommissare zu kontrollieren. Wo es nötig wurde auch durch bewaffnete Einmischung. Diese Politik erwies sich aber deshalb als unmöglich, weil den griechischen und hellenistischen Gebilden der einfache Instinkt, ihre Existenzbedingungen wahrzunehmen, ebenso abging, wie die Fähigkeit der politischen Überlegung. Makedonien, Griechenland, das vordere Kleinasien mußten daher schließlich als römische Provinzen eingerichtet werden. In demselben Jahre, 146 v. Chr., in dem den Griechen durch die Zerstörung von Korinth ein Denkzettel dafür gegeben wurde, daß es mit dem Unfug der griechischen Freiheit nun endgültig zu Ende sei, wurde auch die Exekution des Senatsurteils an dem immer noch als die Möglichkeit zukünftiger Gefahren betrachteten Karthago vollstreckt. Man hat das erbarmungslos genannt, aber die karthagische Aristokratie, die fünfzig Jahre vorher um ihres Geldsacks willen Hannibal bei den Römern verklagt hatte, verdiente ihr politisches Schicksal so gut wie die griechischen Demokraten — nur daß sie, tapferer als diese, vorzog, es nicht zu überleben.

Die ungeheure Entwicklung, die Rom zur unbedingten Vorherrschaft von Kleinasien und Ägypten bis zu den Säulen des Herkules brachte, geschah im Laufe zweier Menschenalter. Die Niederlage von Kannä und die Schlachten von Zama und Magnesia hat ein und dieselbe Generation erlebt. Es ist nicht allzu schwer, sich vorzustellen, welche Rückwirkungen auf

das materielle und moralische Gleichgewicht von diesen beispiellosen Erlebnissen in Rom selbst ausgingen. Die äußeren Ereignisse des Jahrhunderts, das zwischen der Zerstörung von Karthago und Korinth und der Aufrichtung der cäsarischen Monarchie liegt, sind nur der Ablauf einer unvermeidlich und selbstverständlich gewordenen Entwicklung: die Notwendigkeit, Ordnung zu schaffen und die Grenzen des Reichs zu sichern, nötigt die römische Politik schließlich dazu, auch der nominellen Selbständigkeit der beiden großen Restgebilde aus der Diadochenzeit, Syrien und Ägypten, ein Ende zu machen und die halbbarbarischen Staaten im Osten von Kleinasien, Armenien und Pontus, zu annektieren. Damit war Rom zum unmittelbaren Nachbar des iranischen Großreichs geworden, wo damals die Parther das Königtum besaßen. In lang dauernden und heftigen Kämpfen stellte sich ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte zwischen der römischen und der parthischen Macht her, das in derselben Weise auch erhalten blieb, als in der Folge die Parther die Herrschaft in Iran wieder an die Perser abgeben mußten. Alles aber, was an außerpolitischen Maßnahmen noch notwendig wurde, um die von der Natur, von den Iraniern und von den Germanen gesteckten Grenzen des römischen Imperiums zu erfüllen, ist nicht so wichtig, wie die innere Entwicklung Roms seit dem zweiten punischen, dem makedonischen und dem asiatischen Kriege.

Schon als Scipio Afrikanus zum Feldherrn gegen Karthago auf die Dauer des Krieges ernannt wurde, war, wie wir erkannten, damit zuerst die Axt an die Wurzel der republikanischen Verfassung gelegt. Fortan wurde es von Geschlecht zu Geschlecht deutlicher, daß es unmöglich war, mit dieser Verfassung den Erdkreis zu regieren. Durch die Eroberungen stieg die Macht des römischen Staats, stiegen die Mittel, die der römischen Weltpolitik zur Verfügung standen, ebenso aber auch die sozialen Zerklüftungen und die politischen Interessengegensätze

in Rom selbst, ins ungemessene. Die Verfassung beruhte der Idee nach darauf, daß alle römischen Bürger durch direkte Abstimmung in der Wahl der Magistrate, in der Gesetzgebung, in der Entscheidung über Krieg und Frieden ihren freien und überlegten Willen kundtun sollten. Das paßte für ein Gemeinwesen von mäßigem Umfange; es paßte schon nicht mehr für Rom als die Vormacht von ganz Italien, und erst recht nicht für Rom als Haupt eines Weltreichs. Im 2. Jahrhundert sehen wir, daß die tatsächliche Gewalt ganz und gar bei einer auf Geburt und Reichtum gegründeten, im Senat verkörperten Aristokratie ist, während das nominell souveräne römische Volk wenig mehr darstellt, als eine durch die Bestechungen, Leidenschaften und Gewalttätigkeiten der Parteiführer hin und her gelenkte, des eigenen politischen Urteils bare Masse. Die Reformversuche des Tiberius und Gajus Gracchus in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. bedeuten noch einen letzten Versuch, durch eine die Latifundien beschränkende Agrargesetzgebung das Verschwinden des landbesitzenden und bäuerlichen Mittelstandes und das Auseinanderfallen des römischen Volks in eine besitzlose Menge und eine kleine Anzahl von ungeheuer reichen, politisch allmächtigen Optimatenfamilien zu verhindern. Darüber gingen die Gracchischen Brüder, denen zuletzt politisch nichts übrig blieb, als der Vergewaltigung den Aufruhr entgegenzusetzen, zugrunde, und der Erfolg, den sie mit ihrem Leben bezahlt hatten, war unvollständig und nicht von Dauer. Immer deutlicher trat die Alleinherrschaft in den Gesichtskreis. Der Einfall zweier Barbarenvölker aus dem Norden, der Cimbern und der germanischen Teutonen, offenbarte zum Schrecken Roms, daß die wilde kriegerische Urkraft eines solchen Völkersturms selbst die geschulten Legionen niederzuwerfen imstande war. Marius, ein tapferer Soldat von gewöhnlicher Herkunft, später Konsul, Feldherr und Führer der Demokratie, vernichtete die Barbaren und machte danach

den Versuch, durch einen Gewaltstreich die Herrschaft der senatorischen Oligarchie zu beseitigen. Die Gracchen hatten, indem sie das demokratische Prinzip vertraten, hiermit den großen und staatsmännischen Gedanken verbunden, durch Erteilung des Bürgerrechts an die Italiker die innere Einheit von ganz Italien und die Grundlage der Macht Roms zu festigen. Marius dagegen war politisch zu unfähig, um der Demokratie einen Inhalt zu geben, der über die Befriedigung gewöhnlicher materieller Wünsche hinausging.

Bald genug kam es zu einem wirklichen Aufstand der italischen Bundesgenossen gegen Rom. Er endete mit der teilweisen Anerkennung der Forderungen der Italiker und brachte gleichzeitig den politisch und militärisch bedeutendsten Mann der Optimatenpartei, Sulla, an die Spitze der Verhältnisse. Dem Sulla wurde der Krieg in Asien gegen den König Mithridates von Pontus übertragen, der den kühnen, aber in sich unmöglichen Plan gefaßt hatte, seine Herrschaft an die Stelle der römischen in Asien zu setzen. Während der mehrjährigen Abwesenheit Sullas auf dem Kriegsschauplatz gewann die demokratische Partei in Rom wiederum die Oberhand und stellte in Italien, wo unterdessen die Forderung der Bundesgenossen nach gleichem Recht durch Aufnahme in die altrömischen Tribus erfüllt worden war, dem rückkehrenden Feldherrn und Vorkämpfer des Senatsregiments einen heftigen und organisierten Widerstand entgegen. Dies war der erste voll entbrannte römische Bürgerkrieg, 83/82 v. Chr., wenn man auch den Beginn der blutigen inneren Unruhen mit Recht schon fünfzig Jahre früher ansetzt, damals, als der ältere Gracchus auftrat. Sulla blieb Sieger, wurde vom Senat zum Diktator ernannt und war tatsächlich bis zum freiwilligen Rücktritt von seiner Stellung der erste Alleinherrscher Roms. Er erkannte das Vollbürgerrecht der Bundesgenossen an und versuchte durch das furchtbare Mittel der Proskriptionen, d. h. die Niedermachung

aller Häupter der demokratischen Partei, das Senatsregiment nachhaltig zu stützen. Der Erbe seiner politischen Führerstellung innerhalb der Aristokratie war Pompejus, und neben diesem machte sich auf Seiten der Popularpartei Gajus Julius Cäsar bemerkbar, aus einem alten Patriziergeschlecht, aber durch seinen Ehrgeiz und sein klares Verständnis für die realen politischen Verhältnisse zunächst an den Platz gewiesen, wo die Hoffnung emporzusteigen am größten war.

Nunmehr war die Entwicklung Roms bis vor die Entscheidung herangreift. Beide, Pompejus und Cäsar, verständigten sich über die Verteilung der Tätigkeit und der Einflußgebiete im Staat. Pompejus wählte die glänzendere Aufgabe, die Verhältnisse des Ostens zu ordnen; Cäsar ging nach Gallien, um, wie einst Hannibal in Spanien, sich ein Heer zu schaffen, an dessen Spitze er nach dem höchsten und letzten Ziel, der Alleinherrschaft, greifen konnte. In achtjähriger Arbeit schmiedete er sich dies Werkzeug aus seinen Legionen, zugleich die gallischen Völkerschaften bis an den Rhein und bis an den Ozean unterwerfend. Dann führte er mit großer, klarer Kühnheit die Entscheidung herbei, warf den Pompejus in der Schlacht von Pharsalus, 48 v. Chr., zu Boden, schlug im Laufe von zwei Jahren überall im Reich die noch sich regenden Widerstände nieder und ließ sich, zunächst unter der Form der Diktatur auf zehn Jahre, die Monarchie übertragen. Nicht aber an diesen altrepublikanischen Namen, sondern an den des Heerbefehlshabers, des Imperators, den er sich auf Lebenszeit verleihen ließ, hat sich in der Folge die Alleinherrschaft im römischen Staat geknüpft. Aus der Befehlsgewalt des Feld- und Kriegsherrn ist sie historisch entstanden, und dieser besondere Charakter hat ihrem innern Wesen dauernd angehaftet. Aus ihm heraus ist schließlich, Jahrhunderte später, auch ihre Krisis erfolgt.

Der erste römische Alleinherrscher, der es ganz sein wollte, Cäsar, ist nicht dazu gelangt, die dauernde Fülle des Imperiums, sondern nur seinen Anfang zu verwirklichen. Nicht mehr als zwei Jahre befand sich Cäsar im Besitze der obersten Gewalt, als er den Dolchen der gegen ihn verschworenen Republikaner und sonstigen Mißvergnügten erlag. In der kurzen Zeit seiner Regierung hat er eine Fülle von organisatorischen Gedanken teils als Programm aufgestellt, teils verwirklicht. Von allem der bedeutendste Plan war der des Partherfeldzuges. Nie fanden sich nach Cäsar die persönlichen und sachlichen Voraussetzungen gerade dafür wieder zusammen, daß die iranische Welt, die bald nach Alexander sich wieder auf sich selbst gestellt hatte, noch einmal, und jetzt mit der ganzen Kraft Roms, in den abendländisch-hellenistischen Kulturkreis hätte einbezogen werden können.

Die Ermordung Cäsars erinnert an den Tod Alexanders — aber während das griechische Weltreich, so wie es in Alexander lebt, mit seiner Person stand und fiel, war der römische Staatsorganismus innerlich so fest und die Gesamtheit der Verhältnisse in ihm für die Alleinherrschaft so unbedingt reif geworden, daß nur eine kurze Krisis eintrat, bis die Dinge sich wieder so gefügt hatten, wie im Augenblick, als Cäsar die höchste Gewalt ergriff.

Auch in dem Sinne ist Cäsar der Gründer der römischen Monarchie gewesen, daß sich in seinem Geschlecht während des ersten Jahrhunderts der Kaiserherrschaft die Gewalt vererbte. Obwohl er keine direkten Nachkommen hatte, so wurde sein von ihm adoptierter Neffe Octavianus doch als der Erbe seiner Ansprüche anerkannt. Er hatte die Herrschaft während der ersten zwölf Jahre mit Antonius, dem Feldherrn und politischen Testamentsvollstrecker Cäsars aus eigener Machtvollkommenheit, zu teilen, sodaß er den Westen, Antonius den Osten regierte. Nicht nur die für das römische politische Bewußtsein anstößigen

Beziehungen des Antonius zu der ägyptischen Königin Kleopatra, sondern auch die innere Notwendigkeit der Dinge mußte aber früher oder später zur Entscheidung zwischen beiden Herrschern treiben. Sie fiel in der Seeschlacht bei Aktium, im Jahre 31 v. Chr. Darnach hat Octavianus als Imperator, als Princeps des Senats und als Augustus noch dreiundvierzig Jahre das unbestrittene Regiment über das Reich ausgeübt. Ihm folgte sein Adoptivsohn aus dem Geschlecht der Klaudier, Tiberius; diesem sein Neffe Kajus Cäsar, mit dem Beinamen Caligula: der erste unter den Kaisern, bei dem sich Ausschweifungen, sittliche Untüchtigkeit und das übermäßige Gefühl für die Macht seiner Stellung zu der Erscheinung des Cäsarenwahnsinns vereinten. Er war auch der erste Cäsar, der durch Mord fiel. Das Heer gab ihm einen Nachfolger in einem überlebenden, unbedeutenden Neffen des Tiberius, Klaudius, den seine Gattin Agrippina, eine Urenkelin des Augustus, vergiftete, um ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, zur Herrschaft zu bringen. Auch Nero wurde nach besseren Anfängen vom Cäsarenwahn umnachtet. Mit seinem gewaltsamen Tode, 68 n. Chr., erlosch das julisch-klaudische Haus, in dem bis dahin durch Adoptionen und Verwandtenwahl die Nachfolge Cäsars aufrechterhalten war.

Das Bild dieses ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserherrschaft ist für gewöhnlich überwiegend beherrscht durch die Überlieferung von den Ereignissen am Hofe und innerhalb der Dynastie: Sittenverderbnis, Frauenränke, Familien- und Kabinettsjustiz, Gewalttat, Schwelgerei, Mißtrauen, Wahnsinn. Diese Dinge haben von jeher das Interesse der großen Masse und daher eine lebendige Darstellung für die Nachwelt gefunden. Allerdings, das Bild des Augustus, der kein großer, aber ein bedeutender Mann war, ist trotz allem als das des ersehnten Friedebringers und Wohltäters der Menschheit lebendig geblieben. Auch Tiberius war in Wirklichkeit weder

ein schlechter noch ein unbedeutender Regent, sondern Hofklatsch, politische Opposition und ein düsterer Zug in seinem Charakter haben sein Bild getrübt. Was aber auch in Rom geschehen mochte, selbst die wahnsinnigen Ausschreitungen Caligulas und Neros, es bedeutete wenig gegenüber der Sicherheit und dem allgemeinen Fortschritt des Kulturlebens in den Provinzen, die den materiellen Körper des Reichs ausmachten.

Im Jahre 28 v. Chr. ergab ein Zensus, daß es sechzehn bis siebzehn Millionen römischer Vollbürger gab, darunter vier Millionen waffenfähiger Männer. Die Gesamtzahl der Bevölkerung ist nicht sicher zu ermitteln; sie wird, einschließlich der Bundesgenossen, Untertanen und Sklaven, zwischen den Grenzen von fünfzig und hundert Millionen Seelen gelegen haben. Die Armee, die lange kein römisches Bürgerheer mehr war, sondern eine besoldete Truppe, aus Berufssoldaten bestehend, war über 200000 Mann stark. Die ökonomischen Verhältnisse des Reichs beruhten durchweg auf dem geldwirtschaftlichen, durch einen großen Vorrat von Edelmetall und durch entwickelte Handelsbeziehungen gestützten System. Diese äußere Sicherheit und materielle Höhe der Kultur offenbarte sich in dem glänzenden Geistesleben der Kaiserzeit. Schon in den letzten Zeiten der Republik war es vollkommen deutlich, daß der römische Geist die Fülle der griechischen Kultur zwar nicht produktiv, aber in bewundernswerter Weise reproduktiv in sich aufgenommen hatte. Das Wesen Roms ist staatliche Autorität, Disziplin, Begabung zur Herrschaft. Neben diesen Faktoren kommen, mit dem griechischen Wesen verglichen, fast alle anderen geistigen und materiellen Güter zu kurz. Dem entsprechend sehen wir, daß abgesehen vom Verwaltungs- und Heerwesen, wo die römische Überlieferung maßgebend ist, die ganze im römischen Reich gesammelte antike Kultur hellenisch oder von hellenistischem Geist auf das tiefste beeinflußt war. In dieser vollkommenen Auf-

nahmefähigkeit darf man nicht einen Mangel des Römertums erblicken, sondern eine hoch zu veranschlagende Begabung. Zwar ist es richtig, wenn man den römischen Dichtern, Literaten und Künstlern das Zeugnis gibt, sie hätten nicht aus der Fülle des Eignen, sondern nach griechischem Vorbild geschaffen. Aber hätte das Römertum nicht jenes wunderbare Gefäß für alle von den Perserkriegen über Alexander bis zum Ende der hellenistischen Periode geschehenen Errungenschaften der Griechen gebildet, so hätte sich die Erfüllung des Menschheitsgeistes mit griechischer Kultur nie erfüllt, und wir hätten aus der alten Welt kein Erbe erhalten!

Die im weltgeschichtlichen Sinne folgenreichste Entscheidung, die in der ersten Periode der Kaiserherrschaft, unter Tiberius, erfolgte, war der Entschluß, von der bereits begonnenen Eroberung Germaniens abzusehen. Seit dem Jahre 12 v. Chr. hatten die beiden Stiefsöhne des Augustus, Klaudius Drusus und Tiberius, der spätere Kaiser, Feldzüge in Germanien geführt. Im Jahre 9 starb Drusus, der bis zur Elbe vorgedrungen war, auf dem Rückmarsch. Sein Bruder Tiberius entwickelte den Germanen gegenüber bedeutende Fähigkeiten, und nachdem die Römer etwa fünfzehn Jahre lang mit ihren Heeren Sommerlager unter den Germanen bezogen hatten und das Land unterworfen schien, glaubte Varus, der 7 n. Chr. den Oberbefehl erhalten hatte, mit der Einführung römischer Verwaltungsformen, namentlich auf dem Gebiet der Rechtsprechung, vorgehen zu können. Das führte zu dem Aufstand des Jahres 9 unter der Führung des Cheruskerfürsten Arminius. Ohne Zweifel ist er, wie Tacitus von ihm sagt, der Befreier Germaniens geworden. Weniger dadurch, daß er die drei Legionen des Varus auf dem Rückmarsch vom Sommerlager an der Weser zum Rhein durch einen glücklichen Überfall vernichtete und nachher den Römern unter Germanikus, dem

Sohn des Drusus, Widerstand leistete, als durch die Lage der Dinge in Rom selbst, die es unmöglich machte, ein so großes militärisches Unternehmen, wie den Germanenkrieg, bis zum Ende durchzuführen.

Die merkwürdige Tatsache, daß die römische Monarchie auf der Höhe ihrer Macht doch der Besiegung der Germanen entsagen mußte, lag, wenn auch die militärische Schwierigkeit der Aufgabe nicht gering war, in dem eigentümlichen Charakter des Prinzipats begründet. Die Quelle der Cäsarenherrschaft war der Oberbefehl über die Armee. Die durch das Heer vertretene und auf dem Heer beruhende militärische Gewalt verständigte sich mit derjenigen Körperschaft, die innerhalb der Staatsregierung das Erbe der alten Volkssouveränität übernommen hatte, dem Senat, über die Person des Monarchen. Der maßgebendere Teil bei diesem Kompromiß war aber die Armee. Trotz der Häufung aller bürgerlichen Ämter und Ehren auf Augustus und seine Nachfolger hat der römische Prinzipat nie diesen Charakter verloren und nie ist im Bewußtsein der beteiligten Faktoren die Erinnerung daran verschwunden, daß er aus dem Heerbefehl hervorgegangen war. Die Legionen wußten, daß in erster Linie *sie* bei der Übertragung der höchsten Gewalt berufen waren, ihre Stimme geltend zu machen. Unter diesen Umständen bedeutete es eine unmittelbare Gefahr für die Ordnung der Dinge, an der Grenze des Reichs einen langwierigen und großen Krieg zu führen, der nicht nur besondere militärische Kraftentfaltungen, sondern außerdem auch entweder den Imperator selbst als Feldherrn oder eine erhöhte Kommandogewalt für den Oberbefehlshaber auf dem Kriegsschauplatze verlangte. Weder der eine noch der andere Entschluß war für Tiberius, da doch erst ein halbes Jahrhundert seit der Begründung der Alleinherrschaft vergangen war, möglich. Ohne die Gefahr, einen Usurpator gegen sich aufstehen zu sehen, konnte er Rom und Italien nicht

für jahrelange Feldzüge verlassen. Wenn er aber seinen Stiefsohn Germanikus, der die zunächst notwendige Aufgabe erfüllt hatte, die Niederlage des Varus durch die Feldzüge der Jahre 14 bis 16 n. Chr. an den Germanen zu rächen, mit so weitgehenden Vollmachten versah, wie sie zur dauernden Bezwingung der Stämme zwischen Rhein und Elbe notwendig gewesen wären, so konnten weder er selbst noch Germanikus voraussehen, wohin die Ereignisse und der Wille des Heeres den Besieger der Germanen führen würden. So kam es, daß, dank Arminius, die römische Herrschaft in Deutschland zwischen Rhein und Elbe nur eine kurze Episode blieb.

Seltsam ist, daß wir den eigentlichen deutschen Namen des Befreiers von Germanien nicht kennen. Wahrscheinlich ist die Vermutung richtig, daß Arminius in Wahrheit Segifrid hieß — Siegfried — denn Segimer, Segestes und Segimund sind die Namen seiner Verwandten aus dem Fürstengeschlecht der Cherusker. Darnach würde man glauben dürfen, daß die deutsche Heldensage von Siegfried und den Nibelungen auf Arminius zurückleitet — eine Sache, über deren Größe wir es fast verschmerzen könnten, daß Arminius bei seinen Landsleuten Undank für seine Tat fand und statt der Gefolgschaft für seinen Plan, ganz Germanien gegen die Römer aufzurufen, vielmehr den Tod von der Hand seiner eigenen Verwandten. Der Entschluß, die Freiheit der Germanen weiter nicht anzutasten, blieb aber auf römischer Seite das Ergebnis der Teutoburger Schlacht und des erneuten Widerstandes, den Germanikus fünf Jahre später fand. Keine Wendung der römischen Politik ist für die Zukunft des Reichs von so großen Folgen gewesen, wie diese.

Die römische Kaiserzeit in ihrer ersten Hälfte ist die kulturelle Höheperiode des Altertums. Indem die politisch-militärische Organisation des römischen Reichs die griechische Bil-

dung in sich aufnahm, erhielt die aus der Verbindung beider Elemente entstehende Kultur die Möglichkeit, sich über den größten Teil des damals dem Weltverkehr erschlossenen menschlichen Wohngebiets auszubreiten. Daß Germanien auch nach dem Verzicht auf seine Einbeziehung in die Reichsgrenze ein wichtiges Betätigungsfeld für den römischen Handel blieb und auf diesem Wege starke Kultureinflüsse erfuhr, ist bekannt. Ebenso war es in Sarmatien, dem heutigen Südrußland, wo die griechischen Kolonialstädte am Schwarzen Meer ihre alte Bedeutung nicht nur behielten, sondern zum Teil noch erweiterten. Das parthische und später das neupersische Reich suchten sich zwar das Monopol der kommerziellen Vermittlung zwischen dem Abendlande und dem entfernten Osten nach Möglichkeit zu wahren und nahmen wenig römische Waren auf, aber manche Einwirkungen der griechisch-römischen Kultur machten sich schon infolge der Nachbarschaft auch bei ihnen geltend, und Handelsreisende aus dem Reich drangen auf der sogenannten Seidenstraße bis tief nach Zentralasien, wahrscheinlich ins heutige chinesische Turkestan, vor. Unter Antoninus Pius, um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr., sind römische Kaufleute, vielleicht Syrer oder Alexandriner, sogar zur See nach China gelangt.

Zu derselben Zeit reichte die von Ägypten und dem römischen Arabien ausgehende Handelsschiffahrt am ostafrikanischen Gestade tief nach Süden; bis zum Kap Delgado etwa läßt sich der Verlauf der Küste in einem erhaltenen antiken Segelhandbuch erkennen. Sogar das Innere von Afrika war den Grundzügen nach im Osten bis zu den großen Schneebergen unter dem Äquator und bis zu den Nilseen, im Westen bis gegen den Niger und Tschadsee bekannt. Handelskarawanen kreuzten die Sahara und kamen bis in den Sudan; Nero entsandte zum Aufsuchen der Quellen des Nils eine Expedition, die sicher ebenso handelspolitische Erkundungen vornehmen sollte,

wie geographische. Sie gelangte, wie es scheint, bis an den Sudd, die große Grasbarriere, durch die der Strom südlich vom 10. Breitengrad verstopft ist. Diese und ähnliche Notizen sind — zufällig könnte man fast sagen — auf uns gelangt; anderes, vielleicht Wichtigeres, wird verloren gegangen sein.

Eine derartige Ausdehnung der ökonomischen Beziehungen ist die natürliche Folge des Emporkommens mächtiger Wirtschaftskörper, wie das römische Reich auf der Höhe seiner Macht und Blüte. Ohne Zweifel: wäre die Entwicklung der Dinge ungestört in denselben Bahnen weiter verlaufen, in denen sie sich während des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. bewegte, so hätte die Ausbreitung der alten Kultur auf dem Wege des wirtschaftlichen Verkehrs weit über die Grenzen des Imperiums hinaus doch wohl nur eine Frage der Zeit sein können. Es wäre zu einer immer stärkeren Beeinflussung der ganzen übrigen Welt in zivilisatorischem und eigentlich kulturellem Sinne gekommen, denn die Zunahme der Bevölkerung, der Bedürfnisse, des Wohlstandes, des technischen Könnens und der Weltkenntnis hätte Menschen und Kapitalien, und diesen folgend auch die politischen Tendenzen des Imperiums, immer mehr ins weite geführt. Die Frage, warum es nicht so, sondern anders gekommen ist, warum das 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. nicht von einer Fortdauer derjenigen materiellen Blüte und politischen Befestigung der Verhältnisse erfüllt sind, die das 1. und 2. Jahrhundert ausgezeichnet hatten, sondern von Militärrevolutionen und Völkerkämpfen, gehört daher zu den einschneidendsten, die die Geschichte kennt.

Das Ende der julisch-klaudischen Dynastie mit dem Tode Neros führt zum erstenmal seit den Bürgerkriegen der republikanischen Zeit wieder innere Kämpfe um die Herrschaft herauf. Die Entscheidung geben die Legionen, vor allem die am Rhein und die in Syrien. In Palästina hatte sich im Jahre 66 n. Chr. der große Aufstand der Juden erhoben, der mit der

Zerstörung Jerusalems im vierten Jahre des Krieges endete. Mitten aus dem Kampf führte der Ruf des Heeres den Feldherrn Vespasian, in Widerstreit gegen die in Rom durch den Senat, in Spanien und am Rhein durch die Truppen erhobenen Männer, zum Kaisertum. Vespasian gab sich Mühe, durch ein Übereinkommen mit dem Senat dem imperatorischen Charakter des Kaisertums auch noch eine mehr verfassungsmäßige Grundlage zu geben. Er ist der erste der drei flavischen Kaiser, mit denen die zugleich friedlichste und größte Periode des römischen Weltreichs anhebt. Auch den Übergang von dem Hause der Flavier zu der ihm folgenden Reihe der hintereinander durch Adoption zur Herrschaft gelangenden Imperatoren glückte es, ohne Erschütterung zu finden. Nerva, der nach dem letzten Flavier Domitian den Purpur umlegte, war ein Mann von vorgerückten Jahren; er adoptierte den Befehlshaber des oberrheinischen Heeres, Trajan; dieser seinen Nachfolger Hadrian. Niemand von diesen bedeutenden Männern hat merkwürdigerweise einen natürlichen Erben gehabt. Auch Hadrian mußte die Thronfolge sichern, indem er selber den Antoninus Pius an Sohnesstatt annahm und ihn gleichzeitig den Markus Aurelius adoptieren ließ. Zum erstenmal nach einem Jahrhundert hatte dann in Markus Aurelius ein Kaiser wieder einen Sohn, der ihm folgte: Commodus, und gerade dieser war unfähig. Mit ihm begann das Schicksal Roms sich zu wenden.

Die größte Ausdehnung, zu der das römische Reich gelangt ist, geschah unter Trajan. Er eroberte das Land der Dazier, nördlich der Donau, das heutige Rumänien, besiegte die Parther und verleibte ganz Mesopotamien und Babylonien dem römischen Herrschaftsgebiet ein. Für einen Augenblick waren die Grenzen des Reichs bis an den persischen Meerbusen vorgeschoben. Sicherlich ist Trajan dabei nicht nur von kriegerischen, sondern auch von handelspolitischen Ideen getrieben gewesen. Als er, 115 n. Chr., nach der Einnahme der

parthischen Hauptstadt Ktesiphon, die Kauffahrer von der Tigrismündung nach Indien absegeln sah, auf dem Wege, den Alexander der Große dem Weltverkehr geöffnet hatte, da soll er gesagt haben, wenn er nicht zu alt wäre, wollte er auch den Alexanderzug noch unternehmen! Um dieselbe Zeit, unter der Handynastie in China, reichte die kriegerische Machtsphäre der Chinesen von Osten her bis nahe an das Kaspische Meer heran, und zur See gelangten chinesische Schiffe nach Ceylon. Unabsehbar waren die Perspektiven, die sich nach all diesen Richtungen für die Kultur der alten Welt unter der Voraussetzung eröffneten, daß der Weiterbestand des römischen Imperiums auf denselben materiellen Grundlagen, mit derselben politisch-ökonomischen Entwicklungstendenz, gesichert war.

Mit der Ermordung des Kaisers Commodus, 193 n. Chr., beginnt nun aber eine rund hundertjährige Periode, während der es meist nicht mehr glückt, die Nachfolge der Imperatoren auf friedlichem Wege zu sichern. Zunächst kam es noch zu einer Art von Erbfolge in der Dynastie der Severer: Septimius Severus, Caracalla und Alexander Severus, aber mit der Ermordung Alexanders im Jahre 235 n. Chr. durch die im linksrheinischen Germanien stehenden Truppen war alle geregelte Thronfolge bis auf die Erhebung Diokletians, 285 n. Chr., zu Ende. Aus den Wirren dieser Zeit, den ununterbrochen aufeinander folgenden Kaisermorden und Usurpationen, heben sich einzelne bedeutendere Persönlichkeiten hervor, wie die Kaiser Decius und Aurelian, aber ihr vorzeitiges Ende ließ auch ihre Regierung wenig Dauerndes schaffen. Charakteristisch für diese ganze Epoche ist, daß nach langer Friedenszeit jetzt auch die äußeren Grenzen des Reichs wieder von Feinden angegriffen werden. Im Osten erhob sich das persische Geschlecht der Sassaniden, gewann die Herrschaft über Iran und nahm alsbald die Angriffe gegen das östliche Reich

wieder kräftig auf. In diesen Perserkriegen wurde, im Jahre 260, sogar ein Imperator, Valerianus, von dem Sassaniden Schapur besiegt, gefangen und nach Persien gebracht. Bei Persepolis, unter den Königsbildern der Achämeniden, ließ Schapur seinen Triumph im Felsen verewigen; daneben zeigt ein zweites Relief den guten Gott Ahuramazda, wie er dem Ardeschir, dem neuen Artaxerxes, als dem ersten der sassanidischen Königsreihe vom Rosse herab die Krone Irans reicht!

Auf der anderen Seite des Reichs gewahren wir ein neues und unerhörtes Bild in den Einfällen der Germanen. Schon Markus Aurelius hatte lange und schwere Kriege mit germanischen Völkern, den Markomannen und Quaden an der Donau, zu bestehen gehabt, aber er konnte die Barbaren noch schlagen und die Reichsgrenze behaupten. Unter Caracalla brach ein germanischer Völkerbund, die Alemannen, in das dem Reiche angegliederte und durch einen Grenzwall geschützte Gebiet zwischen dem Mittelrhein und der Donau, das sogenannte Zehntland, ein. Der Kaiser vertrieb die Eindringlinge, aber von da an war an der Alemannengrenze keine Ruhe mehr. Ebenso bedrängten die Goten die von Trajan eingerichtete Provinz Dazien jenseits der unteren Donau und brachten es dahin, daß Aurelian, um 270 n. Chr., das durch keine natürlichen Grenzen geschützte Land ganz aufgab und die Donau von Belgrad bis zu ihrer Mündung wieder zur Reichsgrenze machte.

Um dieselbe Zeit kam es an der westlichen Germanengrenze soweit, daß germanische Kriegshaufen sogar bis nach Italien hinein vordrangen, und hier mußte Aurelian sich zu einer Maßnahme entschließen, die wie keine andere die veränderte Zeitlage kennzeichnet: zur Neubefestigung Roms mit einer gewaltigen Mauer, die das städtische Weichbild, ein Gebiet von vierzehn Quadratkilometern, umschloß. Von jenen beiden Denkmälern, dem sassanidischen Triumphrelief bei Persepolis und der aurelianischen Mauer Roms, kann man sagen, daß sie den

Wendepunkt in der Geschichte des römischen Imperiums und der antiken Kulturwelt kennzeichnen. Von hier ab wird der Verfall Roms deutlich.

Die Frage nach den Gründen des Untergangs der alten Kultur, die sich in dem weltumspannenden Organismus des römischen Reichs gesammelt und während der beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserherrschaft, von Augustus bis auf die Antoninen, zur höchsten Blüte entwickelt hatte, ist ein überwältigendes weltgeschichtliches Problem. Trotzdem hat es bis in die neueste Zeit an einer befriedigenden Erklärung der Ereignisse gefehlt. Man hat es mit der hypothetischen Annahme versucht, die alte Welt sei an genereller Lebensschwäche und sittlicher Entartung, an Greisenhaftigkeit, wie man es genannt hat, zugrunde gegangen. Unendlich oft ist dieser Gedanke wiederholt worden, verstärkt durch die Berufung auf den Gegensatz jener vermeintlichen Fäulnis der Kulturwelt zu der Unverdorbenheit und Lebensfrische der Barbaren, denen das Reich in den Stürmen der Völkerwanderung erlag. Wäre das richtig, dann müßten sich an den Menschen jener Zeit im Unterschied zu der vorhergehenden Epoche die Zeichen des Verfalls zeigen. Unter den Kaisern des 3. und 4. Jahrhunderts, wie Aurelian, Diokletian, Konstantin, Julian, gewahren wir aber ebenso kraftvolle Figuren, wie in der Zeit des julisch-klaudischen Hauses und von Trajan bis Markus Aurelius, und wer sich die großen Juristen der spätrömischen Epoche, die Reihe der christlichen Denker von Origenes bis Augustin und die Philosophen der neuplatonischen Schule vergegenwärtigt, muß ebenso bekennen, daß hier nicht geringere geistige Leistungen vorliegen, als die alte Welt sie vordem hervorbrachte. Es hat daher keinen vernünftigen Sinn, von einer besonderen Lebensschwäche am Ausgang des antiken Zeitalters zu sprechen. Wir müssen tiefer nach den zu Grunde liegenden Ursachen suchen.

Viertes Kapitel.

Das werdende Mittelalter.

Die Summe der Geschichte des Altertums läßt sich dahin begreifen, daß zuerst in der persischen Monarchie die bis dahin überwiegend getrennt verlaufenen Geschicke der semitisch-hamitischen und der iranischen Völker in Eins zusammengefaßt werden; darnach im Alexanderreich das Griechentum dazu gelangt, durch Aufnahme der orientalischen Elemente im Hellenismus die erste Weltkultur zu schaffen; endlich im römischen Imperium der Weltstaat und die Weltkultur sich einen. So kommt es zu dem glänzenden Ganzen der Kaiserzeit in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Sehen wir aber genauer zu, so wird uns deutlich, daß die alte Kulturwelt zur Zeit ihrer höchsten Blüte im geistigen wie im materiellen Leben der innerlich arbeitenden und wahrhaft vorwärts treibenden Kräfte doch entbehrte. In dem Staatsgedanken der Römer und im künstlerisch-philosophischen Genius der Griechen waren wohl ewig fortdauernde Leistungen des menschlichen Geistes zur Verwirklichung gelangt, aber es war nicht abzusehen, woher der entscheidende Anstoß auf denjenigen beiden Gebieten kommen sollte, wo dem antiken Wesen offenbar die schöpferische Kraft mangelte: in der tieferen Erkenntnis und Beherrschung der Naturkräfte und im sittlich-religiösen Weltfortschritt. Was dieser Mangel bedeutete, wird uns während der nunmehr eintretenden Krisis der Antike deutlich.

Vom 3. Jahrhundert n. Chr. an bemerken wir, von den

äußeren politischen Wirrnissen abgesehen, einen allgemeinen Niedergang der Kultur. Der hohe künstlerische Gehalt des Lebens schwindet; was in Dichtung, Skulptur, Baukunst und selbst in der Handhabung der Sprache noch geleistet wird, das lebt von überkommenen Formen, verarmt und verkümmert. An die Stelle der glänzenden Leichtigkeit, des Reichtums und der Sicherheit, die das Dasein in der ersten Hälfte der Kaiserzeit besaß, treten zunehmende Plumpheit, Dürftigkeit, Geschmacklosigkeit, mit einem Wort die Barbarisierung. Der Wechsel ist so deutlich, daß es weder einer Diskussion darüber, noch einer Wiederholung der überlieferten Zeugnisse bedarf. Wir fragen uns, ob hier ein innerer Zusammenhang mit der Tatsache besteht, daß die römische Militärmacht nicht mehr imstande ist, die Grenzen des Reichs in ihrem bisherigen Umfange gegen den Andrang der Barbaren zu verteidigen? In der Tat: hier ist die Stelle, wo wir einsetzen müssen, um zum Verständnis der Dinge zu gelangen.

In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts mußte nicht nur Dacien den Goten, sondern auch das Zehntland den Alemannen überlassen werden. Im 4. Jahrhundert sehen wir dann auf der ganzen Linie von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer die Barbaren über den Rhein und die Donau in den eigentlichen Körper des Reichs eindringen und sich innerhalb seiner Grenzen festsetzen. Während des 5. Jahrhunderts dauert dieser Prozeß fort bis zur Auflösung der ganzen Westhälfte des Imperiums in eine Anzahl germanischer Kriegerstaaten, in denen die alte römische Bevölkerung als Untertanen weiterlebt. Wie konnte es zu diesem totalen Umschwung des Stärkeverhältnisses zwischen dem römischen Reich und den Barbaren kommen?

Wir erinnern uns der Tatsache, daß der römische Weltstaat in all seiner Größe doch nicht die Idee einer dauernd gesicherten, auf sich selber ruhenden, von selber sich fortpflanzenden obersten Gewalt im Staate hervorgebracht hat, weil in

der durch Cäsar und Augustus begründeten Alleinherrschaft von Anfang an das Prinzip der Erblichkeit und das der Erhebung des siegreichen Feldherrn durch das Heer miteinander stritten. Es ist ein großes Zeugnis für den politischen Sinn Roms, daß es nach dem Aussterben des julischen Hauses durch Verständigung und Kompromisse zwischen der Armee und dem Senat noch über anderthalb Jahrhunderte gelang, eine anerkannte Folge der Kaiser und damit eine gesicherte Ordnung zu schaffen. Als das nicht mehr glückte, trat die Krisis ein, die in Verbindung mit einer wirtschaftlichen Katastrophe das römische Heerwesen in ihren Wirbel hineinzog und es am Ende verschlang.

Der Untergang der Dynastie der Severe bildet den Wendepunkt der Entwicklung. Von hier ab war die friedliche Aufeinanderfolge der Herrscher durch mehrere Menschenalter nicht mehr zu erreichen, und zwar in erster Linie deshalb nicht, weil das innere und äußere Übergewicht Roms und Italiens über die allmählich gleichfalls romanisierten Provinzen nicht mehr aufrecht zu erhalten war. Durch die völkische Besonderheit der einzelnen Reichsteile, die ihnen trotz der Romanisierung verblieben war, lockerte sich die Einheit der Armee mehr und mehr, und die schnell sich häufende Folge gewaltsamer Thronumwälzungen ließ keinen gesicherten Dauerzustand mehr aufkommen. Der fortwährende Wechsel von Kaiserproklamationen und Kaisermorden, der permanente Bürgerkrieg und das Überlaufen von einem Herrn zum andern zerstörten den Kitt, der bis dahin das feste Gemäuer der römischen Armee zusammengehalten hatte: die Disziplin, die den kriegerischen Wert der Legionen ausmachte.

Aus den politisch-militärischen Vorgängen allein, mochten ihre schädigenden Wirkungen auf die übrigen Lebensgebiete noch so groß sein, hätte aber doch keine Katastrophe für die alte Welt im ganzen hervorzugehen gebraucht, wenn nicht noch

eine Totaländerung des allgemeinen Wirtschaftslebens durch die starke Verringerung der innerhalb des Reichs zirkulierende Goldmenge hinzugetreten wäre.

Unter den Gründen für das Verschwinden des Goldes muß zunächst die passive Zahlungsbilanz des Reiches gegenüber dem Osten hervorgehoben werden, die für die Verhältnisse des Altertums bedeutend gewesen zu sein scheint. Rom bezog aus Arabien, Persien, Indien und China Mengen von Gewürzen, kostbaren Stoffen, Seide und Edelsteinen, denen, soviel wir wissen, nur eine geringe Ausfuhr von Erzeugnissen aus dem Reichsgebiet gegenüberstand. Plinius gibt, vermutlich nach den Aufzeichnungen der Zollämter an der östlichen Grenze, die jährliche Einfuhr von dorther auf hundert Millionen Sesterzen, mehr als zwanzig Millionen Mark, jährlich an, und er beklagt diesen fortdauernden Verlust an Nationalvermögen. Denken wir uns diesen Schaden als eine dauernde Erscheinung während des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr., so würde das bereits einen Abfluß im Werte von Milliarden ergeben. Eine solche Verminderung des umlaufenden Edelmetalls, wozu noch die bedeutenden Soldzahlungen und später die Tribute an barbarische Kontingente und Völkerschaften außerhalb des Reichs hinzukamen, wäre auch unter sonst normalen Verhältnissen kaum ohne Wirkung auf die Wirtschaftslage geblieben. Offenbar aber trat auch noch eine Erschöpfung der von früher her bekannten und betriebenen Gold- und Silberbergwerke ein. Die Zeugnisse hierfür aus der römischen Verwaltungs- und Münzgeschichte sind schlagend.

Delbrück schildert den nunmehr anbrechenden Zustand mit eindrucksvollen Worten: Die Währungskatastrophe brachte das blühende Wirtschaftsleben des römischen Weltreichs zur Erstarrung; die Adern des Riesenkörpers wurden blutleer und trockneten aus. Im Laufe des 3. Jahrhunderts ist die Geld-

wirtschaft nahezu abgestorben und die Kulturwelt wieder in die Naturalwirtschaft zurückgeglitten. Diesen ökonomischen Rücksturz wird man leicht verstehen, wenn man sich klar macht, wie ungeheuer die Massen des Edelmetalls waren, deren der Wirtschaftskörper des römischen Reichs, um normal zu funktionieren, bedurfte. Fast die ganze Armee lag an den Grenzen. Die Steuern, die die Provinzen zahlten, wurden zum geringsten Teil in ihnen selbst verbraucht; ein Teil ging nach Rom, um dort oft lange thesauriert zu werden, der größere in die Feldlager, um als Löhnung unter die Soldaten verteilt zu werden. Nur sehr allmählich konnte dies Geld als Preis für Waren und Lieferungen wieder in die Provinzen zurückströmen. Der Verkehr vollzog sich in barem Silber und Gold. Bares Silber und Gold verlangte der Soldat als seine Löhnung und sammelten die Kaiser in Rom in ihrem Schatz auf oder verteilten es unter die Plebs, um sie in Ruhe zu erhalten. Unausgesetzt müssen die fiskalischen Geldtransporte aus den Provinzen, die keine Garnisonen hatten, an den Rhein, an die Donau, nach Rom gegangen sein, und die Händler, die den Soldaten, dem Hof und der römischen Bürgerschaft ihre Bedürfnisse lieferten, brachten es wieder zurück!

Während des ganzen Verlaufs des 3. Jahrhunderts verminderte sich die Menge des Goldes und Silbers durch die Passivität der Wirtschaftsbilanz gegenüber dem Osten und durch die Erschöpfung der Bergwerke so sehr, daß das System zusammenbrach. Diokletian erließ ein ungeheures Preisregulativ, das in allen Städten des Imperiums aufgestellt wurde und das verloren gegangene Gleichgewicht zwischen Geld und Ware wiederherstellen sollte. Es war vergeblich; die natürlichen ökonomischen Gesetze erwiesen sich als stärker. Die Geldwirtschaft hörte auf oder beschränkte sich auf einen Bruchteil ihrer früheren Bedeutung; die Naturalwirtschaft trat wieder an ihre Stelle. Es ist ein merkwürdiges, ja ein erschütterndes Bild: zu

sehen, wie die wirtschaftliche Abwandlung auf das ganze Leben der alten Welt, auf das Steuer- und Lieferungswesen, auf die Gewerke, auf das Beamtentum, auf Handel und Wandel, Produktion und Konsum, auf Kunst, Wissenschaft und Literatur ihre Wirkung ausübt. Am stärksten aber waren die Folgen für das römische Heer.

Die Änderung bei den Legionen, die sich infolge der Krisis im Geld- und Wirtschaftswesen vollzieht, ist die allmähliche Verwandlung des aus reinen Berufskriegern zusammengesetzten und straff disziplinierten Heeres in eine Art von Miliz, während gleichzeitig die Bedeutung der barbarischen Hilfstruppen zunimmt. Die erste Andeutung eines solchen Wechsels findet sich schon um die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert n. Chr. unter Septimius Severus. Dieser mußte zwei Neuerungen einführen, die untereinander in innerer Verbindung standen und durch den beginnenden Geldmangel verursacht waren. Die eine bestand darin, daß an Stelle des baren Soldes die Naturalbezüge der Soldaten vergrößert wurden, die andere darin, daß ihnen gleichzeitig das eheliche Leben gestattet werden mußte. Vordem wurden die Legionäre in Militärlagern und Kastellen in festem Verband dauernd zusammengehalten; eine Familie durften sie vor dem Gesetz überhaupt nicht haben. Seit Severus kam es allmählich dahin, daß den Soldaten nicht nur Verpflegungsportionen in natura, sondern geradezu Ländereien zur Bestellung zugewiesen wurden, so daß sie auf ihrem Grundbesitz wohnten und nur noch zum Dienst oder für den Kriegsfall zusammenkamen und marschierten. Damit aber hörte die frühere römische Armee zu existieren auf und zum wichtigsten Faktor im Heerwesen wurden die Barbaren.

Die alte römische Überlegenheit hatte nicht darin bestanden, daß die Römer vermöge ihrer Kriegskunst eine unbegrenzte Übermacht barbarischer Gegner zu schlagen imstande waren,

sondern darin, daß durch das Prinzip der großen stehenden, fest besoldeten Armee, durch die Geschicklichkeit der Feldherrn, durch die Disziplin und die taktische Manövrierfähigkeit der Truppen, womöglich die Übermacht in der einzelnen Schlacht und eine erhöhte Leistungsfähigkeit auf dem Schlachtfelde hergestellt wurde. Dieses Ziel ließ sich nur mit voll ausgebildeten und dauernd in Übung gehaltenen Berufssoldaten verwirklichen. Seitdem das römische Heer diese Eigenschaft verlor, seitdem nicht mehr Legionen gleich denen, die Germanikus und Trajan befehligt hatten, sondern Truppen mit Milizcharakter da waren, verschob sich das Verhältnis ihres Wertes gegenüber dem Feinde und den barbarischen Hilfsvölkern um so mehr, als diese durch den Dienst bei den Römern und durch die Ausstattung mit römischen Waffen erst recht kriegstüchtig wurden. Nicht mehr die Legionen, sondern die Barbaren waren jetzt der beste Teil der Armee, und reißend überflutete dieser Strom das ganze römische Heerwesen.

Gegen den Ausgang des 3. Jahrhunderts n. Chr. sind es also nicht nur die Barbaren von außen, deren Ansturm gegen die Reichsgrenzen das alte Imperium erschüttert, sondern auch die Barbaren im Innern, durch deren Verwendung als römische Kriegsmacht die staatlichen Grundlagen verändert sind. Im Jahre 285 n. Chr. erhob die Wahl der Armeebefehlshaber einen Mann von einfacher Herkunft, der als Soldat emporgekommen war, Diokletian, zum Imperator. Dieser organisierte die Regierungsgewalt und das Reich nach den neuen Notwendigkeiten, die die Zeit forderte. Rom hörte auf, die Hauptstadt zu sein, weil die oberste Gewalt jetzt nicht mehr in das geschichtliche Zentrum, sondern an die gefährdeten Grenzen des Staatswesens gehörte. Weiter blieb, da die Verteidigung gleichzeitig gegen die Feinde im Osten und Westen geführt werden mußte, nichts anderes übrig, als wenn auch nicht die Idee, so doch die Aufgaben des Imperiums zu teilen. Diokletian ernannte

einen Mitherrscher, und jeder von den beiden Kaisern oder Augusti wieder einen Gehilfen mit dem Titel Cäsar. Nikomedien, später Byzanz, und Sirmium an der Save, Mailand und das deutsche Trier wurden jetzt die Hauptsitze der Regierung, die sich, abgesehen von den Aufgaben der inneren Verwaltung, immer entschiedener als militärische Grenzverteidigung organisieren mußte. Dies aber nicht mehr mit der Kraft der einstigen römischen Legionen, sondern mit bezahlten Barbaren gegen die Barbaren von außerhalb. Gleichzeitig nahm das Kaisertum einen aus altrömischen und orientalischen Zügen gemischten, nicht nur militärisch, sondern auch in Hinsicht auf die Verfassung autokratischen Charakter an. Schon Diokletian hat, um die Gewalt des Herrschers im Innern zu stützen, diese Änderung des Staatswesens zusammen mit einer straffen Bureaukratisierung des Verwaltungsapparates eingeführt. Auf jeden Fall war sie ein Symptom dafür, daß mit der eigentlichen römischen Kultur auch der römische Geist aus dem Zeitalter verschwand.

Den Zweck, den die Reform verfolgte, hat sie auch tatsächlich gefördert, denn nach den langen und furchtbaren Wirren, die vom Ende der Severe bis auf Diokletian das Reich durch den fortdauernden Kampf um den Purpur erschüttert hatten, erhebt sich endlich eine neue Dynastie, die konstantinische, unter der wieder eine gewisse Festigkeit in die Thronfolge kam. Ihr Urheber ist Flavius Konstantius, Cäsar in Trier und Verteidiger der Rheingrenze gegen die germanischen Völkerbünde der Franken und Alemannen; sein Sohn Konstantin gelangte nach nahezu zwanzigjährigen Kämpfen der diokletianischen Augusti und Cäsaren untereinander, 323 nach Chr., zur Alleinherrschaft, die er noch vierzehn Jahre besaß. Das System der Reichsteilung für die Zwecke der Verwaltung und Verteidigung mußte beibehalten werden und verursachte, so notwendig und wirksam es auch war, doch immer

von neuem Usurpationen und Kämpfe um die höchste Gewalt. Aber die Dynastie erhielt sich. Konstantin verlegte den Sitz des Kaisertums in aller Form von Rom nach seiner Stadt Konstantinopel, um dort den durch die Perser immer schwerer gefährdeten Verhältnissen des Ostens näher zu sein. Sein ältester Sohn, Konstantius, dem nach dem Tode seiner Brüder bald die Alleinherrschaft zufiel, übernahm von vornherein die Regierung desjenigen Reichsteils, den man seit Diokletian als den vornehmsten und materiell wichtigsten betrachtete: des Orients. Die Verwaltung und den Oberbefehl im Westen übertrug er seinem Vetter Julian, der den Franken das von ihnen eroberte Köln wieder abnahm und die Alemannen über den Rhein zurücktrieb. Der fortdauernde Krieg mit den Persern hatte unter Konstantius die Kraft der östlichen Reichshälfte in Anspruch genommen und fand seine Fortsetzung unter Julian, den der Wille seiner Truppen zum Imperator erhob. Dieser drang bis an den unteren Tigris vor, aber sein Heer war nicht mehr dem gleich, mit dem zweieinhalb Jahrhunderte vorher Trajan die Parther bezwungen und die römischen Adler bis an die Mündung der Ströme getragen hatte. Auf dem erzwungenen Rückzuge fiel der Kaiser durch einen Perserpfeil. Mit seinem Tode, 363 n. Chr., endet die konstantinische Dynastie.

Während dieser ganzen Periode bis zum Beginn der sogenannten Völkerwanderung ist die römische Welt wahrscheinlich volkreicher und vom naturalwirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet blühender gewesen, als unter Augustus, unter Trajan und den Antoninen. Selbst die Kämpfe während des Jahrhunderts der fortgesetzten gewaltsamen Herrscherwechsel wurden schließlich mehr zwischen den Imperatoren und den Heeren ausgefochten, als daß die Bevölkerung besonders darunter litt, zumal in den nicht gerade berührten Provinzen. Im ganzen war es eine Jahrhunderte lange Friedenszeit für das Reich,

und wenn dazwischen auch von Seuchen und Naturkatastrophen berichtet wird, so muß die verhältnismäßige Sicherheit von Ackerbau, Gewerbe und Handel, selbst wenn man eine noch so geringe Vermehrungsquote annimmt, im Laufe der Jahrhunderte doch steigernd auf die Volkszahl eingewirkt haben. Kleiner mußten natürlich die Städte werden, denn Blüte und Volksmenge in den größeren Siedlungszentren ist direkt abhängig vom Stande der Geldwirtschaft. Handel, Industrie und Verkehr bringen es ihrer Natur nach mit sich, daß die Produktion und die Menge der Menschen, die zur Hervorbringung und Verteilung der Güter gehören, an bestimmten Mittelpunkten sich verdichten. Umgekehrt läßt die Naturalwirtschaft den Besitz immer ausschließlicher in der Form des Grundbesitzes auftreten. Die Reichen und Großen müssen, um die Menge der ihnen zufließenden Güter zu verwerten, mit ihrem Gefolge, ihren Dienern, Klienten und Hintersassen den Wohnsitz inmitten der Ländereien aufschlagen, die ihnen gehören, von deren Ertrag sie aber nur einen beschränkten Teil in bares Geld umsetzen können, weil dieses an sich knapp ist.

So sah das Reich im 4. und teilweise auch schon im 3. Jahrhundert aus. Das ganze Imperium mag damals hundert und mehr Millionen Einwohner gezählt haben, mehr als im Zeitalter des Augustus, als der dreihundertjährige Weltfriede der Kaiserzeit seinen Anfang nahm — aber die Struktur der Bevölkerung hatte sich mit der Wirtschaftsweise gewandelt, und ihre Steuerkraft, in barem Gelde ausgedrückt, betrug nur noch einen kleinen Bruchteil von dem, was das Reich unter Augustus oder Trajan hatte leisten können. Für die knappen baren Einkünfte, die der Regierung noch zuflossen, nahm sie barbarische Söldner in Dienst. Die Masse des Volks wurde immer ausgesprochener bäuerlich und unkriegerisch, und die Städte schrumpften ein. Wir sind erstaunt, wenn wir an Plätzen wie Köln oder Trier, wo eine Zeitlang die Residenz des Abendlandes war,

durch die Untersuchung der erhaltenen Reste uns überzeugen, ein wie kleines Areal ihre Mauerringe im 4. Jahrhundert umschlossen, aber wir erkennen den Zusammenhang, wenn wir an die Wirtschaftskatastrophe denken. Auch inmitten der großartigen meilenweiten Befestigungen, mit denen in der hellenistischen Zeit Städte wie Antiochia und Ephesus umgeben worden waren, erheben sich noch heute die Reste der Mauern, die in späterer Zeit um einen kleinen Fleck im Zentrum des einstigen Stadtgebiets herumgezogen wurden, um zu schützen, was noch Ephesus und Antiochia war.

Der tiefgehende Wechsel aller Verhältnisse mußte sich notwendigerweise nicht nur äußerlich in dem Kulturbilde geltend machen, das die spätere Kaiserzeit darbietet, sondern auch tief in den geistigen Charakter der Epoche eingreifen. Von den Vorgängen auf diesem Gebiete nimmt einer wegen der unendlichen Folgewirkungen, die von ihm ausgegangen sind, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch: die Ausbreitung des Christentums.

Die Frage nach dem Ursprung der christlichen Religion aus dem inneren Leben Jesu gehört, im Sinne des Rankeschen Worts vom Verhältnis des Menschen zu Gott und der Natur, zum Geheimnis der Urwelt. Anders die Wirkungen, die vom Evangelium Jesu auf die Menschheit ausgegangen sind. Wir sehen, daß die neue Religion in den ersten anderthalb bis zwei Jahrhunderten ihres Bestehens, während der Höheperiode der alten Kultur, wenn auch merkliche, so doch nicht eigentlich entscheidende Fortschritte macht. Die unmittelbare Missionstätigkeit des ältesten Christentums erreichte nur beschränkte Kreise. Mit der beginnenden Auflösung des antiken Lebens dagegen setzt der große Aufstieg ein. Liegt hier nur eine äußere Gleichzeitigkeit der Erscheinungen, oder auch ein innerer Zusammenhang vor? Um die Antwort zu finden, müssen wir uns darüber klar werden, auf welche Weise die antike

Religion mit der Kultur des Zeitalters im ganzen verbunden war. Man kann bei den Alten gewissermaßen drei Stockwerke des religiösen Lebens unterscheiden. Von diesen war das unterste, die Volksreligion, im wesentlichen älter als die Kultur, und nirgends tief von ihr berührt. Wir haben nur eine undeutliche Vorstellung vom religiösen Volksglauben des Altertums, aber auf jeden Fall stand er dem Durchschnitt aller primitiven Naturreligion näher, als die offizielle Götterlehre es tat. Diese bildete das zweite Stockwerk, und durch den Kultus, durch die Politik, durch die Kunst und die Überlieferungen des bürgerlichen Lebens war sie aufs engste mit der Gesamtheit der Kultur verbunden. Das dritte Stockwerk war der philosophische Glaube der Gebildeten. Er stand innerlich in einem sehr verschiedenen Verhältnis zu der öffentlichen Religion. Die einzelnen Schulen schwankten von konservativer Pietät bis zu radikaler Verneinung; äußerlich aber bequemten sie sich den staatlich anerkannten und geforderten Kulten mehr oder weniger an. Diese philosophische Gedankenwelt der oberen Schichten war natürlich erst recht ein Erzeugnis des allgemeinen Kulturlebens, wie es sich von den Tagen, da das griechische Denken seine klassische Blütezeit erlebte, bis in die erste Hälfte der Kaiserzeit gebildet hatte.

Vergegenwärtigen wir uns diesen Stand der Dinge, so wird es uns nicht schwer werden, die Folgerungen zu ziehen, deren wir zur Beantwortung der oben gestellten Frage bedürfen. Je stärker durch das Schwinden des geldwirtschaftlichen Wohlstandes und durch die fortdauernden militärischen Umwälzungen die materielle Grundlage der antiken Zivilisation erschüttert wurde, und je deutlicher sich all die Erscheinungen geltend machten, die wir als die allgemeine Barbarisierung des Lebens bezeichnet haben, desto fühlbarer mußten auch die Rückwirkungen auf die überlieferte Religion sich äußern. Es ist eine Verschiebung der Wirklichkeit, wenn man

glaubt, das griechisch-römische Heidentum sei allein durch das Christentum überwunden und beseitigt worden. Die Entwicklung war eher die, daß dem Heidentum, soweit es Kulturreligion war, durch die Auflösung der alten Kultur seine Daseinsgrundlage entzogen wurde und das Christentum an seine Stelle trat. Allerdings hat auch das im Universalstaat eintretende Religionsgemisch, der Synkretismus, auflösend auf das antike Religionswesen gewirkt, aber das war nicht allein entscheidend. Abseits von der alten Kultur, im Volksglauben, hat das Heidentum eine viel größere Widerstandskraft gezeigt. Als niemand mehr den olympischen Göttern opferte, hielten die Landleute noch zäh an ihren naturhaften Religionsvorstellungen fest, und im späteren Latein bekam daher das Wort paganus, Bauer, die Bedeutung: Heide. Dieser Verlauf der Dinge ist weder den Zeitgenossen noch der Nachwelt zum Bewußtsein gekommen, weil die Entwicklung zu allmählich vor sich ging. In der geschichtlichen Erinnerung sind vor allen Dingen die Christenverfolgungen und die geistigen Kämpfe übrig geblieben, in denen sich die akute Auseinandersetzung zwischen der sinkenden und der aufsteigenden Religionsform vollzog. Besser als aus dieser Tradition erkennen wir den Stand der Dinge aber aus der Raschheit, man möchte sagen Selbstverständlichkeit, mit der unmittelbar nach den letzten gewaltsamen Versuchen, das christliche Bekenntnis zurückzudrängen, seine Durchsetzung im öffentlichen und privaten Leben sich vollzog. Als der innere Halt zerbrach, den der antike Staat und die antike Gesellschaft in dem Ganzen der alten Kultur besessen hatten, da bot sich im Christentum nicht nur ein neuer, sondern auch ein sehr kräftiger Ersatz zur Aufrechterhaltung der notwendigen Lebensordnungen dar, denn der Christenglaube stellte mit einer Kraft, an die keine antike Religion je herangereicht hat, das diesseitige Leben unter die unmittelbare und schwere Verantwortung vor dem göttlichen Urteil im Jenseits.

Dem urchristlichen Glauben hatte dieses Jenseits so nahe gelegen, daß für das Diesseits nur ein negatives Interesse übrig blieb. Da konnten Staat und Gesellschaft noch nicht mit der neuen Religion paktieren. Zwei- oder dreihundert Jahre später aber, zur Zeit der konstantinischen Dynastie, hatte auch das Christentum sich bereits genugsam für einen solchen Pakt in der Welt eingerichtet.

Den Wendepunkt in der Geschichte des ausgehenden Altertums bezeichnet die Gotenschlacht bei Adrianopel, 378 n. Chr. Mit ihr setzt der eigentliche Sturm der Völkerwanderung ein. Aus den Tiefen Asiens stürmen die Hunnen hervor, das erste Volk, mit dem die mongolische Rasse den Schauplatz betritt, auf dem bis dahin die Weltgeschichte verlaufen war. Diese überwältigten zuerst die Ostgoten, deren Herrschaft unter dem hundertjährigen Könige Hermanarich etwa von der Theiß bis an den Don reichte, und darnach traf ihr Stoß die Westgoten, die Grenznachbarn des römischen Reichs jenseits der untern Donau waren. Die Westgoten fühlten sich nicht stark zum Kampfe und baten um Aufnahme ins römische Reich, indem sie versprachen, wenn sie Land erhielten, als Krieger des Kaisers die Grenzen verteidigen zu wollen.

Mit diesen Ereignissen berühren sich — zum ersten Mal, soweit unser bisheriges Wissen ein Urteil erlaubt — die geschichtlichen Lebenskreise der vorderasiatisch-europäischen Welt und des fernen Ostens. Allerdings hatte es eines langen Zeitraumes bedurft, ehe sich die Wirkungen von China bis zum Abendlande fortgepflanzt hatten. Etwa zwei Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung wurde, nach langen Menschenaltern voll innerer Wirren und politischer Schwäche, die chinesische Kraft von einem gewalttätig-genialen Herrscher wieder zusammengefaßt. Das war Tsin Schi Hwangti, der

in der Geschichte Chinas berühmt ist durch seinen vergeblichen Versuch, die von Confucius gesichtete und gesammelte, von seiner Schule weiter gepflegte klassisch-autoritäre Literatur der Vorzeit zu zerstören und das staatlich-soziale Leben auf eine neue, mehr materiell und realpolitisch geartete Kulturgrundlage zu stellen. Sein zweites Werk war die ursprüngliche Errichtung jenes großartigen Systems der Grenzverteidigung gegen die innerasiatischen Barbarenvölker, das, zwei Jahrtausende lang erneuert, heute noch als die große chinesische Mauer bekannt ist. Tsien Schi Hwangtis Haus war nicht von Dauer, aber ihm folgte bald die große Han-Dynastie, die rund vierhundert Jahre über China regierte, das Reich nach Westen zeitweilig bis ins Innere des turanisch-kaspischen Beckens ausdehnte und die Abwehr der wandernden mongolischen Raubstämme aus Hochasien so kräftig fortsetzte, daß diese, wie man meint infolge der Stauung ihrer Angriffe an dem chinesischen Limes, gegen das Abendland hin in Bewegung gerieten.

Im römischen Reich war das Imperium nach dem Tode Julians im Feldzug gegen die Perser auf einen hohen Offizier, Valentinian, und seinen Bruder Valens übergegangen. Bis dahin war es den Kaisern gelungen, wenn auch unter Preisgabe der vorgeschobenen Grenzgebiete, den Bestand des Staates zu verteidigen, indem sie den feindlichen Barbaren Barbaren im römischen Dienst entgegenstellten. Als Julian in der Alemannenschlacht, 357 v. Chr., bei Straßburg, seinem Heere Mut zuspricht, da erhoben diese „römischen" Soldaten, die der Kaiser aufrief, die Majestät des römischen Namens zu schützen, das altgermanische Schlachtgeschrei, den Barritus. Tacitus erzählt, wie er bei den Germanen dumpf murrend begann und mit der Hitze des Kampfes anschwoll bis zum Getöse der gegen die

Felsen schlagenden Wogen. In der Teutoburger Schlacht klang er den Legionen des Varus entgegen; dreieinhalb Jahrhunderte später stürzten sich unter seinem Brausen römische Heere, die keine römischen mehr waren, sondern aus germanischen Scharen im römischen Solde bestanden, auf ihre Stammesgenossen.

Zum ersten Male sollte jetzt die Woge des Sieges tief zum Unheil des Reiches sinken. Valens war auf den Vorschlag der Goten, sie in die römischen Grenzen aufzunehmen, zunächst eingegangen. Bald aber erhoben sich Streitigkeiten; der Kaiser entschloß sich, die anspruchsvollen Barbaren mit Waffengewalt zur Ruhe zu bringen und rückte gegen sie vor. Der römische General und Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, der die Schicksalsschlacht von Adrianopel erzählt, schildert uns, wie die Goten im Kampf Heldenlieder zum Preise der Vorfahren anstimmten, die „Römer" aber den Barritus anschwellen ließen. Das Heer des Valens wurde vernichtet und der Kaiser selbst blieb auf der Walstatt. Plündernd und verwüstend durchzogen die Goten die Balkanhalbinsel bis hinunter nach Griechenland, die Städte zerstörend und Massen von Gefangenen mit sich fortführend. Dem Nachfolger des Valens, Theodosius, gelang es noch, ein Abkommen mit ihnen zu schließen, aber sie blieben in den Grenzen des Reichs. Bald, unter ihrem König Alarich, fiel ihnen Italien zum Opfer, dann Gallien, endlich Spanien. Unaufhaltsam begannen nun germanische Völker heranzufluten: Ostgoten, Vandalen, Sueven, Burgunden, Franken, Alemannen. Von einem eigentlichen römischen Reich kann im Westen seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. nicht mehr gesprochen werden; nur Trümmerstücke schwankten noch und stürzten unter den Schlägen der Germanen.

In den Zügen des neuen Bildes, das wir seit Delbrück von dem Untergang des römischen Reichs besitzen, ist sehr wichtig, daß wir nun auch die Zahlenverhältnisse auf beiden

Seiten annähernd kennen. Bei der herrschenden Knappheit an Edelmetall konnten die Kaiser nur noch kleine Heere aufstellen, so kleine, daß wir schon daran die völlige Veränderung aller Zeitverhältnisse erkennen. In der Zeit von Julius Cäsar bis auf die Severe hatte der Durchschnittsbestand der römischen Armee 200 000 Mann nicht unterschritten. Das Heer dagegen, mit dem Julian die Alemannen bei Straßburg besiegte, war 13 000 Mann stark, und Valens hat in der Schlacht bei Adrianopel nur etwas über 10 000 Mann zur Verfügung gehabt. Diese kleinen Ziffern sind uns von den römischen Schriftstellern dieser Zeit selbst überliefert; die Germanen dagegen sollen nach denselben Quellenzeugnissen unendlich zahlreich gewesen sein. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber berichtet z. B., als die Westgoten im Jahre 376 n. Chr. über die Donau kamen, hätten sie 200 000 Krieger gehabt; ebenso stark seien auch die Ostgoten bei ihrem Einbruch in Italien unter Alarich gewesen. Im Jahre 404 n. Chr. brach ein Schwarm von Germanen verschiedener Stämme unter einem Führer namens Radagais in Italien ein. Von den römischen Quellen erzählt die eine, es seien 200 000, die andere, es seien 400 000 Mann gewesen, darunter allein 200 000 Goten. Solche Zahlen sind es, die uns bisher vorgeschwebt haben, wenn von der Völkerwanderung die Rede war. In Wirklichkeit ist das erstaunlichste an der ungeheuren Kette der Ereignisse, in denen der Untergang der alten Welt sich vollzog, die geringe Zahl der Gegner, denen das tausendjährige Imperium der Römer erlag. Nicht stärker als 5000 bis höchstens 15 000 Krieger waren die germanischen Volksheere, denen das Hundertmillionenreich voller Menschen und voller kräftiger Arme, aber ohne die Mittel zu einer leistungsfähigen Wehrverfassung, zur Beute fiel.

Die Kritik an der falschen Überlieferung in betreff der Zahlen muß von der feststehenden Tatsache ausgehen, daß von Marius und Cäsar bis auf die Germanenkriege im Anfang der Kaiserzeit die römischen Heere selbst zur Zeit ihrer höchsten Leistungsfähigkeit einer gleichgroßen Menge tapferer Barbaren nur bedingt überlegen, aber niemals imstande waren, unendlich überlegene Massen zu überwältigen oder gar zu vernichten. Daraus ergibt sich auch für später ein Rückschluß auf die als möglich in Betracht kommende Zahl der Gegner, und wenn wir die so gewonnene grundsätzliche Orientierung mit einer Anzahl bisher nicht richtig gewerteter Angaben aus dem Altertum selbst verbinden, so sehen wir, daß z. B. die Ostgoten, der stärkste germanische Stamm während der Völkerwanderung, nur etwa 15000 Krieger zählten, die Alemannen bei Straßburg 6000 bis höchstens 10000, die Westgoten 12000 bis höchstens 15000, die Vandalen vielleicht 10000, und so fort. Massen von vielen Hunderttausenden oder von Millionen — denn zu den wandernden Volksheeren jener Zeit gehörte natürlich immer die entsprechende Zahl von Frauen und Kindern, Sklaven, Troß und Vieh — wären im Altertum weder imstande gewesen, sich unterwegs zu bewegen, noch marschierend sich zu ernähren, und wenn sich auch nur annähernd glaubhaft machen ließe, daß im 4. und 5. Jahrhundert so große Heere existiert haben, wie uns berichtet wird, so wäre es ausgeschlossen, daß kriegerische Entscheidungen von dauernder Bedeutung mit 10000 oder 20000 Mann herbeigeführt werden konnten. Daß solche aber erfolgt sind, wie bei Straßburg, bei Adrianopel und in den Gotenkriegen Justinians, ist so sicher bezeugt, daß die vermeintlichen Zeugnisse für das Gegenteil allein schon aus diesem Grunde unglaubhaft wären.

Bedarf es hiernach noch eines weiteren Beweises für den wirklichen Charakter der Völkerwanderung, so liegt er in der einfachen Erwägung enthalten, daß unter den damaligen Ver-

hältnissen weder in Germanien noch in seinen unkultivierten Nachbargebieten große Menschenmassen existieren konnten. Die Zentren der Volksdichte im Altertum sind fruchtbare, durch den Regen oder durch künstliche Bewässerung getränkte Ackerländer, wie Ägypten, die Euphrat- und Tigrisländer, Syrien, die Stromtäler des westlichen Kleinasien, die Küstenebenen des Mittelmeeres; daneben kleine Einzelgebiete, deren Blüte und Volkszahl auf den Verhältnissen des Handels beruht. Waldländer dagegen, wie Germanien während der Zeit von Cäsar bis auf die Völkerwanderung, wo nur auf Rodungen von beschränktem Umfang Bodenbestellung getrieben wird und daneben Viehzucht, Jagd und Krieg die Bevölkerung ernähren, sind stets dünn bevölkert. Mit Recht stellen wir uns Völker wie die Goten, die Alemannen, die Vandalen, die Franken und Langobarden als von kriegerischer Tapferkeit und Kampflust erfüllt vor. Eines von beiden aber ist nur möglich: entweder fleißige Bodenbestellung und Volkszahlen bis in die Millionen, oder primitive und geringe Bodenkultur, dafür aber eine Eroberungskraft, so machtvoll wie die, von der die Germanenstämme bis nach Unteritalien, bis nach Griechenland, nach Gallien, Spanien und Afrika getragen wurden.

Wenn je ein großer geschichtlicher Vorgang auf die Mitlebenden wie auf die Nachwelt den Eindruck einer Weltkatastrophe gemacht hat, so ist es der Untergang des Römerreichs gewesen. Die kraftvolle Regierung Diokletians und die zeitweilige Festigung der Nachfolge im Kaisertum durch die konstantinische Dynastie hatten im Vergleich zu der unmittelbar vorhergehenden Zeit noch einmal etwas wie eine Besserung der politischen Zustände herbeigeführt, und wenn auch der Wechsel aller Lebensformen um die Mitte des 4. Jahrhunderts im ganzen schon einen hohen Grad erreicht haben muß, so wird doch im Laufe einer einzelnen Generation dem Durchschnitt der Menschen nicht viel davon zum Bewußtsein ge-

kommen sein, und manchen mochte es scheinen, als ob die Zeiten wieder anders werden wollten. Da folgten nach der Gotenschlacht von Adrianopel die Katastrophen Schlag auf Schlag, bis 429 n. Chr. mit der Eroberung Afrikas durch die Vandalen das weströmische Kaisertum im wesentlichen auf Italien beschränkt ist. Hier dauert sein Todeskampf noch ein halbes Jahrhundert, aber während dieser letzten Frist sind es auch schon überwiegend germanische Machthaber, die über den Rest des Reichs und den nichts mehr bedeutenden Purpur verfügen.

Nichts zeigt uns so sehr wie die letzten Jahrhunderte des Römerreichs, welch eine Bedeutung der Kriegsverfassung eines Staatswesens innewohnt. Wäre das Reich, das den Erdkreis umspannte, imstande gewesen, auch nur soviel geschulte Streitkräfte aufzustellen, wie Rom zur Zeit Hannibals, so hätte es sich der Germanen mit Erfolg erwehren können. Nachdem aber durch den Schwund der Geldwirtschaft das Heerwesen, so wie es von Cäsar bis auf die Severe existiert hatte, zur Unmöglichkeit geworden war, vermochte keine Anstrengung der Welt mehr, aus den Millionen waffenfähiger Männer, die das Reich zählte, die Hunderttausende herauszunehmen und militärisch zu organisieren, die zur Abwehr der Barbaren nötig gewesen wären. Die knappen Mittel, die noch durch einen hoch getriebenen Steuerdruck aus der Bevölkerung herauszuholen waren, verwandte man, um Barbarenkraft gegen die Barbaren zu kaufen und sie mit dem, was von der alten römischen Kriegskunst noch übrig geblieben war, zum Verteidigungswerkzeug für das Reich zu machen. Als auch diese Auskunft nicht mehr hinreichte, war das Ende da. Unfähig zum Widerstand fielen die Reichsteile, die dem Ansturm der Germanen ausgesetzt waren, unter die Herrschaft von ein paar kriegerischen Völkern, die nicht zahlreicher waren, als daß sie gerade hingereicht hätten, einen kleinen Bezirk innerhalb des römischen Reichs zu füllen. Ihre Überlegenheit aber bestand darin, daß jeder Mann

ein Krieger war, daß sie durch den Stammesverband, die Übung des Kampfes und die Führung der Fürsten in der Schlacht als ein taktischer Körper von furchtbarer Kraft zusammengehalten wurden und daß die Hilfsmittel des Imperiums nicht ausreichten, ihnen jedesmal an der entscheidenden Stelle ein ebensostarkes Heer entgegenzuwerfen.

Der Unterschied zwischen der früheren und unserer Auffassung von der Entstehung des Mittelalters, d. h. vom Übergange der römisch-griechischen Welt in die germanisch-romanische, ist dieser: Während man sich bisher vorstellte, daß die Ansiedlung germanischer Stämme auf dem Boden des römischen Reichs als eine große fortlaufende Aktion der Eroberung und Unterjochung verlief, bei der das alterschwach gewordene Römertum zuletzt von den jugendkräftigen Germanen überrannt wurde, wissen wir jetzt, daß die Germanen die römischen Legionen nicht besiegt, sondern ersetzt haben, und daß zwischen dem alten römischen Weltreich und der Ausbildung der germanischen Herrschaften auf römischem Boden als Übergangsform das römische Staatswesen liegt, das als Soldaten nicht mehr Römer, sondern Germanen hatte. Gelegentlich wurde dieser Zustand, daß immer mehr Barbaren ins Reich aufgenommen werden mußten und daß ihre Fürsten und Vornehmen zu den höchsten römischen Würden emporstiegen, von den politisch Gebildeten in der Erinnerung an frühere Zeiten bitter empfunden. So klagt der Rhetor Synesius um die Wende vom 4. und 5. Jahrhundert: „Eine Schmach ist es, daß dieser menschenreiche Staat die Ehre des Krieges Fremden überläßt, deren Siege uns beschämen, selbst wenn sie nützen! Diese Bewaffneten werden unsere Herren spielen wollen, und alsdann werden wir Kampfunkundige mit Kampfgeübten zu kämpfen haben. Wiedererwecken müssen wir den alten Römersinn, unsere Schlachten selbst schlagen, mit Barbaren keine Gemeinschaft

pflegen, sie aus allen Ämtern vertreiben, zumal aus dem Senat — Themis und Ares müssen sich verhüllen, sehen sie diese pelzstarrenden Barbaren über Männer im römischen Kriegskleid herrschen oder, ihr Schaffell ablegend, rasch die Toga umwerfen und so mit römischen Magistraten zusammen beraten und entscheiden die Dinge des römischen Reichs! Wenn sie den Ehrensitz einnehmen dicht neben dem Konsul, vor edlen Römern, wenn sie, sobald sie die Curie verlassen, wieder in ihre Wildschur schlüpfen, unter ihren Genossen die Toga verlachend, in der man, spotten sie, das Schwert nicht ziehen kann — diese Barbaren, bisher brauchbare Diener unseres Hauses, wollen nun unseren Staat beherrschen! Wehe wenn ihre Heere und Führer sich empören und ihre zahlreichen Landsleute, die als Sklaven im ganzen Reich verbreitet sind, zu ihnen strömen!"

Wer verstehen will, warum die Germanen schließlich das römische Reich zertrümmert haben, der muß sich vor allen Dingen eine Vorstellung von ihrer unbändigen Kriegslust machen und von der Anziehungskraft, die die kriegerische Schwäche des Imperiums um so unwiderstehlicher ausübte, je mehr Barbaren bei den Kaisern Solddienst nahmen und als kaiserliche Krieger selber die Wehrlosigkeit der Städte und Provinzen kennen lernten. Schon Tacitus hat die Germanen charakterisiert, indem er von ihnen sagte, sie wollten lieber durch Blut, als durch Arbeit erwerben! Das war es, was sie aus ihrer dürftigen und rauhen Heimat in die nach ihren Begriffen auch zu jener Zeit des Kulturniederganges immer noch unermeßlich reiche römische Welt lockte. Wer da meint, die Goten Alarichs und Theoderichs oder die Vandalen Geiserichs hätten Land gesucht, um es als Siedler zu pflügen, der geht von vornherein in die Irre. Zuerst kamen sie als Mannen des Kaisers, die er gut dafür zu bezahlen und zu verpflegen hatte, daß sie seine Schlachten schlugen. Danach gedachten sie

auf dem Boden des einstigen Reichs als ein selbstherrlicher Kriegerstand zu leben und sich von ihren Untertanen, den Romanen, erhalten zu lassen. Mit der Verwirklichung dieses germanischen Ideals in der Westhälfte des einstigen Imperiums, kann man sagen, ist das Altertum politisch zu Ende. Daher hat man auch die Absetzung des letzten Titularkaisers in der westlichen Reichshälfte, Romulus Augustulus, durch den germanischen Heerführer Odovakar im Jahr 476 n. Chr. von jeher als einen Abschnitt in der Weltgeschichte empfunden. Odovakar ernannte keinen Kaiser mehr, sondern herrschte selbst mit seinem Kriegsgefolge über Italien. Die ökonomischen und kulturellen Wurzeln des Mittelalters reichen aber um Jahrhunderte weiter zurück. Wirtschaftlich bereitet sich das Mittelalter schon mit der starken Verringerung des Edelmetallverkehrs im 3. Jahrhundert n. Chr. vor. Politisch-militärisch wird es durch die Auflösung des römischen Heerwesens heraufgeführt. Geistig endlich vollzieht sich gleichzeitig mit der abendländischen Welt eine durchgreifende Veränderung, die wir nunmehr werden kennen zu lernen haben.

So verschieden uns auch das antike und das spätere, mittelalterliche Wesen im ganzen erscheinen, so besteht zwischen ihnen doch ein unmittelbarer Kulturzusammenhang. Auf ihm beruht die innere Einheit des Verlaufs der Geschichte, und daher ist die wichtigste Frage für das Verständnis der mittelalterlichen Epoche die nach den Mitteln und Wegen, die zur Aufrechterhaltung der Einheit in der geschichtlichen Entwickelung gedient haben. Wir erinnern uns daran, daß die Zeit der Völkerwanderung von einer zunehmenden Barbarisierung des Daseins erfüllt ist und daß schließlich nur noch dürftige Trümmer von

dem geistigen Kulturgehalt des klassischen Altertums vorhanden sind. In den germanischen Kriegerstaaten, die sich auf dem Boden des weströmischen Reichs bildeten, werden die Zustände nicht besser, sondern noch schlimmer. In der alten westlichen Reichshälfte entsteht in Italien das Ostgotenreich, das nach dem kurzen Zwischenspiel der byzantinischen Eroberung durch die Langobardenherrschaft abgelöst wird. Gallien gehörte zum größten Teil den Franken, die sich nach und nach auch des früheren Besitzes der Westgoten und Burgunder bemächtigten. In Spanien herrschten bis zur arabischen Invasion die Westgoten, in Afrika die Vandalen. In Britannien die Angeln und Sachsen, germanische Nordstämme von der Elbmündung. In allen diesen neuen Gebilden sank der Stand der alten Kultur zunächst noch immer tiefer. Die erhaltenen literarischen Denkmäler, Geschichtsschreiber, Gesetzbücher, Urkunden, offenbaren einen solchen Tiefstand der Sprache und Bildung, daß man den Eindruck hat, als ob nun unaufhaltsam und endgültig der Abgrund der Barbarei sich auftut. Trotzdem ist aus den nur noch schwach glimmenden, mit Asche und Schutt bedeckten letzten Resten des Herdfeuers der alten Kultur die Flamme doch noch emporgelodert, weil eine Macht sich als bewahrende Form für das erhalten hatte, was vom griechisch-römischen Geistesbesitz noch da war: die christliche Kirche.

Während der vier Jahrhunderte, die von den ersten Anfängen des Christentums bis zum Untergang des weströmischen Reichs vergingen, war das Leben der christlichen Gemeinden auf das engste mit der Daseinsform der alten Welt, dem römischen Universalstaat, zusammengewachsen; so sehr, daß, als dieser Organismus vermorschte und brach, die Kirche als äußere und innere Einheit für sich allein aufrecht stehen blieb. Zugleich erwies sich die geistige Kraft des Christentums als so stark, daß, seit-

dem der Staat die Kultur nicht mehr schützen konnte, die Kirche selbständig die Verwaltung des geistigen Erbes aus dem Altertum in die Hand nahm. Dabei war ein doppelter Unterschied zwischen Abend- und Morgenland vorhanden. Im Osten starben zwar auf der einen Seite große Zweige des Christentums nach dem Verschwinden der römischen Staatsmacht ab, dort wo schon vorher die Kultur ganz aus der Religion entflohen war; andererseits blieb im byzantinischen Reich auch noch in der Staatsverfassung, im Rechtsleben, in der Literatur, in den Künsten und im Gewerbe eine direkte Fortsetzung der antiken Kultur lebendig. Nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat und die Gesellschaft erhielten sich in einem gewissen Zusammenhang mit der alten Bildung. Daher blieb im Osten der Staat auch überwiegend der Herr der Kirche. Im Westen dagegen begünstigte das Fehlen der einheitlichen Staatsgewalt die Herausbildung einer monarchischen Gewalt an der Spitze der Kirche, im Papsttum. Die Überlieferung der altrömischen Universalidee und der Name Roms trugen entscheidend dazu bei, daß im Papsttum die Einheit des einstigen westlichen Imperiums lebendig blieb. Zweitens kam es hier zu einem vollkommenen Untergang der weltlichen Bildung. Der letzte gelehrte Nichtkleriker, von dem wir wissen, war Cassiodorius Senator, der Staatskanzler Theoderichs. Von dem Untergang aller Bildung außerhalb der Kirche zeugt es, wenn in den germanischen Reichen nicht einmal die Fürsten mehr lesen und schreiben konnten, sondern nur mit einem Kreuz oder einem Haken in dem Monogramm, das die geistlichen Schreiber ihrer Kanzlei unter die Urkunde malten, ihre Unterschrift vollzogen. Während der Blüte der römischen Kaiserzeit zeichnete hohe wissenschaftliche Bildung nicht nur die obere Gesellschaft, sondern auch nicht wenige der Imperatoren selbst aus — während der Jahrhunderte von Theoderich bis auf Karl den Großen galt es als selbstverständlich, daß Feder und Pergament weder in des Königs

noch in des Adligen Hand gehörten, geschweige denn in die des gewöhnlichen Mannes.

Vielleicht wäre nicht nur die politische, sondern auch die Kulturgeschichte der abendländischen Welt eine andere geworden, wenn der Versuch geglückt wäre, von der stehengebliebenen östlichen Hälfte des Imperiums aus die Entwicklung des Westens noch einmal unter das Kaisertum von Konstantinopel zu bringen. Im Westen hatte es zum letztenmal etwas wie den Schatten eines Gefühls der Reichseinheit gegeben, als auf dem Katalaunischen Schlachtfeld in Gallien die Westgoten, die schon eine Herrschaft auf römischem Boden besaßen, mit den Überbleibseln der Reichsverwaltung gegen Attila zusammenstanden. Seit dessen Tode im Jahre 453 n. Chr. waren die Hunnen weder dem Abendlande noch dem oströmischen Reich mehr furchtbar. Während aber der Westen sich politisch auflöste, genoß der Osten von der Mitte des 5. Jahrhunderts an etwa zwei Menschenalter hindurch verhältnismäßigen Frieden. An der Persergrenze hatten die Oströmer bis auf Chosru Nuschirwan, der 531 n. Chr. als der größte der Sassaniden zur Herrschaft kam, im ganzen die Oberhand, und so konnte sich das Reich wirtschaftlich von den Stürmen des Jahrhunderts — zwischen der Westgotenschlacht von Adrianopel und der Abschiebung der darnach eingedrungenen Ostgoten nach Italien — erholen.

Im Jahr 527 n. Chr. bestieg in Konstantinopel ein bedeutender Herrscher den Thron, Justinian I. Er faßte den Plan, auch im Westen das Imperium wieder aufzurichten und warf durch seinen Feldherrn Belisar gleich im ersten Anlauf die Vandalen in Nordafrika nieder. Danach machte er sich an die Beseitigung der Ostgotenherrschaft in Italien. Schon nach drei Jahren schien der Gotenkrieg entschieden zu sein, und es hätte nur noch eines letzten Nachstoßes mit starken Kräften bedurft, um ihn vollends zu Ende zu bringen. Diese

Kräfte aber waren nicht vorhanden, und so schwankte die Entscheidung in mannigfaltigen Wechselfällen im ganzen zwanzig Jahre hin und her. Man kann sich keinen stärkeren Beweis für den Wechsel aller Zustände seit der Höheperiode des Imperiums im 2. Jahrhundert n. Chr. denken, als die Geringfügigkeit der Truppenmacht, die Justinian für den Gotenkrieg aufzubringen imstande war. Belisar ging mit 10 000 oder 11 000 Mann nach Italien; sein Nachfolger Narses wird in der Entscheidungsschlacht am Vesuv gegen den letzten Ostgotenkönig Teja 15 000 Mann stark gewesen sein. Das Heer des Narses bestand aus Langobarden, Herulern, Hunnen, Persern, Gepiden und anderen barbarischen Kontingenten — und das, obwohl Justinian an vierzig oder mehr Millionen eigener Untertanen besaß und die Bevölkerung mehr als ein halbes Jahrhundert Frieden hinter sich hatte! So völlig hatte sich mit den wirtschaftlichen Zuständen das Kriegswesen gewandelt. Die finanzielle Schwäche, die in der Naturalwirtschaft ihren Grund hatte und keine große Heeresmacht aufzustellen erlaubte, war auch die Hauptursache, weswegen das große Unternehmen der Wiederherstellung des Westens scheiterte. Beim Tode Justinians waren mit großen Anstrengungen Italien, Nordafrika und das spanische Küstengebiet von der Meerenge von Gibraltar bis gegen den Ebro wiedergewonnen. Gewaltige Festungswerke, ein Verteidigungssystem, das sich von Ceuta durch Nordafrika, Syrien und Armenien hinzog, deckten die Grenzen. Mauern waren leichter zu schaffen, als eine Armee, denn die Hauptsache bei ihnen konnte durch Fronarbeit der Masse geleistet werden. Trotzdem erwies sich, daß mit der Restaurationspolitik Justinians die Kräfte des östlichen Reichs bereits überspannt waren. Bald nachdem der letzte Widerstand der Goten gebrochen war, ging der größte Teil Italiens an die Langobarden wieder verloren. Die germanischen Reiche in Gallien hatte man überhaupt nicht angreifen können. Wäre

Justinians Bemühen erfolgreich gewesen, so wäre vielleicht im Westen die Wiederanknüpfung an die alte Kultur unter byzantinischer Führung zustande gekommen. Als aber die Byzantiner endgültig nach Osten zurückfielen, da war es entschieden, daß im Abendlande einzig die Kirche als Kulturfaktor für die Zukunft übrig blieb.

Die germanischen Staatengründungen auf dem Boden des römischen Reichs sind nach verhältnismäßig kurzer Dauer alle verschwunden, mit einer Ausnahme: der des Frankenreichs. Dieses ist dauernd geblieben und konnte sich immer weiter ausdehnen, weil sich die Herrschaft der Franken von Anfang an in festem und bodenständigem Zusammenhang mit dem germanischen Stammlande erhielt. Die Franken waren ein Völkerbund, in dem wahrscheinlich eine ganze Anzahl der Stämme enthalten war, die Tacitus in Nordwestgermanien aufzählt. Im 4. Jahrhundert, als die Alemannen über den oberen Rhein ins Elsaß und die heutige Schweiz vordrangen, schoben sich die Franken in der Höhe von Köln und Xanten über den unteren Flußlauf und durch das Maas- und Scheldegebiet bis an die Nordsee vor. In diesen Gegenden, scheint es, wurde die gallo-romanische Bevölkerung verdrängt oder vertilgt. Ein Stück des kleinen fränkischen Gebiets bildete die ursprüngliche Grundlage, auf der sich am Ende des 5. und im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts die Macht des merowingischen Hauses erhob. Chlodwig unterwarf sich den letzten Überrest des abendländisch-römischen Reichs außerhalb Italiens, den der Statthalter Syagrius in Soissons verwaltete. Danach zwang er die Alemannen in der Zülpicher Schlacht unter seine Herrschaft und verdrängte die Westgoten aus dem Lande zwischen Loire und Garonne.

Diese merowingische Reichsgründung unterschied sich von

den übrigen Germanenherrschaften im Westen durch zweierlei: erstens dadurch, daß sie ihre dauernden Wurzeln in einem germanischen mit in das Reich hineingehörenden Volksgebiet hatte, und zweitens durch den katholischen Glauben der Franken im Gegensatz zu dem Arianismus der Goten, Langobarden usw.

Von diesen beiden Momenten war das erstere das unvergleichlich viel wichtigere. Wir sahen schon, daß es falsch ist, wenn man sich die germanischen Reiche der Völkerwanderungszeit so vorstellt, als ob die einwandernden Goten, Vandalen usw. sich als Ansiedler zwischen der romanischen Bevölkerung niederließen; vielmehr waren sie die Herren, die von den Leistungen der Unterworfenen lebten. Die Könige statteten ihre Großen, d. h. die Führer der einzelnen Abteilungen des Volkes, das zugleich das Heer war, mit Landbesitz und Hörigen aus, und auch die übrigen Volksgenossen waren zunächst Teilhaber der Herrschaft, denen in irgend welcher Form Unterhalt zustand. Die Organisation des Verhältnisses zwischen den Siegern und den Unterworfenen, sei es durch Steuer und Naturalleistungen der Romanen, sei es durch Konfiskation von Ländereien zur Nutznießung durch die Krieger samt ihren Familien, war zunächst die Hauptaufgabe des germanischen Heer- und Volkskönigtums auf dem eroberten Boden, und gleichzeitig mußten die Könige darauf sehen, daß sie das Heeresaufgebot leicht und wirksam in der Hand behielten. Überall in den unterworfenen Ländern vollzieht sich nun die Entwicklung, daß die romanischen Großgrundgesitzer, soweit sie erhalten blieben, ziemlich bald eine ähnliche Stellung gewinnen, wie der germanische Adel selbst. Man muß sich immer vor Augen halten, daß schon im ausgehenden römischen Staatswesen der von hörigen oder halbhörigen Bauern bearbeitete Grund und Boden die vorherrschende Form des Besitzes und des Reichtums war. Gold und Silber, Luxuswaren, Handelsgüter machten im Verhältnis zur antiken geldwirtschaftlichen

Periode oder zu anderen kapitalistischen Zeitaltern nicht viel aus. Hätte in Wirklichkeit ein wanderndes Germanenvolk Hunderttausende von waffenfähigen Männern, d. h. von Familien, umfaßt, dann natürlich hätten die Goten und Langobarden in Italien, die Vandalen in Afrika in der Hauptsache Bauern werden müssen. Da es aber nur Tausende waren, auf denen die germanischen Reiche der Völkerwanderung ruhten, so wurzelten diese nur schwach in dem Boden, auf dem sie gegründet waren, und die Völker, die sie bildeten, behielten den Charakter von Heeren, die in Standlagern und kleineren Abteilungen über das Land hin zerstreut waren.

Nur das Frankenreich hatte an dieser Schwäche keinen Teil, weil die Franken den Zusammenhang mit ihrem Stammland behielten. Ihre Kriegerzahl wird schwerlich stärker gewesen sein, als z. B. die der Goten; sie war aber stark genug, um große Provinzen des sich auflösenden Imperiums zu erobern, und sie erhielt entscheidenden Zuwachs dadurch, daß Chlodwig die Alemannen, und seine Söhne auch die Burgunden der fränkischen Herrschaft unterwarfen. Die Alemannen wohnten zu beiden Seiten des Oberrheins, teils auf altgermanischem, teils auf erobertem römischen Gebiet; die Burgunden saßen im Gebiet des Jura, der Saône und Rhone als Herren über romanischen Untertanen. Dadurch entstand eine so starke Vereinigung germanischer Kriegsmacht, wie um diese Zeit nirgends sonst. Schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts sehen wir auch das heutige Mitteldeutschland, das Land der Thüringer, unter der Herrschaft der Frankenkönige, die sich im Westen nach der gänzlichen Verdrängung der Westgoten aus Gallien bis an den Ozean und die Pyrenäengrenze ausdehnte. Von den großen deutschen Stämmen sind im Norden des Keils, den die Frankenherrschaft bis zur Unstrut nach Innergermanien vorgetrieben hatte, nur noch die Sachsen frei, und im Süden stehen die

Bajuwaren in sehr lockerer Abhängigkeit. Für die weitere Entwicklung kam es nun darauf an, wie sich die politische Einheit der Frankenmacht, das Verhältnis zwischen den germanischen und romanischen Reichsteilen und das Schicksal der noch unabhängigen Elemente des germanischen Volkstums entschieden.

Es ist das Verdienst des karolingischen Geschlechts, daß nach dem Niedergang der Merowinger und der Auflösung des Reichs in Teilkönigtümer der fränkische Einheitsstaat nicht nur wiederhergestellt wurde, sondern zu noch größerer Macht gelangte, als zuvor. Pipin von Heristal und sein Sohn Karl Martell erkämpften sich in den inneren Kriegen, die der wilde fränkische Adel um die Vorherrschaft im Staat führte, das Regiment, und durch die Zusammenfassung der ganzen fränkischen Kraft glückte es Karl Martell, in der berühmten Schlacht zwischen Tours und Poitiers, 732, den höchst gefährlichen Angriff der Araber abzuschlagen. Die Araber herrschten auf der pyrenäischen Halbinsel ungefähr so, wie die Germanen in den übrigen alten Ländern des weströmischen Reichs, das heißt es gab keine arabischen Massen, sondern die Fürsten und Statthalter, der Adel und die sonstige Oberschicht, vor allem das Kriegsheer, waren in der Hauptsache arabisch-islamisch. Hätte also das Heer Abd er-Rahmâns, der als Feldherr und Statthalter des Kalifen Hischam von Damaskus in Spanien waltete, die Frankenmacht zertrümmert, so wäre die Herrschaft der Franken nur demselben Schicksal erlegen, wie die der Westgoten zwanzig Jahre vorher in Spanien. Statt der fränkischen Großen hätten arabische Emire mit ihren Truppen das Regiment über die unterworfene romanische Bevölkerung in Gallien ausgeübt. Auf die Dauer wäre es den Arabern in Gallien ebenso unmöglich gewesen, sich zu halten, wie in Spanien, da die Islamisierung der Volks-

masse weder hier noch dort in Frage kam. Ihre Herrschaft nördlich der Pyrenäen hätte aber trotzdem unabsehbare geschichtliche Folgen gehabt, denn sie hätte die Entstehung des karolingischen Frankenreichs verhindert und das Land zwischen den Pyrenäen, den Westalpen und dem Ozean auf lange aus dem Zusammenhang der historischen Entwicklung in Europa gelöst.

Karls Sohn Pipin schickte den letzten Merowinger ins Kloster und ließ sich mit Zustimmung des Papstes durch den Erzbischof von Germanien, Bonifatius, 751 zu Soissons zum König der Franken salben. Von da an ist die Zukunft des neuen karolingischen Einheitsstaats deutlich. Neben die Aufgabe, die Araber zurückzuhalten, treten die beiden andern: das Verhältnis des fränkischen Reiches zur Kirche, zu Rom und zu Italien auszugestalten, und die bis dahin noch freien Germanen zu unterwerfen. Der neue König Pipin nahm sofort nach allen Seiten die Großmachtpolitik auf, die seine neue Stellung forderte. Er verdrängte die Araber ganz aus Gallien, unternahm Feldzüge gegen die Sachsen, befestigte seine Oberhoheit über Bayern und unterwarf der fränkischen Vormacht auch das langobardische Königtum. Auf dessen Kosten stattete er auch den Papst mit reichem Landbesitz aus. In Pipins Regierung liegt die Stellung seines Nachfolgers bereits in ähnlicher Weise vorgezeichnet, wie in der Philipps von Makedonien das Alexanderreich.

Die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen, des Sohnes Pipins, bedeutet historisch die endgültige Sicherung und Verwirklichung des Kulturzusammenhanges zwischen dem Altertum und der Nachwelt. Karl hat aus dem Frankenreich die karolingische Weltmacht geschaffen, die fast ein Jahrhundert das christliche Abendland als einen geschlossenen Einheitsstaat beherrschte. Während dieses Zeitraums entschied sich durch die Bedürfnisse des neuen Groß-

staats nicht nur die Regeneration der Kirche, sondern auch die Wiedererweckung der alten Bildung. Bonifatius hatte im Einverständnis mit Rom zugleich die Christianisierung Germaniens und die Wiederherstellung der verwilderten und barbarisierten fränkischen Kirche begonnen. Bereits Karl Martell und Pipin unterstützten diese Arbeit aus politischen wie aus religiösen Gesichtspunkten; durchgeführt hat sie Karl der Große. Für einen Staat von der Bedeutung und den Bedürfnissen des karolingischen Reichs war eine Steigerung der allgemeinen Kulturhöhe an sich notwendig. Ein so mächtiger politischer Organismus forderte, erzeugte und schützte zugleich den Aufschwung des geistigen Lebens. Wäre es bei dem Ersatz der Merowingerherrschaft durch die Übermacht eines barbarisch wilden Kriegsadels und eines ebenso verdorbenen wie ungebildeten Klerus geblieben, oder wäre das romanische Gallien auf einige Jahrhunderte den Arabern anheimgefallen, so hätten die Reste der alten Kultur im größten Teile Europas durch nichts mehr gerettet und zu neuem Leben erweckt werden können. Karl beseitigte das langobardische Königtum, brachte dadurch Italien und das Papsttum in feste Verbindung mit dem fränkischen Reich und sorgte dafür, daß von jenseits der Alpen ein kräftiger Zufluß von Kulturelementen in die übrigen Gebiete seiner Herrschaft stattfand. Alle kamen sie im geistlichen Kleide. Ein neues Schulwesen wurde im Anschluß an die Kirchen und Klöster geschaffen. Die Kirche lieferte Karl dem Großen die Elemente der Kultur, die das Reich brauchte — und diese Kirche selbst ist später nur dadurch weltherrschend geworden, daß sie vordem die Kirche des Karolingerreichs geworden war.

Je höher sich der politisch-kulturelle Organismus des Frankenreichs ausbildete, desto unerträglicher wurde die Nachbarschaft freier und kriegerischer Barbaren. Daher war es

durchaus notwendig, die Sachsen zu unterwerfen. Gleichzeitig mit der Frankenherrschaft zog aber auch die fränkische Reichskirche als wirkliche geistige Kulturmacht in das Sachsenland ein. Das wurde der Grund dafür, daß die Sachsen schon reichlich hundert Jahre nach ihrer Christianisierung mit Feuer und Schwert die politische Vormacht unter den deutschen Stämmen an sich nehmen konnten. Die volle Unterwerfung der Sachsen und Bayern vollendete das Reich. Nunmehr war es der einzig mögliche Ausdruck für die tatsächliche Lage der Dinge, wenn Karl der Große in seinem Machtgebiet das alte Imperium des Westens erneuerte. Nicht nur war die Idee des römischen Reichs im Abendlande als geschichtliche Erinnerung noch lebendig, sondern es gab auch tatsächlich zwei erhalten gebliebene Einheitsfaktoren von großer Stärke: die universale römische Kirche und die lateinische Sprache. Auf jeden Fall bedeutete die Wiederanknüpfung an das Imperium einen weiteren starken Ansporn zu jener Hebung der Kultur seit dem Ende des 8. und dem Beginn des 9. Jahrhunderts n. Chr., die man als die karolingische Renaissance bezeichnet. Ihrem innern Gehalt nach war sie so gut wie vollständig von der Kirche getragen, denn diese war die Hüterin des Kulturerbes. So sehr kirchlich war die Kultur des Karolingerreichs, daß Karls des Großen Sohn, Ludwig der Fromme, die altgermanischen Volks- und Heldenlieder als unchristlich-barbarisch verfolgt. Im tiefsten Wesen war das Imperium der Karolinger natürlich von dem der Römer grundverschieden. Das fränkische Königtum betrachtete den Staat so unrömisch wie möglich als einen teilbar zu vererbenden Besitz des herrschenden Geschlechts. Die römische Staatsauffassung dagegen sieht das Wesen des Staats als ein einheitliches an: nicht das Imperium, sondern höchstens die Aufgabe, das eine Imperium zu verwalten und zu verteidigen, konnte geteilt werden. Daß Karl sein Reich einem einzigen Erben, seinem

Sohne Ludwig dem Frommen, hinterließ, kam daher, weil nur dieser den Vater überlebte. Ludwig aber führte die Teilung sofort wieder ein. Karl hatte die richtige Einsicht, daß nur ein straff organisierter Staat seine Kräfte in großem Stil zusammenfassen kann. Er wollte daher die Stammesfürstentümer beseitigen, in denen sich das Interesse der großen Geschlechter und die Besonderheiten der Reichsteile immer wieder gegen das Ganze setzten, und führte die Verwaltung durch unmittelbare königliche Beamte, Grafen. Das war ein grundsätzlicher Fortschritt, aber schon das System der Erbteilungen, das aus einer primitiven Staatsauffassung stammte, durchbrach das höhere Prinzip in verhängnisvoller Weise. Noch stärker aber wirkte die Unmöglichkeit, eine dem höheren Staatsgedanken entsprechende Wehrverfassung zu verwirklichen.

In dem Mangel an Umlaufsmitteln, der seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. im römischen Imperium eintrat, hatte sich im karolingischen Europa nicht nur keine Änderung zum Besseren vollzogen, sondern die Naturalwirtschaft scheint im Gegenteil damals zur stärksten Ausprägung gelangt zu sein. Daher konnte das Frankenreich auch nur eine solche bewaffnete Macht aufstellen, wie der Zwang des Wirtschaftslebens sie zu bilden erlaubte. In der Idee existierte immer noch das Aufgebot sämtlicher Wehrfähigen, wie zur Zeit des allgemeinen Volkskriegertums bei den germanischen Stämmen. Jetzt aber handelte es sich nicht mehr um wandernde oder auf einem kleinen Gebiet halb seßhafte Heervölker von einigen tausend kriegsfähigen Männern, sondern die Masse des Volks nicht nur unter den Romanen, sondern auch in den deutschen Reichsteilen waren ansässige Bauern, die ihren Acker bestellten, keine kriegerische Übung besaßen und gar nicht imstande waren, irgendwohin in die Ferne zu marschieren. Wie

sollten sie sich jedesmal aufmachen, wenn der Herrscher sie in die spanische Mark, an die Theiß, an die Elbe oder nach Rom entbot? Man braucht diesen Gedanken nur auszudenken, und man wird sofort einsehen, daß bei den damaligen Verkehrsmitteln, bei der Notwendigkeit für jeden Krieger, sich auf dem Marsch zum Sammelplatze und im Feldzuge selbst zu verpflegen, keine Volksaufgebote ergehen konnten. Also mußte man eine andere Organisation finden, um dem Herrscher, der die Kriegsgewalt besaß, auch kriegsfähige Mannschaften zu beschaffen. Karl der Große selbst wollte, soviel wir sehen, die Wehrverfassung in Zusammenhang mit der Verwaltung des Reichs durch die Grafen, also mit der unmittelbar vom König stammenden Beamtengewalt, bringen. Die Grafen sollten die bewaffnete Macht unterhalten und, sobald das Aufgebot erging, jeder seine Schar sammeln und sie dem König zuführen. Da nicht genügend Geld zur Barlöhnung existierte, so ließ dies Prinzip sich praktisch nur so verwirklichen, daß man den Kriegern Land zum Unterhalt gab und sie dafür verpflichtete, dauernd in Waffenübung zu bleiben und ins Feld zu ziehen, wenn der Ruf an sie kam. Diese Leute bildeten fortan einen besonderen Stand, den der Qualitätskrieger; die Masse des Volks, Bauern in der Hauptsache, kam für die kriegerische Organisation des karolingischen Staats nicht mehr in Betracht.

Nicht lange, und das Königtum erwies sich als zu schwach, um die Stammesfürsten und die landgesessenen Großen, den Adel germanischen wie romanischen Stammes, aus diesem System ausgeschaltet zu halten. Die Entwickelung desselben hatte nicht erst in der karolingischen, sondern schon in der merowingischen Zeit begonnen — die Araberschlacht von 732 war die erste große Tat der umgewandelten Heeresverfassung — aber erst nach Karl dem Großen wurden die schweren politischen Folgen offenbar. Unter den späteren Karolingern verlor die

Grafengewalt bald ihren Grundcharakter als königliches Beamtentum; sie ging mehr und mehr auf die großen Grundherren über, von denen verschiedene durch den organischen Zusammenhang ihrer Besitztümer mit den Stämmen und Territorien des Reichs zu fürstlicher Stellung gelangten. So kam es, daß diese Mächte, denen die Verpflichtung oblag, auf den Ruf des Königs mit Kriegsmannschaft zu erscheinen, nicht nur Inhaber von Land und Leuten wurden, sondern auch Inhaber eines Anteils an der staatlichen Souveränität. Damit aber sind wir beim mittelalterlichen Lehnswesen als einem unmittelbaren Entwicklungsprodukt der naturalwirtschaftlichen Kriegsverfassung des karolingischen Reichs. Wir erleben also ein neues schlagendes Beispiel für den nun schon so oft bestätigt gefundenen Satz, daß die Wehrverfassungen bestimmend für die Staatengeschichte sind. Durch die Abwandlung des Lehenswesens seit der karolingischen Epoche ist eins der wesentlichsten Kennzeichen des Mittelalters gegeben. Das Lehnssystem als Kriegsverfassung mußte notwendig aufkommen, nachdem die wandernden Volksheere aus der Zeit der Eroberung des römischen Reichs zu existieren aufgehört hatten. Diese konnten ihrer Natur nach nur einen vorübergehenden, keinen dauernden Zustand des Heerwesens in den germanischen Staaten bilden. Ein Teil der einstigen Kriegsgenossen des Heerkönigs stieg empor und bildete im Frankenreich mit den Vornehmen und Reichen unter den Romanen den großgrundbesitzlichen Adel; ein anderer, größerer, mußte allmählich das Schwert mit dem Pflug vertauschen und Bauer werden.

Wohin wir auch blicken mögen — nach allen Seiten hin offenbart sich uns das Reich Karls des Großen als der eigentliche Anfang des Mittelalters. Wir haben gesehen, wie erst in ihm — und ganz besonders

durch die Person des Herrschers — sich das Bestehenbleiben des Kulturzusammenhanges zwischen dem Altertum und den späteren Jahrhunderten für das Abendland entscheidet. Es ist eine stark reduzierte Kultur, aber es wird doch soviel geleistet, daß für eine spätere Zukunft die Möglichkeit der vollen Wiederanknüpfung an die Antike erhalten bleibt. Weiter erscheint die Existenz des karolingischen Staatswesens von Karl Martell bis auf Ludwig den Frommen als die notwendige Vorbedingung dafür, daß späterhin die Kirche, das geistige konstitutive Element des Mittelalters, ihren Anspruch auf Universalismus aufrecht erhalten und durchsetzen konnte. Karl Martell, Pipin und Karl der Große haben die Kirche und den Papst annähernd ebenso beherrscht, wie ihr Reich. Aber indem die römische Kirche die Kirche des neuen Imperiums wurde, errang sie sich kraft des Verwalteramts, das sie an aller geistigen Kultur übte, in den Gemütern der Menschen jene Autorität, die sie später auch gegen den Staat kehren konnte. Endlich wurde unter den Karolingern auch der materielle Tragpfeiler der Staatsgewalt, das Heerwesen, auf dasjenige Fundament gegründet, das unter den obwaltenden wirtschaftlichen Verhältnissen allein konstruierbar war. So konnte das Mittelalter als Ganzes werden und ist geworden, weil aus den Elementen der alten römischen und der neuen germanisch-romanischen Welt der karolingische Staat sich gebildet hatte.

Fünftes Kapitel.

Die kirchliche Weltperiode.

In der Natur des Imperiums Karls des Großen lag beschlossen, daß es nicht von Dauer sein konnte. Den äußern Anlaß zu seiner Zerteilung gab die primitive, privatrechtliche Erbfolge in der Dynastie. Nach dem natürlichen Teilungsprinzip hätte sich das Reich, als es nach dem Tode Ludwigs des Frommen unter dessen drei Söhne auseinanderfiel, in das gallisch-romanische, deutsche und italienische Gebiet zerlegen müssen. An Italien hing Rom mit der Kaiserwürde, aber nicht um das ganze Italien handelte es sich, denn der Süden der Halbinsel gehörte teils selbständigen langobardischen Fürsten, teils den Byzantinern. So war also das Schwergewicht dieses Reichsteils allein für sich zu gering und der älteste Sohn Ludwigs des Frommen, Lothar, erhielt noch jenen merkwürdig und unhaltbar begrenzten Landstrich von den Alpen bis zur Nordsee, von dem politisch der Name Lothringen übrig geblieben ist. Auf italienischem Boden ging die Herrschaft der Karolinger während des nächsten Jahrhunderts unter, und nördlich der Alpen stellte sich verhältnismäßig schnell die natürliche Scheidung zwischen der romanischen und der germanischen Hälfte des karolingischen Großreichs her. Im Jahre 843, im Teilungsvertrag der Söhne Ludwigs des Frommen zu Verdun, werden die germanischen Länder unter Ludwig dem Deutschen selbständig. Zwei Menschenalter später stirbt der deutsche Zweig

der Karolinger aus. Zu der Zeit war der Name Franken den Landschaften am mittleren Rhein und am Unterlauf des Mains zu eigen geworden. Südlich davon wohnten die Alemannen oder Schwaben, südöstlich die Bayern. Den ganzen Norden Deutschlands nahm der mächtige Sachsenstamm ein, und im Westen lag Lotharingien, dessen Zugehörigkeit zum westfränkischen oder zum deutschen Königtum zeitweilig schwankte. Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen sind die fünf ursprünglichen großen deutschen Stammesherzogtümer. Deutschlands Grenzen im ganzen lagen zu Beginn seiner selbständigen Geschichte im Westen auf dem Vogesenkamm und dem lothringischen Plateau, im Süden am St. Gotthard und an der oberen Drau, im Norden an der Nordsee und im Osten an der Saale und Elbe. Die ganze Osthälfte des alten Germanien war seit der Völkerwanderung von slawischen Stämmen besetzt.

Das war zum Beginn des 10. Jahrhunderts das Herrschaftsgebiet des ostfränkischen oder deutschen Königtums. Nach dem Ende des karolingischen Hauses in Deutschland meinten manche unter den Großen, sie bedürften gar keiner Königsgewalt weiter über sich. Zuletzt aber beschloß man, das Königtum doch beizubehalten, und es wurde ein König gewählt. Damit kam von Anfang an ein verhängnisvolles Moment in die deutsche Geschichte: die Erinnerung an das ursprüngliche Königswahlrecht der Fürsten gegenüber dem natürlichen Recht der Erbfolge. Es liegt hier eine merkwürdige geschichtliche Ähnlichkeit zwischen dem römischen Imperatorentum und dem deutschen Königtum vor: was dort die ursprüngliche Erhebung des Imperators durch das Heer war, das war hier die Wahl des Königs durch die Fürsten. Von der Wahl des Herzogs Konrad von Franken zum deutschen Könige an, im Jahre 911, haben bis in die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs die inneren Schwierigkeiten fortgewirkt, die das Wahlrecht mit sich brachte. Sie wurden

vorübergehend gedämpft, wenn es den Königen gelang, noch bei ihren Lebzeiten die Wahl des Sohnes zum Nachfolger durchzusetzen, aber diese Erbfolge blieb immer nur eine tatsächliche; sie war nie rechtlich und selbstverständlich.

Wenig mehr als ein Jahrhundert nach der Taufe Wittekinds kam mit der Wahl des Sachsenherzogs Heinrich zum deutschen König, 919, die Hegemonie in Deutschland an die Sachsen. Bewundernswert sind die Kraft und der schnelle Aufstieg des sächsischen Hauses. Trotzdem gelang es weder der sächsischen, noch einer der folgenden Dynastien, aus Deutschland einen wirklichen Staat zu schaffen, der seinem Wesen nach mehr war, als eine Föderation der deutschen Stämme unter Führung des zeitweilig stärksten von ihnen. Das ging deshalb nicht, weil es keine Möglichkeit gab, auf der Grundlage der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse eine starke und fest in der Hand des Königtums liegende Wehrmacht ins Leben zu rufen. Dieser Zustand zeigt sich uns gleich zu Beginn der deutschen Geschichte in der Normannen- und Ungarnnot. Von der Elb- bis zur Garonnemündung plünderten die normannischen Wikinger, die Flüsse hinauffahrend, das Land aus, und ebenso hausten im Osten die Ungarn. Sie nahmen im Anfang des 10. Jahrhunderts das Donautiefland zwischen den Alpen und Karpathen ein und ergossen von dort ihre berittenen Raubgeschwader bis über den Rhein und bis vor die Tore Roms. Weder die Ungarn noch die Normannen können große Kräfte ins Feld gestellt haben, aber einige tausend Krieger waren zu jener Zeit, wo die herrschende Wirtschaftsform und die von ihr bedingte Heeresverfassung keine kriegerische Organisation aus der Masse des Volks heraus ermöglichten, schon etwas so Furchtbares, daß es unter Heinrich I. wie unter seinem Nachfolger Otto dem Großen jahrelanger Vorbereitungen und des äußersten Kraftaufwandes bedurfte, um den Ungarn so starke Nieder-

lagen beizubringen, daß sie nicht mehr wiederkamen. Auch die Städtegründungen Heinrichs I. sind aus dieser militärischen Notlage heraus zu verstehen. Weil es keine schnell in Wirkung zu setzende Heeresorganisation gab, mußte man ummauerte Zufluchtsplätze für die Landbevölkerung schaffen. Schon Justinian hatte darum seine Kastelle gegen die Mauren, Sarazenen und Perser gebaut, weil er keine Legionen hatte, sie dem Feind entgegenzusetzen.

Bei alledem nahmen unter den ersten beiden Herrschern aus dem sächsischen Hause die Kraft des Reichs und die königliche Gewalt doch zu, so daß sich, wie seinerzeit beim Wachstum der karolingischen Macht, als selbstverständliche Folge eine starke Initiative nach außen einstellte. Unter Otto dem Großen wurden die Slawenländer im Osten unterworfen; Böhmen und Mähren samt dem heutigen Schlesien waren dem Reiche als tributpflichtige Länder angegliedert und auch Polen stand in Abhängigkeit. Die Slawen an der Elbe, Oder und Weichsel waren kriegstüchtig und leisteten heftigen Widerstand, aber trotzdem drang die deutsche Macht vor. Und auf der Höhe der Regierung Ottos I. wurde es unvermeidlich, daß sie auch nach Italien hinüberwirkte. Dort waren die Verhältnisse aufs äußerste zerrüttet. Vor allem galt das für die oberste geistliche Macht in Rom, wo das Papsttum moralisch entartet und politisch ein Spielball von lasterhaften Weibern und blutigen Gewalthabern geworden war. Anderthalb Jahrhunderte früher hatte die politische Notwendigkeit Karl den Großen dazu gedrängt, gleichzeitig ein enges und autoritatives Verhältnis zur Kirche herzustellen und die politische Obergewalt in Italien an sich zu nehmen. Eines bedingte schlechthin das andere. Und wie Karl, so gelangte auch Otto mit einer gewissen Notwendigkeit dahin, zu der deutschen auch noch die italienische Krone zu erwerben und in seiner Person das seit dem Niedergang der Karolinger tatsächlich verwaiste Imperium zu erneuern. Es ist eine

oberflächlich moralisierende Betrachtungsweise, in der Hineinziehung des deutschen Königtums in die italienischen Verhältnisse nichts weiter zu sehen, als das Erliegen gegenüber einem versuchlichen, über die Grenzen der Kraft hinaus gespannten universalistischen Ehrgeiz. Wir müssen uns stets daran erinnern, daß die große geistige Kulturmacht der Zeit die Kirche war, die in dem deutschen, oder, wie es damals noch offiziell hieß, in dem ostfränkischen Reich seit Winfried Bonifatius und den Karolingern in der engsten Verbindung mit Rom stand und durch den ungeheuren Einfluß der an Rom gebundenen universalkirchlichen Idee dauernd in diesem Verhältnis blieb. Außerdem bedurfte das Königtum auch in politischer Beziehung eines starken Einflusses auf den kirchlichen Apparat, denn auf ihn konnte es sich gegen die zentrifugalen Tendenzen des Stammestums und des Lehensprinzips stützen. Damit war gegeben, daß je größer und stärker die Königsmacht wurde, um so bestimmtere Beziehungen — und zwar notwendig maßgeblicher Art — zum römischen Papsttum gesucht werden mußten. Das war nur möglich, wenn neben der Idee des kirchlichen Universalismus die ebenso allgemeine und weitgreifende des Imperiums stand, und diese wiederum ließ sich nicht verwirklichen ohne eine feste politische Stellung jenseits der Alpen, d. h. ohne den Erwerb der Königskrone von Italien.

Um die Geschichte dieses Zeitalters zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, wie sehr damals die beiden Universalideen, die des Imperiums und die der Kirche, die Gemüter der Menschen erfüllten. Die machtvoll glänzende Wiederaufrichtung des universalstaatlichen Prinzips durch Karl den Großen hat auf viele Jahrhunderte hinaus die Wirkung gehabt, daß für das allgemeine Bewußtsein der Gedanke gleichsam etwas Selbstverständliches wurde: es müsse einen Kaiser geben als Träger und Vertreter der höchsten weltlichen Autorität

innerhalb der christlichen Welt. Und wenn auch natürlich der Gedanke des Imperiums durch die tatsächlich unabhängigen Staatenbildungen stark eingeschränkt wurde, so war doch ein gewisses moralisches Autoritätsverhältnis und außerdem das starke Empfinden da, daß die christlichen Nationen eine Einheit bildeten. Ranke betrachtet den Komplex der christlichen Völker Europas geradezu als ein Ganzes, gleichsam einen Staat, da sonst der ungeheure Unterschied zwischen der okzidentalen und orientalen Welt und die große Ähnlichkeit zwischen den germanischen und romanischen Völkern nicht recht zu begreifen seien.

Es sollten Tage kommen, wo nicht mehr das Imperium, sondern allein die Kirche den Gedanken der Einheit aller christlichen Völker trug. Unter Otto dem Großen aber gelang noch eine fast vollkommene Wiederaufrichtung der karolingischen Kaiseridee. Italien war seit Otto den deutschen Herrschern durch die Verbindung zwischen der deutschen und der italienischen Königskrone unmittelbar unterworfen. Nach Osten beanspruchten fortan die deutschen Könige die Oberherrschaft in der Form der Belehnung nicht nur über die beiden Slawenreiche Böhmen und Polen, sondern auch über Ungarn und zeitweilig über Dänemark. Davon ist schließlich nur Böhmen dauernd ans Reich gekommen. Nach seiner materiellen und geistigen Kraft hätte das damalige Deutschland wohl seine Herrschaft über die germanisch-romanische und slawische Welt verwirklichen können. Wenn es nicht dazu kam, so müssen wir die Ursache wiederum darin suchen, daß unter den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen der in den deutschen Stämmen ruhenden unermeßlichen kriegerischen Kraft keine Organisation gegeben werden konnte, bei der es möglich war, die große Masse an sich kriegstüchtiger Männer militärisch nutzbar zu machen.

Nur zu bald stellte die Übernahme des Imperiums durch Otto den Großen das deutsche Königtum vor überwältigende

universalpolitische Aufgaben: Zur Bekundung seines Kaisertums vermählte Otto seinen Sohn, Otto II., mit einer byzantinischen Prinzessin, Theophano. Den Griechen gehörte damals noch ein Stück von Unteritalien. Sizilien war arabisch. Außerdem besaßen die Araber befestigte Stützpunkte an allen Küsten des westlichen Mittelmeeres und brandschatzten durch Kastelle auf den Pässen der Westalpen selbst den Landverkehr zwischen Frankreich und Italien. Diese Verhältnisse forderten ohne weiteres das Eingreifen einer Macht, die vom Kaisertum nicht nur den Namen, sondern auch das Wesen haben wollte. Otto II. griff die Ungläubigen tief im Süden Italiens an und erlag ihnen. Wäre der Knabe, den er als Erben des Reichs hinterließ, Otto III., zu seinen Jahren gekommen, so hätte die Macht der bei ihm schon ins Phantastische schweifenden universalen Ideen, dazu die Verbindung mit Byzanz und die enge gegenseitige Bedingtheit der deutschen, der italienischen und der imperialen Politik, es bereits damals zur Verlegung des Schwerpunkts des Imperiums über die Alpen kommen lassen. Als sich dies Verhängnis zweihundert Jahre später von neuem erhob, da hatte mittlerweile die andere Potenz des mittelalterlichen Weltempfindens, die kirchliche, eine solche Entwicklung genommen, daß der Gegensatz der beiden universalen Gewalten seine Entscheidung zu ungunsten des Kaisergedankens fand.

Es gibt keine zweite Periode in der Geschichte, die das Urteil, es bestimmten nicht die Ideen, sondern die äußeren Verhältnisse den Gang der Geschichte, so nachdrücklich widerlegt, wie die Zeit vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Sie ist erfüllt von der Auseinandersetzung der beiden geistig-materiellen Weltmächte, des Kaisertums und der Kirche. Um ihren Ausgangspunkt zu verstehen, muß man sich vorstellen, welch eine unmögliche Aufgabe es war, Deutschland ohne die geistlichen

Lehen und ohne das besondere Verhältnis zwischen dem Königtum und dem Klerus zu regieren. Die regelmäßige Erledigung der geistlichen Fürstentümer durch den Tod des Inhabers, im Gegensatz zu der Erblichkeit der großen weltlichen Reichslehen, bildete die stärkste Stütze des Herrschers gegenüber den übrigen Fürsten, aus deren Mitte er direkt oder indirekt ja selbst hervorgegangen war. Abgesehen hiervon konnte er auch innerhalb der Reichsverwaltung die Hilfe der Geistlichkeit schon allein wegen ihrer Schulung und Bildung nicht entbehren. Die Staatsmänner der sächsischen und der folgenden fränkischen oder salischen Periode sind ausnahmslos noch Geistliche. Aus diesen Rücksichten ergab sich, daß der König über die großen geistlichen Stellen mehr nach politischen, als nach kirchlichen Gesichtspunkten verfügte. Eine durchgreifende Änderung dieser Praxis hätte den Verzicht auf die stärkste Stütze der königlichen Gewalt im Reiche bedeutet. Kirchliche Ansprüche auf die Investitur, d. h. die Ernennung und Belehnung der geistlichen Fürsten, mußten also dem entschlossensten Widerstande der weltlichen Gewalt begegnen.

Solche Ansprüche erhoben sich aber seit dem Ende des 10. und dem Beginn des 11. Jahrhunderts infolge der innerkirchlichen Reformbewegung, die von dem Kloster Clugny im mittleren Frankreich ihren Ausgang nahm. Sie richtete sich auf die Befreiung der Kirche von den politischen Diensten, die sie der weltlichen Gewalt leisten mußte, und gleichzeitig auf die Besserung der verrotteten Zustände in der Kirche selbst, vor allen Dingen in ihrem Mittelpunkt, in Rom. Um die Gewalt der cluniacensischen Bewegung recht zu verstehen, muß man bedenken, daß seit den Tagen Karls des Großen in kirchlicher Beziehung die Universalidee schlechthin zum Siege gelangt war und daß die Kirche allein als die Verwalterin des geistigen Besitzes der abendländischen Menschheit dastand. Für das mittelalterliche Bewußtsein auf seiner Höhe war die kirch-

liche Einheit der Christenwelt das höhere, die Trennung nach Staaten und Nationen das untergeordnete Prinzip. Die Macht dieser Überzeugung verband sich bei den kirchlichen Reformatoren des 11. Jahrhunderts mit einem starken und furchtlosen Eifer, die sittlichen Übel des Lebens in der Gesellschaft, im Staat und in der Kirche zu bessern. Auch hier sind es die großen Persönlichkeiten gewesen, die der großen Idee zum Siege verhalfen. Odilo, Abt von Clugny, 994—1040, war der bedeutendste Mann seiner Zeit, und er hatte Nachfolger, die an seine Größe heranreichten. Diese imponierenden Männer waren es, die von Clugny aus das Klosterleben reformierten und ein Geschlecht von Geistlichen nach dem andern im Sinne der cluniacensischen Schule erzogen. Von da an, wo die Cluniacenser den maßgebenden Einfluß in der Kirche auszuüben beginnen, weht es wie ein anderer Wind über die Welt. Ungeheuer wuchs das Selbstbewußtsein der Kleriker gegenüber den weltlichen Gewalten. Die Simonie, d. h. die Besetzung der geistlichen Würden nach weltlichen Motiven, sei es schlechthin um Geld, sei es nach politischen Gesichtspunkten, erschien der Reformpartei dabei eben so unerträglich oder noch unerträglicher, als die sonstige sittliche Verwilderung in der Kirche und der Welt, weil die grundsätzliche Erhabenheit des geistlichen über das weltliche Prinzip dadurch verletzt wurde. Hierbei von bloßer geistlicher Herrschsucht zu reden, ist falsch, denn das Gefühl der inneren Überlegenheit, das die Kirche damals dem Staat gegenüber hatte, war eben so ehrlich wie begreiflich. Man darf nicht vergessen, daß der mittelalterliche Staat weder im antiken noch in dem Sinne ein Staat war, den wir mit dem Wort verbinden, denn das Lehns- oder Feudalsystem beraubte ihn der obersten Eigenschaft der Staatsidee, der vollen Souveränität. Zwischen der Staatsgewalt und den einzelnen Angehörigen oder Untertanen des Staates stand eine stufenweise nach unten geordnete Vielheit von Zwischen-

herrschaften, die Inhaber der Lehen und Unterlehen, und alle hatten sie Anteil an der Souveränität. Dies so sehr, daß der König außerhalb seines eigenen Stammlandes und der beschränkten, sonst noch direkt unter ihm stehenden Gebiete den Untertanen überhaupt nicht unmittelbar, sondern nur indirekt durch den Lehnsträger, dem der betreffende Teil des Reichs verliehen war, befehlen konnte. Dies System war, wie wir sahen, das einzige, wodurch unter den Wirtschaftsformen des Mittelalters eine Wehrverfassung zustande gebracht werden konnte. Aber es hatte zur Folge, daß der Staat nicht einmal fähig war, seine wichtigste praktische Aufgabe zu erfüllen, nämlich die, seinen Angehörigen Sicherheit für Leben und Eigentum zu verschaffen. Die unter dem Königtum stehenden Teilhaber an den Souveränitätsrechten nahmen das Kriegs- oder Fehderecht untereinander als selbstverständlich in Anspruch. Und nicht den Herrschern, sondern dem moralischen Ansehen der Cluniacenser gelang es, wenigstens eine gewisse Besserung dieses Zustandes in der Treuga Dei, dem Gottesfrieden, durchzusetzen, der von Mittwoch abend bis Montag früh in der Woche Fehden untersagte. Zu dieser Machtlosigkeit des Staats kamen Mängel, die daraus entstanden, daß er sozusagen analphabetisch war. Er besaß keine Übersicht über seine Kräfte, keine brauchbare Steuer- und Finanzverfassung, kaum eine eigene Verwaltung, denn all das war ohne Beherrschung des Schriftwesens nicht möglich. Die Dinge, zu denen Schreiben unentbehrlich waren, konnten nur mit Hilfe des Klerus geordnet werden; die Reichskanzlei heißt daher einfach die königliche Kapelle. Diesem Staat, nicht dem alten römischen Imperium mit seinem mächtigen Verwaltungsorganismus, und auch nicht der modernen staatlichen Ordnung, trat die vom Feuergeist der Cluniacenser neu erfüllte Kirche mit der Forderung gegenüber, er solle ihre höhere Autorität anerkennen!

In Deutschland folgte nach dem Aussterben der direkten

Nachkommenschaft Ottos des Großen zunächst in Heinrich II. ein Seitenzweig des sächsischen Hauses; danach ging die Krone auf die weibliche Linie über, die fränkische oder salische Dynastie. Die beiden ersten salischen Kaiser, Konrad II. und Heinrich III., erscheinen trotz der sich vollziehenden inneren Wandlung der Kirche noch als mächtige Träger der weltlich-kaiserlichen Universalidee. Heinrichs III. Regierung bezeichnet sogar einen Höhepunkt des römisch-deutschen Imperiums. Böhmen, Polen, Ungarn, Dänemark, Apulien sind Vasallenländer des Reichs; die Slawengebiete zwischen Elbe und Oder sind erobert; das Königreich Burgund, das sich in den Landschaften zwischen dem Oberrhein und der Rhonemündung aus Resten des lotharingischen Anteils am Reiche Karls des Großen gebildet hatte, ist mit der deutschen Krone vereinigt. Arles und Lyon, Salerno und Prag, Utrecht und Vineta waren Städte des Reichs, und in Rom, der vornehmsten unter ihnen, war die Autorität des Kaisers so groß, daß eine Gesandtschaft der Römer über die Alpen nach Deutschland kam, um sich vom Kaiser den würdigsten Kandidaten für die Papstwahl bezeichnen zu lassen. Betrachten wir aber dieses äußerlich glänzende Bild der Kaisermacht näher, so gewahren wir, wie groß die innern Spannungen und Widerstände unter ihr sind. Selbst die Regierung eines Mannes wie Heinrichs III., vielleicht des größten unter den deutschen Kaisern, ist eine fortgesetzte Reihe schwerer, mit der äußersten Kraftanstrengung schließlich zu siegreichem Austrag gebrachter Kämpfe mit den widerstrebenden Elementen unter den deutschen Fürsten, die dem Königtum, und mit den fremden Staaten, die dem Imperium unterstanden. Als das Unglück es wollte, daß Heinrich bei seinem Tode einen sechsjährigen Knaben als gewählten Erben der Krone hinterließ, brach die Katastrophe herein, und durch den plötzlich aufflammenden Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum löste sich der bis dahin durch die Macht der Krone gewaltsam aufrecht erhaltene

Zusammenhang des Reichs, die Unterordnung der Fürsten unter die Autorität des Königs, auch äußerlich auf.

Für den jungen Heinrich IV. war eine Regentschaft notwendig. Unter dieser wurde die Erziehung des Knaben verdorben. Volljährig geworden, erbitterte Heinrich den stärksten und trotzigsten der deutschen Stämme, die Sachsen samt ihren Fürsten, gegen sich, indem er Pläne zu ihrer gewaltsamen Unterwerfung unter die königliche Autorität schmiedete und sie bis zum offenen Aufstand reizte. Die verwüstende Wirkung, die hiervon auf die innern politischen Zustände Deutschlands ausging, kam aber doch erst dadurch zustande, daß sich der Reichsbegriff bei den vornehmsten Fürsten so gut wie verloren hatte. So konnte der Papst, um den König zum Nachgeben in dem Streit um die Investitur zu zwingen, durch den Bannspruch über ihn die eigensüchtige Fürstenempörung legitimieren. Der Streit zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt hatte zum Hintergrund, daß die deutschen Fürsten sich eines Königtums, dessen Macht ihnen gegenüber etwas bedeutete, überhaupt entledigen wollten. Dabei hätte sich für Deutschland ein Zustand ergeben, wie es der des westfränkischen Reichs war, wo einer der Großen zwar die Krone und den Königstitel trug, aber keine nennenswerte Autorität über die fürstlichen Lehnsträger ausübte. Frankreich wurde trotzdem ein Einheitsstaat. Wäre aber den deutschen Fürsten und dem Papst schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts die tatsächliche Beseitigung des Königtums geglückt, so wäre die Folge vielleicht der dauernde Verlust der deutschen Volkseinheit gewesen.

Heinrich IV., so unglücklich seine Hand auch vielfach sich zeigte, war trotz seiner verfehlten Jugend ein Fürst von großem natürlichen Verstand, der sich nicht selten zu wahrhaft politischem Scharfblick emporwuchs. Er schlug zugleich den Papst und seine Verbündeten in Deutschland, indem er in der

Szene auf dem Schloßhof von Kanossa die geistliche Autorität des Papstes rückhaltlos durch eine öffentlich getane Kirchenbuße anerkannte und ihn dadurch zwang, den Bann von ihm zu nehmen. Die deutschen Fürsten hatten Heinrich IV. die Absetzung angekündigt, falls er sich nicht vom Banne befreien könne, und in der Annahme, daß es ihm unmöglich sein werde, diese Bedingung zu erfüllen, hatten sie ihm einstweilen die Regierung untersagt. Der Papst seinerseits hoffte durch das Bündnis mit den Fürsten die gefährlichste unter den Gewalten, die den Ansprüchen der Kirche entgegenstanden, das deutsche Königtum, mit dem das Imperium und die Krone von Italien verbunden waren, zu Boden zu werfen. Der Entschluß, den König loszusprechen, muß Gregor VII. um so schwerer gefallen sein, als er den politischen Zweck bei der Handlungsweise seines Gegners wohl durchschaute. Vom Banne gelöst, ging Heinrich nach Deutschland zurück und behauptete sich als König.

Die eigentliche Tragik im Leben dieses Herrschers war, daß, nachdem er in aufreibenden, jahrzehntelangen Kämpfen das Königtum gegen die Kirche und die Fürsten gerettet hatte, sein eigener Sohn ihm hart und unbarmherzig die Zügel der Regierung aus der Hand nahm, um das Werk zu vollenden. Heinrich V., menschlich unsympathisch, politisch eine der bedeutendsten Gestalten unter den deutschen Königen, zwang das Papsttum durch eine kühne und geschickte Politik — er wagte es, den Papst in Rom gefangen zu nehmen — zur Nachgiebigkeit, und der Streit um die Investitur wurde durch einen Kompromiß beendet, bei dem wenig auf die Einigungsformel, alles dagegen darauf ankam, wieviel Autorität das Königtum in Deutschland nach innen besaß oder behielt. Der Kaiser, so bestimmte das Wormser Konkordat von 1122, belehnte die geistlichen Fürsten mit dem Zepter, als dem Zeichen der Landeshoheit; vom Papst erhielten sie Ring und Stab als Zeichen des geistlichen Amts. Die entscheidende Frage

war also die, wie sich der tatsächliche Einfluß der königlichen Gewalt auf die Wahlhandlung gestalten würde.

Zum Verständnis dieser und der folgenden Epochen des Streits zwischen Papst und Kaiser gehört es, daß wir die geistige Macht der kirchlichen Idee nicht unterschätzen, ihr aber auf der andern Seite auch nicht einen zu großen oder gar absoluten Einfluß zuschreiben. Das Vorgehen des Papstes wurde zwar getragen von der Gewalt des kirchlichen Gedankens über die Gemüter der Menschen, aber es wirkte durchaus nicht allein durch die Macht des geistig-kirchlichen Prinzips. Sondern auch durch das unkirchliche, ganz und gar politische Mittel des mit den deutschen Fürsten auf Grund der beiderseitigen Interessengemeinschaft dem Königtum gegenüber geschlossenen Bündnisses. Der Erfolg in Deutschland war der Fortschritt der landesfürstlichen im Verhältnis zur königlichen Gewalt. Ob diese ohne den Konflikt mit der Kirche dahin gelangt wäre, das Fürstentum, das seine Wurzeln tief in der Stammessonderung und Stammeseifersucht der Deutschen hatte, ganz und gar zu überwältigen, so wie es in Frankreich geschah, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Das Papsttum aber hatte mit seinem Erfolg durch und gegen die Deutschen nur erst einen Teil des Aufstiegs zurückgelegt, zu dem der Geist des Zeitalters es noch emportragen sollte.

Wir müssen hier auf die Verhältnisse des Morgenlandes zurückgreifen, um zu erklären, wie es zur höchsten und vollsten Entfaltung der päpstlich-kirchlichen Universalgewalt im Abendlande kam. Schon seit einem halben Jahrtausend war das östliche Christentum vor dem Islam zusammengebrochen. Dessen religiöser Begründer ist Muhammed. Aber es will bedacht werden, daß die Religionsreform des Propheten von Mekka ihre weltgeschichtliche Bedeutung lange nicht

allein durch ihren geistigen Inhalt erhielt, sondern ebensosehr dadurch, daß Muhammed die arabischen Stämme unter der Fahne des Glaubens zu einer kriegerischen Organisation von ungeheurer Stoßkraft zusammenfaßte. Weniger der Islam, als die arabische Kriegsverfassung hat West- und Mittelasien, Nordafrika, Spanien und die Inseln des Mittelmeers erobert. Der Ansturm der Araber wäre an einem schlagfertigen Heer, wie dem der ersten römischen Kaiserzeit, zerschellt, aber weder Byzanz, noch das Westgotenreich konnte ihnen ein solches entgegenstellen, und auch das Reich der Sassaniden erlag ihnen nach tapferem Widerstande vollständig. Dafür geriet seit der Eroberung Irans und der Länder des unteren Asiens, die bis dahin unter der Perserherrschaft gestanden hatten, das Arabertum innerlich auf das stärkste unter persischen Einfluß.

Die mittelalterlich orientalische Kultur wird stets die arabische genannt. In Wirklichkeit spielt bei ihr das persische Element eine ähnliche Rolle, wie im Abendlande das römisch-griechische Erbe. Allerdings ist nicht Persisch — wie im Abendlande das Latein — sondern Arabisch die gemeinsame Kultursprache des Orients geworden. Das kam daher, daß mit den Arabern auch die in der Sprache der Sieger aufgezeichnete literarische Religionsquelle, der Koran, zur Herrschaft gelangte. Was dagegen an geistiger und materieller Kultur, an Wissenschaft, Kunst und Technik in späterer Zeit im Orient vorhanden war, das stammte zum kleinern Teil aus griechisch-byzantinischen, zum größten aus iranisch-persischen Quellen. Die Herrschaft der Araber als Nation endete in der östlichen Welt bereits mit dem Sturz des Kalifats der Omaijaden im Jahre 750 n. Chr. Die zweite Kalifendynastie, die Abbasiden, die sich in männlicher Linie zwar von Abbas, dem Oheim Muhammeds, herleiteten, war in Wirklichkeit ein fast ganz persisches Geschlecht. Von Iran aus beseitigten sie das arabische Omaijadenkalifat in Damaskus und nahmen selbst ihren Sitz

in Bagdad, das sie mit den Ziegeln der dicht unterhalb gelegenen Residenz der persischen Sassaniden, Ktesiphon, erbauten. Mit den Abbasiden gelangt nicht nur das mehr oder weniger islamisierte Persertum wieder zur Herrschaft im Orient, sondern auch die iranisch-persische Kultur fließt als breiter Strom in die arabische Welt über. Wie stark diese als geistige Macht noch mehr als drei Jahrhunderte nach dem Ende der Sassaniden in Persien war, das beweist das größte Geistesdenkmal des persischen Volkstums, Firdusis unsterbliches Königsbuch, das entstand, als Iran nicht einmal mehr den Kalifen, sondern schon den Türken gehörte. Die Baukunst, die hochentwickelte Bewässerungstechnik, die unvergleichlichen Metallarbeiten, die glänzende Poesie, die höfisch-ritterliche Pracht des orientalischen Fürstentums und der Reichtum der östlichen Länder, der aus ihrem ausgebreiteten Handel floß, all das vereinigte sich mit den griechischen Kulturelementen, die in den Jahrhunderten zwischen Alexander und Muhammed im Osten eingewurzelt waren und mit dem großen kriegerisch-politischen Aufschwung, der von den Arabern ausging, zu einem eindrucksvollen Gesamtbild. Seinem inneren Wesen nach hatte dieses wenig mit dem ursprünglichen Arabertum zu tun, aber es wirkte höchst kräftig auf die Abendländer ein, als diese, zur Zeit der Kreuzzüge, das Morgenland kennen lernten.

Trotzdem gewann im Laufe weniger Jahrhunderte die geistige Entwicklung des Westens einen großen und nicht wieder einzuholenden Vorsprung vor dem Orient. Den Grund dafür haben wir allein darin zu suchen, daß im Abendlande die Kirche dauernd den Zugang zu dem zwar stark verschütteten, aber nicht auf immer begrabenen, unermeßlich großen Kulturerbe der Antike offenhielt, und daß durch die christliche Idee der geistig sittlichen Entwicklung der germanischen und der romanischen Völker ein unzerstörbarer Antrieb zum Fortschreiten eingepflanzt war.

Wenige Jahrhunderte nach Muhammed ging das Kalifat unter denselben Mängeln der Kriegsverfassung zugrunde, deren Vorhandensein beim Gegner den Siegeszug der ersten arabischen Periode ermöglicht hatte. Es war undenkbar, die Nachkommenschaft der siegreichen arabischen Krieger, die von den Herrschern und Feldherren zu Anfang der Kalifenzeit am Tigris, am Nil, am Oxus angesiedelt waren, dauernd ebenso streitbar zu erhalten, wie die Scharen Abu Bekrs, Omars und Moawijas gewesen waren, als sie um die Mitte des 7. Jahrhunderts aus dem Innern Arabiens hervorbrachen. Die Kalifen, die ebensowenig wie die Karolinger und die deutschen Könige imstande waren, die Masse der Bevölkerung, die Bauern in den Provinzen ihres weiten Reichs, kriegerisch nutzbar zu machen, erlagen daher dem Andringen barbarischer türkischer Stämme, die von Innerasien her erst die turanischen Randländer des Kalifats einnahmen, dann die Herrschaft über Iran gewannen und schließlich die Nachfolger des Propheten in Bagdad selbst zu bloßen Schattenherrschern machten. Im 11. Jahrhundert erscheinen diese türkischen Scharen in den östlichen Ländern des Mittelmeers. Sie bemächtigen sich Syriens und Palästinas und ihnen erliegt sogar die Herrschaft der Byzantiner im Innern von Kleinasien. Die Kunde von den rücksichtslosen Bedrückungen, die die neuen türkischen Herren Palästinas gegen die christlichen Pilger ausübten, und der Hilferuf des byzantinischen Reichs trafen im Abendlande zusammen, als eben der Konflikt zwischen der Kirche und dem Kaisertum in hellen Flammen entbrannt und die innern Verhältnisse Deutschlands auf das äußerste verworren waren.

Von der Kirchenversammlung von Clermont in Südfrankreich, 1095, wo zuerst mit jenem berühmten Ruf „Gott will es" die Kreuzzugsbewegung einsetzte, bis zum Verlust des letzten Stützpunkts der Kreuzfahrer in Palästina an die Muhammedaner, 1291, vergingen zwei Jahrhunderte. Der Versuch,

eine abendländisch-christliche Herrschaft im Orient aufzurichten, erwies sich, wie Ranke sagt, deshalb als unmöglich, weil das Unternehmen gerade gegen das Zentrum der islamischen Welt gerichtet war. Solange die feindliche Macht am Nil und am Euphrat nicht in einer Hand vereinigt war, konnten die Kreuzfahrer sich behaupten. Als aber der Kurde Saladin gegen Ende des 12. Jahrhunderts Ägypten und Syrien gleichzeitig beherrschte, erdrückte er damit die Christen, deren Herrschaft sich nach dem Erfolge des ersten Kreuzzuges vorübergehend vom Nordende des roten Meeres und der syrischen Mittelmeerküste bis an den oberen Euphrat ausgedehnt hatte. Eine nachhaltige Entscheidung herbeizuführen, war auch darum nicht möglich, weil die ritterlichen Heere aus Europa nur zur Eroberung, nicht zu dauernder Besetzung nach dem heiligen Lande kamen. War die Kreuzzugsverpflichtung erledigt, so zogen die Fürsten und ihre Vasallen wieder nach Hause. Allerdings verursachte der religiös-enthusiastische, mystische Charakter, der den geistigen Triebkräften der Kreuzzüge innewohnte, immer wieder von neuem ganze Heereszüge und kleinere ritterliche Expeditionen nach Palästina. Mit diesen periodisch eintreffenden Kräften und mit einer besonderen Organisation geistlich-ritterlicher Kriegsorden, den Johannitern, den Templern und den Brüdern vom deutschen Hause, versuchte man den Besitz zu halten, aber seit der Vereinigung der muhammedanischen Macht unter Saladin war das Übergewicht auf der anderen Seite zu groß, und die zweihundertjährige Kraftanstrengung gegen den Orient, die hintereinander die Fürsten des ersten Kreuzzugs, dann Ludwig VII. von Frankreich und Kaiser Konrad III., dann Barbarossa, Philipp August, Richard Löwenherz und zuletzt Kaiser Friedrich II. und Ludwig den Heiligen von Frankreich das Kreuz zum Feldzug gegen die Ungläubigen nach dem Morgenlande hatte nehmen lassen, war umsonst gewesen.

Die Zeit der Kreuzzüge bedeutet die Höheperiode des mittelalterlichen Wesens nach der politischen, nach der kulturellen und vor allem nach der kirchlichen Seite hin. Neben den religiösen und den hierarchischen Motiven wirkten allerdings auch noch andere mit: Abenteuer- und Gewinnsucht, Ehrgeiz, Handelspolitik. Wie nicht wenige unter den Fürsten im Morgenlande auf politische Ziele ausgingen, so verstanden es auch die Venezianer beim sogenannten vierten Kreuzzuge, dem Unternehmen statt nach Palästina eine Wendung nach Konstantinopel zu geben und im Interesse ihres Handels vorübergehend das byzantinische durch ein lateinisches Kaisertum zu ersetzen. Die Summe der Wirkungen aber, die von den Kreuzzügen auf die europäischen Verhältnisse ausging, kam keiner Macht so sehr zugute, wie der Kirche, d. h. dem Papsttum. Durch die Kreuzzüge bildete sich eine enge Verbindung zwischen dem ritterlichen Adel von ganz Europa und den drei geistlichen Ritterorden im Orient, und von Anfang an boten sie eine gute Gelegenheit, nicht nur religiöse Verdienste zu erwerben und kriegerischen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern für die großen Herren auch die Hoffnung auf den Erwerb eigener Fürstentümer. So geschah es, daß der Papst, der sich gleich bei der ersten Kreuzzugspredigt in Clermont an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, in ein natürliches Bündnis und in eine unmittelbare Interessengemeinschaft mit den großen Vasallen, mit dem gesamten europäischen Adel, mit den Seestädten am Mittelmeer und mit der durch die Kreuzzugspredigt entflammten Bevölkerung namentlich der romanischen Länder trat. Vergegenwärtigt man sich die Stärke dieser Verbindung, so leuchtet es ein, wie sehr durch sie die päpstliche Macht vermehrt wurde. Die Kreuzzüge, sagt Ranke, gaben dem gesamten Abendlande ein unaufhörliches Gefühl der stärkeren Einheit; sie erzeugten einen fortwährenden Impuls nach dem Orient, bildeten das Städtewesen, das Rittertum und einen

stärkeren allgemeinen Verkehr aus; vor allem aber gaben sie dem geistlichen Oberhaupt ein ungeheures Übergewicht. Den Päpsten konnte es sogar lieber sein, daß die Unternehmung gegen Jerusalem nicht glückte; hatten sie doch dadurch einen immerwährenden Grund, Europa fort und fort für ihre Zwecke in Bewegung zu setzen. In der Steigerung der Papstgewalt bis zu dem Grade, daß es ihr gelang, die weltliche Vertretung der christlich-mittelalterlichen Universalidee, das Kaisertum, vollkommen zu überwältigen und die Einheit der abendländischen Christenwelt allein in sich zu verkörpern, muß ohne Zweifel die wichtigste weltgeschichtliche Wirkung der Kreuzzüge gesucht werden.

Während der Kreuzzugsperiode können wir in ökonomischer Beziehung beobachten, daß der geldwirtschaftliche Tiefstand, zu dem das europäische Leben seit dem Ausgang des Altertums herabgesunken war, überwunden ist. Vor allem ist es deutlich, daß wieder eine ziemliche Menge Edelmetall im Verkehr ist. Im Kriegsdienst treten Söldner auf und die Unternehmungen nach dem Morgenlande konnten ohne große bare Geldmittel gar nicht ins Werk gesetzt werden. Die Venezianer z. B. verlangen vom Könige von Frankreich für die Übersetzung seines Heeres nach Palästina 11 000 Mark Silber, etwa eine halbe Million Mark nach unserem Gelde. Unter Kaiser Heinrich V. hören wir zum erstenmal seit der Zeit des römischen Steuerwesens wieder etwas von dem „unersättlichen Schlunde" des abgabenfordernden königlichen Fiskus. Der vermehrte Vorrat an Edelmetall stammte aus den Bergwerken, die mit wachsendem Erfolg betrieben wurden. Vom 10. Jahrhundert an gewann man Gold aus den Gebirgen in Böhmen, Salzburg, Ungarn, Siebenbürgen; man wusch auch in französischen und deutschen Flüssen darnach. Der Silberreichtum des Harzes war schon unter Otto dem Großen entdeckt worden. Seit dem 9. und 10. Jahrhundert wurde in

Poitou in Frankreich, im Elsaß, im Schwarzwald, in den Ostalpen, in Böhmen und dem sächsischen Erzgebirge Silberbergbau getrieben. Seit dem 12. Jahrhundert wird es spürbar, daß ein neues Edelmetallzeitalter beginnt: noch lange nicht in dem Umfange, wie während der Blüteperiode des Altertums, aber doch so, daß die Wirtschaftsverhältnisse, das Kriegswesen und die allgemeine Kultur ein verändertes Bild zu zeigen anfangen. Wäre diese wirtschaftliche Entwicklung nicht schon im Gange gewesen, als die Kreuzzüge begannen, so hätten sie überhaupt nicht in der Weise durchgeführt werden können, wie es geschah.

Unter den mehr geistigen Wirkungen der Kreuzzüge ist die wichtigste die gewesen, daß die Gemüter der Menschen lange Zeit hindurch auf ein großes gemeinsames Ziel hin in Bewegung erhalten wurden. Nichts ist fruchtbarer für den menschlichen Fortschritt, als eine mächtige Idee, die den Geist vieler, indem sie ihn erfaßt und fortreißt, gleichzeitig von den gewöhnlichen Dingen abkehrt und für das Bedeutende öffnet. Diesen ideellen Wert der Kreuzzugsbewegung darf man über der Länder- und Beutegier der Ritter, über der Eifersucht und dem Streit der Fürsten im Orient, über dem Blutvergießen, der Treulosigkeit und geschäftlichen Gewinnsucht, die sich alle mit geltend machten, nicht vergessen. Wer die geistigen Kräfte verstehen will, die durch die Kreuzzüge wirksam wurden, der muß imstande sein, sich die Tiefe und Triebkraft sittlich-religiöser Stimmungen zu vergegenwärtigen, wie die des deutschen Dichters der Kreuzzugszeit, Walthers von der Vogelweide:

Daran gedenket Ritter; es ist Euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollt Gott, ich wär für ihn zu streiten wert,
So wollt ich armer Mann verdienen reichen Sold.
Nicht mein' ich Hufen Landes noch der Fürsten Gold:

Ich trüge Krone selber in der Engel Heer.
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer!
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh
— nimmermehr o weh!

Während der Kreuzzüge offenbart sich die kulturelle Entwicklung, die bis dahin die einzelnen europäischen Nationen genommen hatten. Die Führung dabei hatte weder das politisch kräftigste Volk, die Deutschen, noch die Italiener, obwohl diese die Nächsten zu dem Erbe der alten Kultur waren, sondern sie gehörte den Franzosen. Daraus werden wir den Schluß ziehen dürfen, daß sich in Frankreich am frühesten der Ausgleich der Elemente vollzogen hatte, aus denen die romanisch-germanischen Staaten Europas hervorgegangen sind. Schon die keltisch-römische Mischung auf dem Boden Galliens war in geistiger Beziehung außerordentlich fruchtbar. Im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. galten nicht Rom und Italien, sondern die gallischen Städte als die eigentlichen Sitze von Wissenschaft, Beredsamkeit und Bildung. Wiederum sehen wir am Ende des 10. Jahrhunderts von Frankreich die mächtige Bewegung der cluniacensischen Reformation ausgehen. Dem Orden von Clugny folgten ähnliche Gründungen vom höchsten geistigen Einfluß: die Karthäuser, die aus La Chartreuse bei Grenoble stammen, und die Zisterzienser, die aus dem Kloster Citeaux bei Dijon hervorgingen. Bernhard von Clairvaux, seit 1115 Abt des Zisterzienser-Mutterklosters, als Persönlichkeit nicht so bedeutend wie seinerzeit Odilo von Clugny, hat doch einen unermeßlichen Einfluß auf seine Zeit geübt. Auch die ganze wissenschaftliche Theologie des Mittelalters ist französischer Herkunft. Ihre Anfänge fallen eben in diese Periode. Und die beiden tiefsten Denker der mittelalterlichen Kirche, von denen der eine das freiheitliche, der andere das autoritäre Prinzip im menschlichen Geiste bezeichnet, Petrus Abälardus

und Anselm von Canterbury, sind aus der französischen Schule hervorgegangen. Man kann sagen, daß in ihrer Nachfolge die ganze Theologie des Mittelalters sich bewegt. Ebenso nahm das weltliche Geistesleben, die literarische Kultur der Folgezeit, um die Wende von der salischen zur Hohenstaufenzeit, von Frankreich seinen Ausgang. Alle diese Erscheinungen ruhten auf aristokratischer Grundlage. Aus dem französischen Adel sind die großen Äbte und Theologen des 11. und 12. Jahrhunderts hervorgegangen; in seinem Kreise bildete sich auch zuerst im Rittertum die kulturelle Verfeinerung heraus, die für die höherstehenden Elemente des Standes später charakteristisch war.

Die ganze Bewegung der Kreuzzüge ist französischen Ursprungs. In ihr mischten sich auf eigentümliche Weise der oberste geistige und der ausgeprägteste weltliche Faktor des mittelalterlichen Kulturlebens: die Ideale der Kirche und der Ritterschaft. Das Rittertum als kriegstechnisches Gebilde ist durch die Notwendigkeit erzeugt, unter der Voraussetzung vollkommener kriegerischer Untüchtigkeit und Unorganisierbarkeit der Massen eine wirksame Wehrverfassung herzustellen. Weil die Masse nichts vermochte, deshalb mußten sich die wenigen, die wirklich Krieger sein konnten, bis zur höchsten persönlichen Leistungsfähigkeit ausbilden. Als Stand und als ideelles Prinzip beruht das Rittertum auf dem Gedanken, daß sich innerhalb der Gesamtheit der christlichen Völker eine einheitlich organisierte und einheitlich empfindende Adelsklasse durch eine besonders scharf ausgebildete Waffenehre, durch Hingabe an das allgemein christliche Ideal des Kampfes mit den Ungläubigen, durch Exklusivität gegenüber der unritterlichen Menge und durch eine verfeinerte Kultur zu bewähren habe. In diesem Sinne gehörten auch die Fürsten und Könige, ja der Träger des Imperiums selbst zur Ritterschaft. Der Ritter dient der Kirche, aber doch hat das Rittertum zu allererst das Aufkommen einer nicht-kirchlichen, weltlichen Bildung geför-

dert. Das geschah durch die Emanzipation der Dichtkunst aus dem kirchlichen Bannkreise. Weltliche Dichtung, zuerst eine entwickelte Lyrik, dann das Heldengedicht, das die Ideale des Rittertums verkündet, finden wir zuerst in Frankreich, dem Mutterlande des Rittertums. Es ist merkwürdig, wie dort, wo das Königtum schon seit Karl dem Kahlen, dem Sohne Ludwigs des Frommen, wenig mehr bedeutet hatte, die Kultur in ihrer Verbindung mit dem ritterlichen Wesen eine so hohe Blüte erreichte. Ihre Anfänge in Frankreich führen nach Süden, in das Gebiet jenseits der Loire, wo die Einflüsse der Mittelmeerwelt von Italien, von den Arabern und vom oströmischen Reich her wirksam waren. Dadurch aber, daß die politische Konzentration Frankreichs vom Norden ausging, vollzog sich auch kulturell ein Ausgleich zwischen den verschiedenen Teilen des Landes. Es kann uns nicht wundern, daß unter diesen Umständen, bei der Beweglichkeit und leichten Entflammbarkeit des französischen Geistes, bei der frühen Ausprägung aller Eigentümlichkeiten der ritterlichen Weltanschauung, bei der Wohlhabenheit und der allgemein vorgeschrittenen geistigen Entwicklung gerade auf diesem Boden eine so glänzende Idee wie die der Kreuzzüge am schnellsten und nachhaltigsten Wurzel faßte.

Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts war in Frankreich nicht mehr das karolingische Haus, sondern ein neues, das der Kapetinger, das königliche. Auch die Kapetinger wurzelten im Norden, im Herzogtum Francien. Äußerlich erscheinen sie als ein romanisches Geschlecht, wie die westfränkischen Großen es alle schon seit länger als einem Jahrhundert waren; in Wirklichkeit müssen wir sie gleich den meisten anderen Adelsfamilien des Westfrankenreichs als fränkischen Ursprungs betrachten. Die höhere Kultur der Romanen hatte aber die germanischen Abkömmlinge aus der Zeit der merowingischen Eroberung und der alten Karolingerherrschaft ganz aufge-

sogen. Für die innere Stärke des Romanentums auf französischem Boden bietet die Geschichte der Normannen, die sich im nordwestlichen Frankreich festgesetzt hatten, ein merkwürdiges Beispiel dar. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts gab der karolingische König Karl der Einfältige einem skandinavischen Wiking, Rolf Gangr, die heutige Normandie zum Lehen, um durch die Ansiedlung der nordischen Räuber Ruhe vor ihren Plünderungszügen zu schaffen. Anderthalb Jahrhunderte später sind diese wilden Nordgermanen so vollständig romanisiert, daß sie bei der Eroberung von England französische Sprache und Kultur mit hinübernehmen, sie jahrhundertelang festhalten und während dieser Zeit das angelsächsische Wesen in Sprache und Denkungsart ganz und gar umwandeln.

Mit dem Kapetinger Ludwig VI., dem Zeitgenossen Kaiser Heinrich V., beginnt zu Anfang des 12. Jahrhunderts die königliche Autorität in Frankreich allmählich zuzunehmen. Sie ist noch weit davon entfernt, die großen Vasallen zu bändigen, aber die Krone gelangt zu einigem Einfluß und Ansehen. Als Heinrich Plantagenet, als französischer Vasall Graf von Anjou, Touraine und Maine, auf Grund seiner Verwandtschaft mit der normannischen Dynastie 1154 den englischen Thron bestieg und mit seiner südfranzösischen Gattin auch noch die großen Lehen der Krone Frankreich zwischen der Loire und den Pyrenäen erheiratete, konnte es scheinen, als ob das französische Königtum zwischen England und dem Deutschen Reich erdrückt werden würde. Dies Schicksal wandte der erste in der Reihe der bedeutenden französischen Könige durch Staatskunst und kriegerische Tüchtigkeit ab: Philipp II. (1180 bis 1223), der Gefährte Barbarossas und Richards Löwenherz' im dritten Kreuzzug. Während dieser ganzen Zeit sehen wir Frankreich an der Spitze der abendländischen Kultur. Auch der neue zum Himmel strebende Baustil der Gotik kam gleich der cluniacensischen Kirchenreform und der Kreuzzugs-

bewegung aus Frankreich. Es ist, als ob das gallo-romanische Volkstum, nunmehr auch noch mit Elementen des germanischen Geistes versetzt, von neuem nach der Römerzeit seine hohe und produktive geistige Befähigung und die Fruchtbarkeit der Mischung erweisen will.

In den Bildungsprozeß der romanisch-germanischen Nationen, der seinen Ausgang von der Völkerwanderung her nahm und sein Ende ungefähr gleichzeitig mit dem Abschluß der Kreuzzugsperiode erreichte, drängt sich während der ersten Hälfte des Mittelalters noch ein neues germanisches Element: die Normannen. Diese Skandinavier spielen vom 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts an den Küsten des westlichen und im Innern des östlichen Europa eine ähnliche Rolle, wie einstmals gegenüber dem römischen Reich die germanischen Stämme der Völkerwanderung, von denen die Römer sagten, daß sie lieber durch Blut als durch Arbeit erwerben wollten. Die Nordgermanen zogen aber nicht in ganzen Völkern aus ihrer Heimat fort, sondern entsandten, anfangs wenigstens, nur bewaffnete Scharen zu Plünderungszügen großen Stils übers Meer nach den Südländern. Allmählich gewannen aber doch diese Wikingfahrten einen erobernden Charakter, der über den gewöhnlicher Raubzüge hinausging. Norwegische Scharen erwarben die Normandie, dänische Wikinger setzten sich in England fest. Der Dänenkönig Knut, der Zeitgenosse Ottos des Großen, eine der bedeutendsten Gestalten des ausgehenden 10. Jahrhunderts, konnte sich auf Grund der dänischen Niederlassungen jenseits der Nordsee gleichzeitig als Herrscher über England und Dänemark behaupten. Von der Normandie ging die Eroberung des angelsächsischen England aus, und um dieselbe Zeit, wo Wilhelm der Eroberer die Schlacht von Hastings gewann, entrissen Robert Guiscard und sein Bruder Roger den Griechen und Sarazenen Unteritalien samt Sizilien. Die Päpste gaben

ihnen kraft kirchlicher Machtvollkommenheit gegen eine nominelle Zins- und Lehnspflicht einen Rechtstitel auf die eroberten Länder. Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts bildeten die italischen Normannenherrschaften ein einziges Königreich, Neapel und Sizilien, mit einer eigentümlichen Mischkultur, in der griechische, arabische, französisch-normannische und italisch-langobardische Elemente sich vereinigten. Durch eine Erbtochter kam schließlich dies große Normannenreich, dessen Adel in den Kreuzzügen eine führende Rolle spielte und mehr als eine Herrschaft am Euphrat und Libanon gewann, an die Hohenstaufen. Dadurch erhielt es eine verhängnisvolle Bedeutung für die Geschichte dieses Geschlechts und diejenige des deutschen Königtums.

Schon im 9. Jahrhundert waren die Normannen durch das Mittelmeer bis an die Küsten des byzantinischen Reichs vorgedrungen. Hier begegneten sie ihren Verwandten von der östlichen Seite der skandinavischen Halbinsel, schwedischen Wikingern, die unter dem Namen Waringer oder Warjager auf dem Wege durch das heutige Rußland und das Schwarze Meer bis nach Konstantinopel gelangten. Die beiden beherrschenden Punkte auf dieser Route — dem „Ostweg" der Normannen, dem „großen Wasserweg" der Slawen — waren Nowgorod am Wolchow und Kiew am Dnjepr. Auf dem finnischen Meerbusen, der Newa, dem Ladogasee, dem Wolchow, dem Dnjepr und einigen kleineren Flüssen konnte man fast ganz zu Wasser aus der Ostsee bis ins Schwarze Meer gelangen. Diese Handelsstraße hat von uralter Zeit an große Bedeutung gehabt. An ihr setzten sich jetzt die schwedischen Warjager fest, die von den finnischen Stämmen an der Ostsee, entweder nach ihrem Heimatlande oder nach ihren Ruderschiffen, Rhos genannt wurden: im Slawischen Rusj. Drei Brüder, in deren slawisierten Namen Rurik, Sineus und Truwor man noch ohne Mühe die skandinavische Urform erkennt, gewannen die

Herrschaft über die Slawen um Nowgorod; andere Scharen drangen südwärts und besetzten Kiew. Ums Jahr 860, eben um die Zeit, als norwegische Wikinger Paris belagerten, fuhren Warjager von Kiew mit 200 Booten in den Bosporus ein und bedrohten das kaiserliche Konstantinopel. Aus diesen Anfängen ist das russische Reich entstanden. Noch unter Wladimir (Waldemar) „dem Heiligen", der 989 das griechische Christentum annahm und eine byzantinische Prinzessin heiratete — Anna, die Schwester der deutschen Kaiserin Theophano — ist der skandinavisch-germanische Charakter der Warjagerherrschaft unter den östlichen Slawen deutlich. Erst unter Wladimirs Sohn, Jaroslaw, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, vollzieht sich die Slawisierung der Fürsten und der warjagischen Mannen in Rußland. Nur dieser Name, Rußland ist bis heute eine Erinnerung an eine der folgenreichsten unter den normannischen Staatengründungen geblieben.

Wunderbar, sehen wir, ist der große Anteil, den die Germanen im ganzen an der politischen Gestaltung des mittelalterlichen Europa genommen haben. Das Reich, das allein die Völkerwanderung überdauert hatte, das merowingisch-karolingische Staatswesen, nahm zwei andere germanische Gebilde, die Reiche der Burgunden und Langobarden, in sich auf und teilte sich zuletzt in germanische und romanische Staaten. Auch bei den letzteren sind die politischen Kräfte, die das Leben gestalten, das Königtum, die großen Vasallenfürsten, der Adel, überwiegend germanischer Herkunft: so im burgundisch-arelatischen Reich, in den Herrschaften und Städten von Ober- und Mittelitalien und in den langobardischen Fürstentümern des Südens. England und die Normandie, endlich die slawisch-russischen Staatengebilde, sind gleichfalls germanischer Herkunft, wenn auch nach Sprache und Sitte ganz oder teilweise romanisiert und slawisiert. Es ist ein sonderbar gegensätzlich geartetes

Bild, das die germanischen Völker und Stämme Europas im Mittelalter bieten: hier höchste politische Energie und Gestaltungskraft bei der Herrschaft über eroberte fremde Gebiete, dort Unfähigkeit, im Kernlande des Germanentums selbst große und haltbare staatliche Formen zu erzeugen. Um die Staatengründungen der Nordgermanen in der Fremde zu verstehen, müssen wir uns aber stets von neuem an die besondere Kriegs- und Wehrverfassung des Mittelalters erinnern, die keine Möglichkeit zur Verwertung der physischen kriegerischen Gesamtkraft der Völker, der Bauern und Bürger, gewährte. Eine wie geringe Anzahl tapferer und schwer gerüsteter Qualitätskrieger, d. h. Ritter, unter diesen Verhältnissen die größten Erfolge erkämpfen konnte, das zeigt sich am schlagendsten bei der Festsetzung der Normannen in Unteritalien. Nicht mehr als vierzig normannische Ritter waren es, die, vom Zufall nach Salerno geführt, durch ihre unwiderstehliche Tapferkeit eine solche Wirkung ausübten, daß der Boden für das normannische Kriegsfürstentum bereitet wurde. Dasselbe Zusammenwirken der wirtschaftlichen und der kriegerischen Zeitverhältnisse machte es unmöglich, in Deutschland aus den Stammesfürstentümern, den Lehensherrschaften und dem Rittertum einen geschlossenen nationalen Staat aufzubauen oder in Italien — wo bis ins 11. Jahrhundert der germanische Charakter des Adels so stark war, daß noch langobardisch gesprochen wurde — die im ganzen doch weit überlegene Kraft des Deutschen Reichs herrschend zu machen. Es gehört zum innersten Wesen des Mittelalters, daß relativ kleine, an Ort und Stelle gesammelte Kräfte weit größeren widerstehen können, sobald sich diese erst von fern her zum Kampfe sammeln und organisieren müssen. Ebenso sind wenige Hunderte oder Tausende von tapferen Kriegern, auf gewaltige Entfernungen hin von ihrer ursprünglichen Heimat losgelöst, dennoch imstande, die Herrschaft über weite Länderstrecken zu

gewinnen, wenn sie stärker sind, als die an irgendeinem Einzelpunkte gegen sie aufzubringende und zu vereinigende, kriegsmäßig organisierte Abwehr.

Wir kehren nunmehr zu der Entwickelung der Dinge in Deutschland und zu den Fortschritten der päpstlichen Universalherrschaft zurück. Heinrich IV. hatte durch seinen moralischen Sieg über den Papst in Canossa das deutsche Königtum soweit gerettet, daß sein Sohn im Wormser Konkordat die Stellung des Königs gegenüber dem Papst und den Fürsten wieder kräftigen konnte. Im Grunde kam es jetzt darauf an, wielange Heinrich V. selbst regieren und ob er die Gewalt kraft Erbrechts einem starken Willen hinterlassen würde. Hätte er länger gelebt und einen tüchtigen Sohn gehabt, so hätte die deutsche, und das hieß immer noch die Weltgeschichte, vielleicht eine andere Wendung nehmen können. Er starb aber, erst dreiundvierzig Jahre alt, kinderlos. In dem Schreiben der Fürsten über die Königswahl nach seinem Tode ist von dem schweren Joch der Knechtschaft die Rede, in dem der Kaiser sie gehalten habe. Dies Wort zeugt von der Unbändigkeit der gegen das Königtum sich setzenden Gewalten in Deutschland, aber auch von der großen Autorität, die eine harte und staatskluge Herrschernatur, dank Canossa, ihnen gegenüber sich immer noch zu verschaffen imstande war. Nun wählten die Fürsten den Herzog Lothar von Sachsen, einen Mann von nahezu sechzig Jahren, dessen einziges Kind eine junge Erbtochter war. Um seine Macht zu stärken, verlobte Lothar seine Tochter mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, aus dem halb deutschen, halb italienischen Hause der Welfen. Heinrich glaubte, daß ihm nach dem Tode Lothars das Herzogtum Sachsen und die Krone zufallen würden. Weder die deutschen Fürsten noch das Papsttum wünsch-

ten aber einen deutschen König, dessen unmittelbare Macht so groß war, daß er hätte daran denken können, die Tage Ottos des Großen und Heinrichs III. wieder heraufzuführen. So kam es, daß nicht die Welfen, sondern das schwäbische Herzogsgeschlecht der Hohenstaufen das Königtum erhielten: erst Konrad III., der den unglücklichen zweiten Kreuzzug unternahm, dann sein Neffe Friedrich, mit dem Beinamen, den ihm die Italiener gegeben haben: Barbarossa, 1152—1190.

Mit Barbarossa tritt jene dem Hohenstaufischen Geschlecht eigentümliche Verbindung von politischem Talent und hochfliegender Gedankenkühnheit auf, die uns von jeher die Geschichte des nun folgenden Zeitraums als eine dramatisch bewegte und der lebendigsten Teilnahme würdige hat empfinden lassen. Er hat alle Mittel der herkömmlichen Politik des Königtums in Deutschland zu benutzen verstanden. Trotz des Konkordats vermochte er sich fast noch ebenso wie die Ottonen und die Salier auf die deutschen geistlichen Fürsten zu stützen. Durch kluge Heiratspolitik und durch das Ausspielen der großen Territorialherren gegen einander glückte es ihm, die königliche Gewalt gegenüber der landesherrlichen zu behaupten. Er war ein geschickter Rechner und verstand es namentlich, die um diese Zeit beginnende, immer deutlicher werdende Geldwirtschaft in den Dienst seiner Politik zu stellen. Diese Politik verfügte aber auch über höhere Mittel — sie wagte es, neue Gedanken zu ihrem Dienst aufzurufen, die nicht in dem alles beherrschenden Bannkreis der kirchlichen Wissenschaft sich bewegten, sondern an eine vor dieser liegende Zeit anknüpften. Das geschah in den berühmten Dekreten, die Friedrich bei dem Reichstag auf den ronkalischen Feldern, in der Gegend von Piacenza, erließ, 1158. Sie verkündeten den Grundsatz, daß alle Rechte der territorialen Gewalten nichts als ein Ausfluß der kaiserlichen Obergewalt seien und sie verlangten daraufhin mit großer Schärfe die Anerkennung der kaiserlichen Herr-

schaft in Italien. Friedrich gedachte Italien fester in die Zügel zu nehmen und auf dem Gebiet der Verwaltung wie der Finanzwirtschaft viel tiefer einzugreifen, als die deutschen Könige bis dahin getan hatten. Die Begründung seiner Ansprüche lieferte ihm die neue juristische Schule von Bologna.

Schon in dem Streit Heinrichs IV. mit dem Papst spürt man gelegentlich etwas von der in den ronkalischen Dekreten nun sich deutlicher ankündenden Befreiung des weltlichen Rechts vom geistlichen. Die Legisten von Bologna, die Friedrich zum Reichstag berief, waren noch nicht imstande, über das staatlichen System der Feudalität, d. h. der zwischen Lehnsherr und Lehnsträger geteilten Souveränität, direkt auf die römische Staatsidee zurückzulenken, aber es sind doch altrömische Anklänge in der Staatstheorie, die sie für den Kaiser entwickelten: daß das Volk, in der Idee das römische, ihm alle seine Gewalt übertragen habe, damit er sie verwalte und seine Diener nach seinem Gutbefinden damit ausstatte. Naturgemäß stieß Friedrich bei seinem Versuch, das kaiserliche Recht — dessen Formulierung von den Italienern als Zwingherrschaft der Deutschen empfunden wurde — jenseits der Alpen praktisch geltend zu machen, auf die Gegnerschaft des Papsttums und der italienischen Städte. Zunächst schien es, als ob er gegen beide siegen würde. Mailand fiel und wurde zerstört, dem Papst wurde ein Gegenpapst gegenübergestellt. Mit Staunen und Grimm sahen die Italiener, wie sie selbst sagten, ein neues Zeitalter heraufziehen. Vielleicht hätten die Kräfte des Kaisers ausgereicht, um Italien niederzuhalten und den Papst zu bestreiten, aber die dritte Aufgabe, zugleich der deutschen Fürsten Herr zu bleiben, war zu hoch. Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, versagte sich seinem Oberherrn und rief seine Mannen aus Italien ab. Die Folge war die Niederlage Friedrichs bei Legnano, 1176, und im Jahre danach der Friedensschluß mit dem Papst und

den Italienern zu Venedig, der dem Kaiser zwar noch eine bedeutende Stellung in Italien ließ, aber doch den Verzicht auf die ronkalischen Dekrete bedeutete. Friedrich blieb stark genug, um, nach Deutschland zurückgekehrt, Heinrich den Löwen zu strafen und das Herzogtum Sachsen, das durch seine Größe und Macht fast ein zweites Königtum in Deutschland darstellte, zu zertrümmern, indem er sein Gebiet nach verschiedenen Seiten hin verteilte. Auch den Italienern gegenüber konnte er in einem neuen Frieden die kaiserliche Macht noch etwas fester umschreiben, aber gebrochen hatte er den Widerstand Italiens gegen die Untertänigkeit unter das Imperium der Deutschen nicht.

Friedrich Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI. haben die Kaiseridee schärfer gefaßt, als jemand von ihren Vorgängern. Als Friedrich zu Beginn seiner Regierung eine Kirchenversammlung in Pavia hielt, um die Papstwahl zu entscheiden, berief er dazu nicht nur die Bischöfe von Italien, von Ungarn und Dänemark, sondern auch die von England und Frankreich. Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt? fragte daraufhin der Engländer Johann von Salisbury. Als aber der englische König Richard Löwenherz — auf dem Rückweg aus Palästina von seinem Feinde, dem Herzog von Österreich, gefangen — unter Vermittlung des Kaisers aus der Haft entlassen wurde, da ließ ihn dieser tatsächlich dem Imperium den Lehnseid leisten, nicht so sehr, um eine praktische Gewalt über das Königreich England auszuüben, als um der Anerkennung des Kaisertums willen. Gegen Ende seiner Regierung war seine Stellung in Deutschland wie in Italien soweit gefestigt, daß er, siebenzigjährig, den Kreuzzug antreten konnte, von dem ihm wiederzukehren nicht beschieden war. Das Erbe seiner Macht trat sein Sohn Heinrich VI. an, die letzte machtvolle und glänzende Gestalt

unter den deutschen Kaisern im Mittelalter. Friedrich hatte ihn mit Constanze, der Erbin des Normannenreichs von Neapel und Sizilien, vermählt: eine politische Kombination, die, wenn sie glückte, den Kampf um die Kaisergewalt auf eine neue Grundlage stellen konnte. Zwischen der Doppelmacht des Hohenstaufenreichs in Süditalien und des deutschen Königtums im Norden schien dem Papsttum und dem Widerstand der oberitalienischen Städte in der Tat der Zwang der Unterwerfung zu drohen.

Die Verbindung des Hohenstaufengeschlechts mit der italisch-normannisch-orientalischen Welt zwischen dem tyrrhenischen und jonischen Meer bringt das große Drama der mittelalterlichen Kaisergeschichte auf seine Höhe. Heinrich VI. vereinte in sich die hohen Ideen des Knaben Otto III. mit der Kühnheit und der politischen Begabung seines eigenen Hauses. Wenige Jahre nach seiner Krönung war er Herr in Deutschland, in Italien und im sizilischen Reich. Er faßte den großartigen Gedanken, gleichzeitig in noch höherem Sinne als sein Vater geplant hatte, das ihm hinterlassene Erbe des Kreuzzuges zu vollenden, und das deutsche Wahlkönigtum in eine Erbmonarchie zu verwandeln. Trotzdem aber, daß die Sachsen, die Salier und die Hohenstaufen selbst den Gedanken des Erbreichs in ihrer Herrscherfolge praktisch beinahe schon verwirklicht hatten, war bei den weltlichen wie bei den geistlichen Fürsten des Reichs die Empfindung, daß Deutschland rechtlich ein Wahlreich sei, so stark, daß Heinrichs Vorhaben von der öffentlichen Meinung als eine unerhörte Neuerung empfunden wurde. So mußte er seinen Plan zurückstellen und sich einstweilen mit der Wahl seines Söhnleins für die Nachfolge begnügen. Das aber tat der Höhe seiner übrigen Ziele keinen Eintrag. Etwas ungeheures war im Werk: die Ausdehnung des abendländischen Imperiums auf den Orient. Isaak Angelos, der byzantinische Kaiser, bat um ein Bündnis mit

Heinrich und erhielt zur Antwort, es werde bewilligt werden gegen den Preis der Abtretung alles Landes zwischen dem adriatischen und dem ägeischen Meere, von Durazzo bis Thessalonich! Im Orient waren Leo II., der armenische Fürst von Cilicien, und Amalrich von Cypern, ein Anwärter auf das von Saladin gestürzte Königreich Jerusalem, bereit, Heinrich den Lehnseid zu leisten. Der Besitz von Unteritalien und Sizilien, des Mittelglieds zwischen Abend- und Morgenland, war es, der mit Naturnotwendigkeit solche Pläne erzeugte. Welchen Flug Heinrichs Gedanken nahmen, geht schon aus dem Namen hervor, den er seinem Sohn von der Sizilianerin geben wollte: Constantin! In Süditalien war die Kaiserin Constanze bereits in die Regentschaft eingesetzt. In Deutschland und Oberitalien sollte während des Kreuzzuges des Kaisers Bruder, Herzog Philipp von Schwaben, die Geschäfte des Reiches führen. Im Herbst 1197 ging von Sizilien aus die erste Flotte Heinrichs nach Syrien ab. Große Streitkräfte aus Süddeutschland und Italien sammelten sich in Apulien, während die norddeutschen Kontingente zur See um Europa herumkamen und in Messina mit der Macht zusammentrafen, die über die Alpen gekommen war. Schon ging das Selbstgefühl des Kaisers so weit, daß er an die Eroberung des byzantinischen Reichs selber dachte. In Konstantinopel wurde, um ihn zu beschwichtigen, eine Art Tribut oder Kriegssteuer für die Deutschen, ein Alamannikon, gesammelt. Die Byzantiner sagten von ihm, er trete auf wie ein Herr der Herren, wie ein König von Königen.

Ein Teil des Kreuzheeres war bereits drüben in Syrien und hatte Beirut genommen. Da plötzlich, im Herbst 1197, starb der Kaiser und hinterließ die Kronen, die er trug, einem dreijährigen Knaben. In diesem Augenblick bedeutete das nichts Geringeres, als den Sturz des scheinbar in der Verwirklichung begriffenen deutschen Weltreichs. Die Kata-

ſtrophe, die dieſer Plan durch das Ende Heinrichs VI. erlitt, und der plötzliche Umſchwung aller Verhältniſſe unmittelbar nach ſeinem Tode zeigen aber, daß es nicht mehr der innere Zuſammenhang der deutſchen Königs- und der univerſalen Kaiſermacht war, der das Imperium auf ſeiner Höhe erhielt, ſondern die perſönliche Bedeutung der hohenſtaufiſchen Kaiſer. Trotz Barbaroſſa und Heinrich VI. lag das eigentliche Unglück Deutſchands ſchon bei dem kinderloſen Tode Heinrichs V. Er iſt der letzte deutſche König geweſen, der als ſolcher die wirkliche politiſche Übermacht über die Fürſten beſaß und gleichzeitig einen Sieg über die Kirche gewann. Heinrichs VI. Stellung war großartiger durch den Beſitz von Süditalien, aber gerade dieſer wurde nicht nur den Hohenſtaufen, ſondern mit ihnen auch dem deutſchen Königtum zum Verhängnis, denn es erwies ſich als unmöglich, dieſes ganze politiſche Machtgebiet von den ſiziliſchen Meeren bis zur Nordſee mit ſeinen überall gegen einander ſtreitenden Gewalten einheitlich zu regieren. Für die hohenſtaufiſch-kaiſerliche Weltpolitik, die nach Heinrich VI. noch einmal von ſeinem herangewachſenen Sohn Friedrich II. aufgenommen wurde, war nicht Deutſchland, ſondern Italien der entſcheidende Beſitz. An Italien haben die letzten Hohenſtaufen mit allen Faſern ihres politiſchen Weſens feſtgehalten; in Italien und an Italien ſind ſie zugrunde gegangen.

Ranke ſagt an der Stelle, wo er die Geſchichte Heinrich VI. ſchließt: ſein eigentlicher Nachfolger im Imperium ſei der Papſt Innozenz III. geweſen. Von dieſem ſtammt das Wort, die Freiheit der Kirche ſei am beſten beraten, wenn Rom in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen die Vollgewalt habe. Ein Jahr nach Heinrich ſtarb in Sizilien die Kaiſerin Conſtanze und machte in ihrem Teſtament den Papſt zum Vormund ihres Knaben. In Deutſchland war es nicht mehr

möglich, wie nach dem Tode Ottos II. und Heinrichs III., eine Regentschaft für den Kronerben einzurichten, sondern indem die hohenstaufische Partei den Bruder Heinrichs wählte, den Herzog Philipp von Schwaben, eine Gegengruppe von Fürsten aber den Sohn Heinrichs des Löwen, den Welfen Otto, brach das Reich auseinander. Schiedsrichter und Herr in Deutschland wurde darüber gleichfalls der Papst, der in Italien sich von vornherein als der Befreier von der deutschen Zwingherrschaft geberdete. Unter Innozenz' Führung sehen wir ein nationalitalienisches Selbstgefühl aufflammen. Jetzt, mehr als sechs Jahrhunderte nach der letzten germanischen Invasion, hat sich durch die Verschmelzung des romanischen und germanischen Elements die Herausbildung eines einheitlichen italienischen Volkstums vollzogen. Innozenz selbst, mit seinem weltlichen Namen Lothar Conti, stammt vermutlich aus langobardischem Blut und verkörpert in sich die neue italienische Nation. Italien, sagte er, nicht Deutschland, habe den Prinzipat über die Welt, und das Papsttum den Prinzipat über Italien. Der Papst stellte sich an die Spitze der antideutschen Gewalten, denen der Kaiser sein deutsches Gesetz hatte auferlegen wollen. Innozenz entfernte allenthalben die kaiserlichen Machthaber und Beamten auf italienischem Boden, und als er das getan hatte, ging er daran, seine Behauptung wahrzumachen, daß die weltlichen Fürsten nur einzelnen Reichen vorständen, der Papst aber allen!

Die Stellung, die Innozenz III. und seine nächsten Nachfolger dem Papsttum gaben, bedeutet die höchste geschichtliche Verwirklichung des geistlich-weltlichen Universalstaats, den nach der mittelalterlichen Idee die abendländische Christenheit als Ganzes ausmachte. Um aber den Charakter dieser Höheperiode der päpstlichen Macht richtig zu würdigen, müssen wir die Art und Weise uns vergegenwärtigen, mit der die Päpste das Kirchentum zum Triumph über den Staat ge-

bracht haben. Man irre, sagt der Altmeister der Geschichte, wenn man die Hierarchie des Papsttums als Entwickelung der geistlichen Idee betrachte. Das Papsttum erwarb ein förmliches Reich und ist zu dieser Herrschaft nicht durch eine Entfaltung der Doktrin gekommen, welche schon vorher entwickelt war, sondern durch Kampf und Krieg, und in dieser hierarchischen Erscheinung liegt die Summe der Geschichte bis auf die Reformation! Diese Sätze finden nirgends eine stärkere Bestätigung, als in der Politik Innozenz' III. Sein Mündel, der Hohenstaufe Friedrich II., unter päpstlicher Vormundschaft und als päpstlicher Lehnsträger König von Sizilien und Neapel, schien zunächst kaum Aussicht auf die deutsche Krone und das Imperium zu haben. Da geschah es, daß einen Augenblick die Interessen des Papsttums und die der Hohenstaufen zusammentrafen. Friedrichs Oheim, König Philipp, fiel in Deutschland durch Mörderhand, und sein Gegner, der Welfe Otto IV., wurde nun allgemein als König anerkannt. Er kam nach Italien und verlangte vom Papst nicht nur die Kaiserkrönung, sondern auch die Nachfolge der Staufer in dem sizilischen Reich. Es reut mich, daß ich den Menschen gemacht habe, sprach Innozenz, als ihm Otto nicht mehr gehorchen wollte, und es zeigte sich, daß er imstande war, dieses Wort aus der Schöpfungsgeschichte wahr zu machen. Gegen die Verbindung Ottos IV. mit seinem Vetter, dem König Johann von England, hatte der Papst den König Philipp August von Frankreich zu Diensten, und in Deutschland gegen den Welfen benutzte er den jungen Hohenstaufen Friedrich, indem er ihn als Gegenkönig aufstellen ließ. Die Schlacht bei Bouvines in Flandern, in der die Franzosen in Verbindung mit den hohenstaufischen Parteigängern über die Engländer und die Welfen siegten, entschied das Übergewicht des Papstes. England hatte er vollständig in der Hand und die Welfen gedemütigt, Frankreich war eng mit ihm verbündet, Deutschland seinem Schiedsgericht so gut wie

unterworfen und in Italien alles, was der Kaisermacht und den Deutschen widerstrebte, sein ergebener Streiter. Alle Macht, die in der Hand Heinrichs IV. gelegen hatte, war jetzt bei Innozenz III. Damit hatte aber die Entwickelung der geistigen Idee in der Tat nichts mehr zu tun, sondern die päpstliche Gewalt in Europa war ein Ergebnis von politischen Beziehungen, Kriegen und Schlachten.

Friedrich II. von Hohenstaufen hat ein reichliches Menschenalter, 1215—1250, die deutsche Krone getragen. In seinen politischen Aktenstücken hob er nach der Art seines Vaters und Großvaters die Vormachtstellung der Deutschen hervor und sprach von dem herrschenden Lande Germanien, aber er selber erscheint kaum als Deutscher. Von einer sizilischen Mutter geboren und in Italien aufgewachsen, war er trotzdem ebenso wenig Italiener; er fühlte sich jenseits aller nationalen Schranken allein als Träger der Kaiseridee und als Verfechter des Rechts der weltlichen Gewalt gegen die alles an sich reißende Kirche. Sein ganzes Leben ist ein fortgesetzter Kampf gegen den Papst und die ihm verbündeten Mächte gewesen. Um die Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen König durchzusetzen, bevorrechtete er die geistlichen Fürsten; dann suchte er auch die weltlichen Fürsten auf seine Seite zu bringen und trat ihnen so viel Rechte des Königtums ab, daß sich seine deutsche Macht vollkommen auflöste. Heinrich VI. hatte noch den Gedanken fassen können, die deutsche Krone erblich zu machen; seinem Sohn kostete es schon die größte Mühe, selbst nur das zu erreichen, was bis dahin fast selbstverständlich gewesen war, die Wahl des Nachkommen zum Nachfolger. Der eine Sohn, Heinrich, empörte sich aber und ging zugrunde, der zweite, Konrad IV., bedeutete auch nach dem Tode Friedrich II. so wenig und starb so bald, daß er fast kein Gedächtnis hinterlassen hat.

Man kann im Grunde nicht sagen, daß Friedrich II. im

Kampfe um das Kaisertum besiegt worden ist, aber auf der anderen Seite war die Aufgabe, den Sieg zu erringen, übermenschlich, weil sie gleichzeitig Italien, Deutschland und die universalen Ansprüche der Kaiseridee umspannte. Die große Ausdehnung des Gebiets, auf dem die Interessen des Kaisertums zu verteidigen waren, und die Vielheit der Stellen, wo es verletzt werden konnte, riefen immer wieder Rückschläge hervor, denen Friedrich mit Energie und Geschick begegnete, die ihm aber stets den endgültigen Erfolg aus der Hand nahmen. Als er starb, war er der lombardischen Städte nicht Meister geworden, und nördlich der Alpen war von der königlichen Macht nur noch wenig vorhanden. Die Mittel zu seinem bewundernswürdigen Aushalten und zu seinen vielen Erfolgen im einzelnen gab ihm überwiegend das sizilische Königreich, das er in einer fast modern zu nennenden staatlichen Organisation zu hoher Blüte und zur festen Grundlage seiner Macht zu bringen verstand. Dieses süditalische Erbreich der Hohenstaufen war die eigentliche Gefahr für das Papsttum. Um sie für immer zu beseitigen, berief der Papst nach dem Tode Konrads IV. einen französischen Fürsten, Karl von Anjou, als seinen Lehensmann dorthin. Konrads Sohn, der junge Herzog Konrad von Schwaben, versuchte, als er herangewachsen war, sein Erbe wieder zu erobern, verlor aber das Spiel und das Leben. Sein Tod bezeichnet das Ende des alten Kaisertums.

Während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts war also der Gedanke des geistlichen Universalstaats oder der Vormacht des Papsttums in Europa von den Päpsten so erfolgreich vertreten worden, daß nicht mehr viel an seiner vollen Verwirklichung zu fehlen schien. Durch die päpstliche Politik war nicht nur die deutsche Herrschaft aus Italien entfernt, sondern auch Deutschland selbst in solche Verwirrung geraten, daß die Autorität des Papstes das meiste entschied. Nach

dem Tode Konrads IV., 1254, hatten die Königswahlen in Deutschland bis zum Schluß des zwanzigjährigen sogenannten Interregnums nur eine nominelle Bedeutung. Herrscher waren allein die Landesfürsten, was sachlich keine große Veränderung gegenüber den letzten Jahrzehnten des hohenstaufischen Königtums in Deutschland ausmachte, aber es war doch unerhört, daß nun offen vor aller Welt die Idee der Zusammengehörigkeit der Deutschen am Boden lag. Schließlich ließ der Papst — hauptsächlich durch die geistlichen Fürsten — einen Grafen aus Oberdeutschland, der durch seine geringe Hausmacht wenig zu bedeuten schien, aber doch ein gewisses Ansehen besaß, zum König wählen: Rudolf von Habsburg. Dieser verzichtete auf die Geltendmachung der Reichsrechte in Italien, und auch nördlich der Alpen war die Machtlosigkeit des erneuerten deutschen Königtums so groß, wie der Papst es sich nur wünschen konnte.

Von den übrigen europäischen Ländern war am stärksten England dem päpstlichen Einfluß unterworfen. Innozenz III. hatte den König Johann gezwungen, sein Reich von ihm, dem Papst, zu Lehen zu nehmen, und auch während der folgenden Zeit übte das Papsttum eine Art Mitregierung auf englischem Boden aus. In Italien bildeten der Süden und Sizilien ein Lehen des Heiligen Petrus; die mittleren Landschaften waren dem Papst zum Teil direkt unterworfen, und den lombardischen Städten gegenüber spielte dieser seit der hohenstaufischen Zeit die Rolle des Schutzherrn. Besonders eng war das Bündnis Roms mit den kapetingischen Königen. Es beruhte darauf, daß die Päpste eine ketzerische, antikirchliche Bewegung in Südfrankreich ausrotten wollten, der französische König aber diese Gelegenheit benutzte, um als Vollstrecker des päpstlichen Befehls zum Religionskrieg gleichzeitig die Ketzer zu vernichten und seine Macht an die Stelle des stärksten seiner

Vasallen, den Grafen von Toulouse, zu setzen, der die Ketzer beschützte. Alle diese Bestrebungen hatten wenig oder nichts mit der Verwirklichung der geistlichen Idee zu tun, sondern es war mit weltlichen Mitteln arbeitende päpstliche Politik. In etwas näherem Zusammenhang mit dem zeitgeschichtlichen kirchlichen Ideal stand der Kampf der Königreiche Castilien, Aragon, Portugal, die sich im Norden der spanischen Halbinsel gebildet hatten, mit den Mauren. Die Entstehung dieser Staaten ist ganz und gar von der Idee der Kreuzzüge getragen, aber hier hatte man den Feind, die Ungläubigen, unmittelbar vor den Toren. Die kirchliche Wurzel des politischen Bildungsvorganges bei den drei Reichen erklärt ihre besondere und unverbrüchlich fortdauernde Ergebenheit gegenüber der Kirche und dem Papsttum. Innerhalb der Grenzen Deutschlands bildete der geistliche Ritterstaat des Deutschen Ordens in Preußen und Livland ein besonderes päpstliches Einflußgebiet. Im eigentlichen Reichsgebiet hatte die Menge und Größe der geistlichen Fürstentümer fort und fort zugenommen. Anderthalb Jahrhunderte zurück war im Investiturstreit die Frage aufgeworfen worden, ob nicht ein solcher Ausgleich möglich sei, daß die Kirche allein über die geistlichen Würden verfüge, die Gebiete und die Hoheitsrechte der geistlichen Fürstentümer aber an den Kaiser zurückfielen? Seit Friedrich II. aber waren die geistlichen so gut wie die weltlichen Fürsten fast selbständige Landesherren. Bei ihnen, nicht mehr beim Königtum, waren auch die Regalien: das oberste Gericht, der Heerbann, die Zoll- und Münzhoheit. Die sächsischen Kaiser, die Salier und selbst noch die ersten Hohenstaufen hatten über die Bistümer als die wichtigsten Stützen ihrer Regierungsgewalt in Deutschland verfügt; jetzt war die Unterwerfung der deutschen Bischöfe unter Rom ungleich schärfer geworden, als je vorher. Rom übte wieder die Weltherrschaft, und ein besonders wirksames Hilfsmittel dazu schuf es sich in zwei neuen

Mönchsorden, den Franziskanern, die ihm mehr durch populäre Beeinflussung der Massen dienten, und den Dominikanern, die das hierarchische Dogma zu immer schärferer Ausprägung zu bringen bemüht waren.

So war das Papsttum aus der Tiefe der europäischen Dinge emporgestiegen und beherrschte sie im 13. Jahrhundert vollkommen. Kunst und Wissenschaft waren allenthalben von geistlichen Elementen durchdrungen und beherrscht. Dieselben Tendenzen zeigen sich in der Literatur. Die Universitäten des 11. und 12. Jahrhunderts waren nichts als theologische Schulen. Die Poesie hatte zwar auch noch einen anderen, als bloß geistlichen Inhalt, aber sie bewegte sich doch in diesen Kreisen. Mit einem Worte, diese Vereinigung von Religion und Herrschaft, von Priestertum und Rittertum, Poesie und Kunst bildete ein glänzendes aber drückendes Ganze, gegliedert wie ein gotischer Dom, an dessen Spitze der Hohe Priester stand und alles beherrschte. (Ranke.)

Sechstes Kapitel.

Die Nationalstaaten und die Befreiung der Geister.

Vom Ende der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen muß man die Geschichte der Germanen ohne Zweifel als das wichtigste Stück der Weltgeschichte betrachten. Auch während des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum vom Ende des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts beruht das Gewicht der großen und entscheidenden Ereignisse, wenn auch in abnehmender Weise, auf den Deutschen. Dieser geschichtliche Zustand hört während der Regierung Friedrichs II. auf. Seit dem Untergang der Kaisermacht treten die übrigen Nationen, vor allem Frankreich, immer mehr hervor, und das Ereignis, mit dem die vollkommene kirchliche Vorherrschaft, also das eigentliche Mittelalter, sein Ende erreicht, geht von Frankreich aus. Es ist die Gefangennahme des Papstes Bonifaz VIII. auf Befehl des Königs Philipp von Frankreich, 1303, und die Verlegung des Papsttums von Rom nach Avignon. Unmittelbar vorher, durch die berühmte Bulle „Unam sanctam", hatte der Papst sich selbst für den Inhaber der obersten geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden erklärt, dem jede menschliche Kreatur um des Heils ihrer Seele willen untertänig sein müsse. In Deutschland beanspruchte er das Recht zur Bestätigung der Königswahl; Ungarn, Polen und das sizilische Königreich waren für

ihn Lehen des heiligen Petrus; die Könige von England und Frankreich wollte er richten. Dem setzte sich der König Philipp VI. entgegen, schickte seinen Kanzler nach Italien und ließ den Papst festnehmen. Vor Zorn darüber starb Bonifaz. Mit diesem Streich gegen das Papsttum wurde zum ersten Male die Entwicklung unterbrochen, die fünfhundert Jahre früher mit der römischen Kaiserkrönung Karls des Großen durch den Papst ihren Anfang genommen hatte.

Woher kam es, daß dem König von Frankreich auf einmal glückte, was ein halbes Jahrhundert vorher für Friedrich II. unmöglich gewesen wäre? Zunächst daher, daß Philipps äußere Stellung und sein Verhältnis zu den mit ihrem König zusammengehenden französischen Ständen dem Papst keine solchen Angriffspunkte bot, wie das von Natur in viele Konflikte verflochtene Kaisertum. Außerdem aber hatten sich unter der äußerlich alle Welt überschattenden Papstherrschaft wachsende innere Widerstände gegen das hierarchische System gebildet. Vom 13. Jahrhundert an gibt es Zeugnisse hierfür. Gleichzeitig mit den letzten Jahren des Kampfes zwischen Friedrich II. und dem Papst schloß der französische Adel einen Bund gegen die Übergriffe der geistlichen Gewalt, und König Ludwig IX., der Heilige, ein aufrichtig frommer Mann im idealen Sinne des Mittelalters, sah sich doch genötigt, in seiner pragmatischen Sanktion von 1269 Verordnungen gegen das Übermaß der kirchlichen Ansprüche zu erlassen. Daß es auch in Deutschland Kritik am Papsttum gab, die nicht nur aus dem Streit der politischen Gewalten, sondern aus dem Empfinden des Volkes und der Gebildeten kam, zeigen die Dichtungen Walthers von der Vogelweide — dem die Päpstlichen vorwarfen, er habe Tausende von Gottes Gebot und Papstes Gehorsam abwendig gemacht — und die Sprüche des

Freidank, deren Verfasser an dem Kreuzzug Friedrichs II. nach Palästina teilnahm und das Wort wagte:

„dem babest anders niht enzimt,
wan das er sünden buoze nimt!"

Diese religiöse Opposition sollte noch Jahrhunderte brauchen, bis sie durchdrang, aber sie ist ein Zeichen dafür, daß in den Geistern eine Wandlung vor sich ging.

Unter den Streitschriften, die zwischen Friedrich II. und dem Papst gewechselt wurden, befindet sich eine, die noch in ganz anderer Weise als die deutschen Dichter zeigt, wie weit die Dinge waren. Der Papst beschuldigt den Kaiser, er habe gesagt, die Welt sei von drei Betrügern berückt worden: Jesus Christus, Moses und Muhammed, und nur von den beiden letzteren könne man sagen, daß sie eines rühmlichen Todes gestorben seien. Weiter: wer da glaube, daß Gott, der Schöpfer aller Dinge, von einer Jungfrau habe geboren werden können, der sei verrückt; der Mensch dürfe nichts glauben, als was durch Schlüsse der natürlichen Vernunft erwiesen werden könne. Es ist fraglich, ob Friedrich, der ein glänzender, aber zwischen Frivolität und Kirchenglauben schwankender Geist war, dergleichen wirklich gesagt hat. Daß der Papst die Beschuldigung gegen ihn erheben konnte, hatte aber nur dann einen Sinn, wenn die Möglichkeit bestand, daß er damit Glauben fand. Also müssen solche Gedanken in der damaligen Welt schon vorhanden gewesen sein. Als Philipp von Frankreich dem Templerorden den Prozeß machte, um die Verfügung über seine reichen Güter zu bekommen, handelte er ebenso ohne alle innere Ehrfurcht und Gebundenheit gegen die kirchliche Idee, wie bei der Gefangennahme des Papstes. Um die Templer zu verderben, warf er ihnen ähnliche und noch schlimmere Lästerungen in Wort und Tat vor, wie die, deren Friedrich II. vom Papst beschuldigt wurde. Erweisen konnte auch Philipp seine Vorwürfe nicht, aber man glaubte

sie hier und da. Die Zeit muß also solche Dinge doch für denkbar gehalten haben, und man sieht, welch eine Änderung gegenüber den Jahrhunderten vor dem Kreuzzugszeitalter in den Gemütern eingetreten war.

Einzelnes unter den Elementen des Widerspruchs gegen die Kirche, der seit den Kreuzzügen sich zu regen anfängt, scheint aus dem Orient zu stammen, wo sich unter der äußeren Decke der byzantinischen Kirche und selbst des Islams allerlei Überbleibsel phantastisch ausschweifender, altchristlicher Sekten und abergläubisch-ekstatischer, vorchristlicher Religionsmengerei erhalten hatten. Die Kirche forderte aber vor allem durch ihr eigenes Wesen zur Kritik heraus. Schon die cluniacensische Reform entstand durch die weltlichen Mißbräuche in der Kirche, aber sie blieb eine innerkirchliche Bewegung. Halb unterwarf sie sich die Kirche, halb brach ihr die Kirche die gefährlichen Spitzen ab, indem sie selbst cluniacensische Gedanken zu den ihrigen machte. Vom 13. Jahrhundert an sehen wir aber, daß die Opposition gegen das herrschende Kirchentum in zwei Zweige auseinandergeht: einen, der noch in der Kirche bleibt, und einen, der sich neben die Kirche stellt. Friedrich II. antwortete dem Papst auf seine Beschuldigungen mit einem eindrucksvollen Gemälde der Verweltlichung der Kirche und des Klerus, der Anmaßung Roms gegenüber der biblisch-apostolischen Einfachheit; ja er verlangt, die Fürsten sollten gegen den Papst eine Kirchenreformation ins Werk setzen. Das war bei ihm nur ein politischer Schachzug, aber so wie der Kaiser dachten in der Stille viele diesseits und jenseits der Alpen. Die Albigenser in Südfrankreich, die auch in der Glaubenslehre stark vom Katholizismus abwichen, sich dem Bibelverbot der Kirche nicht fügten und vom Papst nichts wissen wollten, waren so stark, daß der Krieg gegen sie, von päpstlicher Seite mit furchtbarer Grausamkeit geführt, etwa zwanzig Jahre gedauert hat. In Deutschland wurde der

Ketzerrichter Konrad von Marburg, der vom Papst als Inquisitor geschickt war, nachdem er einige Jahre gewütet hatte, von empörten hessischen Rittern erschlagen.

Wer über den Zusammenhang der Dinge nachdachte, der konnte sich unmöglich verhehlen, daß die tatsächlichen innern und äußern Leistungen des Papsttums viel geringer waren, als seine Ansprüche. Es wollte Europa beherrschen und den Orient gewinnen, aber es war nirgends imstande, den Völkern den Schutz zu bieten, den sie brauchten; wohl aber vergewaltigte es sie durch die Bindung der Geister und durch seine unersättlichen Geldansprüche. Während Kaiser und Papst im Streite lagen, griffen Raub- und Fehdewesen allenthalben um sich und die Mongolen drangen von Asien nach Europa vor. Sie unterwarfen Rußland, verwüsteten Polen und Ungarn auf das Furchtbarste und gelangten bis nach dem östlichen Deutschland. In Kleinasien dehnten sich die Türken aus und eroberten seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die byzantinischen, bulgarischen und serbischen Gebiete der Balkanhalbinsel. Der letzte Rest der christlichen Besitzungen in Palästina, Akkon, ging 1291 an die Muhammedaner verloren. Das Papsttum konnte in Wahrheit nur herrschen, wenn es alle Momente des Lebens, die politischen, die bürgerlichen und die religiösen, gleichzeitig und vollkommen umfaßte. Dazu erwies es sich außerstande; es konnte nicht einmal den gewöhnlichen inneren Frieden schaffen. Auf der andern Seite fehlte viel daran, daß die Menschheit und die Nationen unter dem Papsttum einen überwältigenden Eindruck von der inneren Größe und Hoheit des kirchlichen Wesens empfangen hätten. Der Schlag Philipps von Frankreich gegen den Papst war nicht nur vernichtend für die Idee der vom Papsttum beanspruchten allgemeinen Autorität, sondern daß er geführt werden konnte, war schon ein Zeichen dafür, daß diese Autorität in den Gemütern der Menschen zu wanken begann.

Etwa siebenzig Jahre blieb trotz der Verlegung der Papstresidenz nach dem französischen Avignon die Einheit der Kirche, wenn auch unter fortwährender Abnahme des päpstlichen Ansehens, halbwegs gewahrt. Dann trat die große, fast drei Vierteljahrhunderte umfassende Kirchenspaltung ein, während derer es zwei, gelegentlich auch drei einander verfluchende und die Christenheit um Geld angehende Päpste gab. Dieses ganze Zeitalter ist dadurch gekennzeichnet, daß die mittelalterliche Universalidee, die erst mehr durch das Kaisertum, dann mehr durch das Papsttum getragen worden war, sich auflöste, während es auf der anderen Seite noch keine bestimmte Gliederung der abendländisch-christlichen Welt nach Nationen gab. Allerdings unterschieden sich die italienische, die deutsche, die französische, die englische und die kleineren Nationalitäten Europas voneinander nach Charakter, Sprache und Bewußtsein, aber trotzdem waren weder die Grenzen der Nationen gegeneinander fest, noch war es schon deutlich, daß die Nationen in sich selber geschlossene politische Körper ausmachten. Auf der pyrenäischen Halbinsel gab es, außer dem Rest der Araberherrschaft ganz im Süden, drei voneinander getrennte Staaten. Noch merkwürdiger war das Verhältnis zwischen Frankreich und England. Im Jahre 1328 erlosch in Frankreich der Hauptstamm der Kapetinger. Die französischen Stände erklärten, daß nach dem salischen Recht die weibliche Erbfolge auf dem Thron von Frankreich nicht gelte. Die Krone ging also auf die kapetingische Seitenlinie der Valois über, aber nun erhob der König von England, Eduard III., als Enkel Philipps IV. in weiblicher Linie, den Anspruch auf die Erbfolge, und daraus erwuchs ein mehr als hundertjähriger Kriegszustand zwischen dem englischen und dem französischen Königtum, bei dem zeitweilig der ganze Südwesten und Nordwesten Frankreichs in die Hände der Engländer kam. Während dieser Zeit konnte von einer festen Scheidung der englischen und

der französischen Macht und Nationalität also nicht wohl die Rede sein, zumal das Königtum und der Adel in England im 14. und noch bis ins 15. Jahrhundert hinein in Kultur und Sprache überwiegend französisch geartet waren. Erst allmählich erhoben sich von unten herauf, deutlich und selbständig ein englisches und ein französisches Nationalgefühl. Während der Adel Frankreichs in den innern Kämpfen seiner eigenen Parteiungen und in dem Streit der Mitglieder des Königshauses vielfach zwischen der englischen und der französischen Seite hin und her schwankte, brach die Abneigung des Volks gegen die englische Herrschaft in der Erscheinung der siebenzehnjährigen Bäuerin Jeanne aus Dom Rémy, der Jungfrau von Orléans, durch, 1428, und fünfundzwanzig Jahre später waren die Engländer, bis auf geringfügige Reste ihrer Herrschaft, für immer vom französischen Boden vertrieben. Erst von da an kann man Frankreich als geschlossenen Nationalstaat betrachten.

In Italien beobachten wir seit der Hohenstaufenzeit das Aufkommen eines eigenen italienischen Bewußtseins, das sich vor allem gegen die deutsche Herrschaft kehrte und, wie wir sahen, nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. vom Papsttum zum Siege geführt wurde. Wie groß der Aufschwung der geistigen Kultur Italiens seit dem 13. Jahrhundert war, zeigen uns die Dichtungen Dantes und Petrarcas, aber von einer politischen Einigung der Italiener ist dabei nicht im entferntesten die Rede, namentlich seitdem die Päpste, die bis dahin eine Art einheitlichen Protektorats über das ganze Land ausgeübt hatten, ihren Wohnsitz auf französischem Boden nahmen. In Süditalien und Sizilien herrschte das französische Haus Anjou, in Rom die Anarchie der Adelsparteiungen, im Norden waren die toskanischen und lombardischen Städte und die meerbeherrschenden Republiken Venedig und Genua mächtig. Alle Beziehungen der Mittelmeerländer untereinander und der gesamteuropäischen Wirtschaft mit dem Orient liefen auf der einen

Seite in Venedig zusammen, das an der Übergangsstelle vom mittelmeerisch-adriatischen Seeweg zum Landverkehr nach Oberitalien, Deutschland, Ungarn und Polen lag; auf der anderen Seite in Genua, das eine ähnliche Bedeutung für die Beziehungen nach dem westeuropäischen Binnenlande besaß. Innerhalb der italienischen Städte bei den streitenden Parteien und außerhalb bei den Kämpfen der Gemeinwesen untereinander war jedermanns Hand wider jedermann, aber trotzdem erhoben großer Reichtum und wachsende Bildung die italienische Kultur allmählich zu derjenigen führenden Stellung in Europa, die während der ersten Hälfte des Mittelalters der französischen gehört hatte. Auch der gewaltige — und nur vorübergehend durch das sogenannte babylonische Exil des Papsttums in Avignon unterbrochene — Strom von Gold und Silber, der auf dem Wege durch die päpstlichen Kassen aus dem gesamten Europa nach Italien floß, hat eine bedeutende Wirkung auf die Entfaltung der italienischen Blüte gehabt. Die päpstliche Finanzverwaltung war eine geradezu vollkommene Organisation für die Besteuerung aller abendländischen christlichen Länder und Völker zugunsten Roms und Italiens. Mit dieser Hilfe gelangte die italienische Renaissancekultur auf die Höhe, die Mitwelt und Folgezeit bewunderten, aber von politischer Einheit entfernte sich der Zustand Italiens immer mehr, seit das Kaisertum aufgehört hatte, eine Bedrohung, und das Papsttum ein Schutz für die Selbständigkeit der italienischen Städte zu sein.

Auf deutschem Boden war ohne Frage das Gefühl nationaler Einheit gegenüber den sprachlich scharf vom Deutschtum geschiedenen Romanen im Süden und Westen vorhanden; auch blieb nach der Beendigung des Interregnums das Kaisertum als eine einigend wirkende Idee erhalten. Dem Namen nach gehörten auch noch Oberitalien und das arelatisch-burgundische Königreich zu Deutschland, aber seit der Regierung Kaiser

Karls IV. aus dem luxemburgischen Hause, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, verschwinden die letzten tatsächlichen Beziehungen sowohl zur Lombardei als auch zu Burgund. Ganz anders lagen die Dinge im Osten, wo Deutsche und Slawen aneinander stießen. Von den beiden slawischen Staaten Polen und Böhmen, die ursprünglich Untertanenländer der deutschen Krone gewesen waren, entwickelte sich das erstere seit der staufischen Zeit selbständig und gelangte durch die Vereinigung mit Littauen, das als letztes Land in Europa christlich geworden war, zu so großer Macht, daß es den deutschen Orden 1410 in der Schlacht bei Tannenberg besiegen und ein halbes Jahrhundert später durch die Auflösung der Ordensherrschaft in Preußen bis an die Ostsee vordringen konnte. Böhmen dagegen blieb zwar ein slawisches Land, trat aber gleichzeitig in den Verband des deutschen Reiches, und seine Herrscher, die als einzige unter den Reichsständen den Königstitel annahmen, besaßen größere Macht, als irgendeiner der übrigen Fürsten Deutschlands. Der König Ottokar, aus dem tschechischen Geschlecht der Przemysliden, von mütterlicher Seite aber ein Nachkomme Barbarossas, benutzte das Interregnum, um zu Böhmen und Mähren, den Ländern der böhmischen Krone, noch Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zu erwerben, und verweigerte Rudolf von Habsburg die Huldigung. Dies war ein gefährlicher Augenblick in der deutschen Geschichte, denn die Möglichkeit, daß der östliche Teil von Oberdeutschland jetzt dem Reiche verloren gehen und in dauernde Verbindung mit Böhmen — vielleicht durch die dynastischen Beziehungen des böhmischen Königshauses auch mit Ungarn — geraten würde, lag unmittelbar vor. Ottokars Niederlage bewahrte die Entwicklung Deutschlands vor diesem Unheil. Im slawischen Osten vollzog sich währenddessen die eigentliche Kolonisation durch die Zuwanderung von Bauern aus Westdeutschland in die von den Fürsten eroberten Gebiete jenseits Elbe und Saale.

Die Slawen wurden nicht ausgerottet, sondern durch ihre Verschmelzung mit den deutschen Kolonisten entstand eine germanisch-slawische Mischrasse mit deutscher Kultur.

Seit dem Siege Rudolfs über Ottokar brauchte man, schien es, nicht mehr zu befürchten, daß Stücke von Deutschland abgetrennt und mit nichtdeutschem Volkstum zu einem politischen Ganzen zusammengeschmiedet werden würden. Um so ärger gestaltete sich die Zerrissenheit im Innern, und in den Kämpfen der Territorialgewalten ging eine unendliche Menge von Kraft verloren. Das habsburgische Geschlecht schuf sich eine große Hausmacht, und weil die Fürsten diese fürchteten, verlor es das Kaisertum. Mit Karl IV. kam die Krone an das luxemburgisch-böhmische Haus. Aber bei jeder Kaiserwahl wurde ihre Bedeutung geringer und die Zustände Deutschlands entwickelten sich nunmehr in der Weise, daß die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und vier der größten weltlichen Herren, die von Sachsen, Böhmen, Brandenburg und der Pfalz, als Kurfürsten eine besondere, zur Wahl des Oberhaupts und zur Mitregierung im Reich berechtigende Stellung erhielten. Der rheinische Pfalzgraf war im eigentlichen Deutschland der einzige weltliche Landesherr, dem es neben den drei großen Erzbischöfen gelang, sich gleichfalls als Kurfürst durchzusetzen. Die beiden Herren von Brandenburg und Sachsen saßen auf erobertem und kolonisiertem Slawenland; der von Böhmen endlich herrschte fast nur über Slawen. Neben den Kurfürsten behauptete die Gesamtheit der kleineren Landesfürsten einen gewissen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands. In letzter Linie innerhalb der Verfassung standen die Städte.

Das Städtetum hätte sich vielleicht als Hilfsmacht der kaiserlichen Gewalt ausbilden können, aber es fand durch die Politik der Hohenstaufen, die vor allem die Fürsten zur Hilfeleistung

für die Kämpfe in Italien gewinnen wollten, keine Förderung. Die oberdeutschen Städte konnten sich daher gegenüber den Landesfürsten, zwischen deren Gebieten sie lagen, nur mangelhaft durchsetzen, und auch am Rhein überwog — mit Ausnahme des mächtigen Köln — die Gewalt der großen geistlichen Fürstentümer die der Städte bedeutend. Anders war es im Norden, wo der starke Handelsverkehr, der über die Nordsee mit England und den westlichen Ländern, über die Ostsee mit Dänemark, Skandinavien, Livland und dem russischen Hinterlande des deutschen Ordensstaats vor sich ging, die Städte zu Seegewalt und Reichtum brachte und die Grundlage des großen Hansabundes bildete. Die hansischen Kontore in London, in Bergen in Norwegen und in dem alten ostslawischen Handelszentrum Groß-Nowgorod waren die drei Zentren der Hanseinteressen im Auslande. Die Länder um die nordischen Meere bildeten ein ähnlich reiches und gewinnbringendes Handelsgebiet, wie der Umkreis des Mittelmeers im Süden. Gerade aus den Meeren selbst wurden massenhafte Güter, vor allem Fisch und Tran gewonnen, und der Austausch zwischen den Erzeugnissen des deutschen Wirtschaftslebens, Gewebe, Metallarbeiten, Waffen, Wein und Bier, und den Rohprodukten der ökonomisch weniger entwickelten Gebiete, vor allem Skandinavien und Rußland, war in hohem Grade vorteilhaft für die Hansastädte. Der Ostseehandel überwog; Lübeck war der Vorort des Bundes.

Im ganzen genommen müssen wir uns vorstellen, daß die materielle Kultur Deutschlands und die Wohlhabenheit der Nation trotz der fortgesetzten innern Unruhen und des sehr unvollkommenen Schutzes für Leben und Eigentum im Steigen begriffen waren, zumal dauernd Edelmetall gewonnen wurde. Dagegen verliert die Kultur allmählich den ritterlichen Charakter, den sie während der Kreuzzüge und der hohenstaufischen Periode besessen hatte. Was von der Heldensage der altgermanischen Vorzeit auf deutschem Boden noch übrig war,

das hatten unter den Hohenstaufen höfisch-ritterliche Dichter in die Gestalt des Nibelungen- und des Gudrunepos geformt, und auch die lyrische Dichtung jener Tage war ritterlich gewesen, bisweilen mit einem starken Zug ins Politische, wie Walthers von der Vogelweide berühmte Schilderung der Anarchie in Deutschland nach dem Tode Heinrichs VI., die mit dem Ruf an Philipp von Schwaben schließt, die deutsche Krone aufzusetzen. Die Rolle als Hauptträger der nicht rein kirchlichen Kultur hatte das Rittertum aber nur so lange spielen können, wie es für alle diejenigen Elemente der abendländischen Christenheit, die nicht direkt im Dienst der kirchlichen Idee standen, die Vertretung des Wohlstandes, der höheren politisch-gesellschaftlichen Ideale und Lebensformen bildete. Außerdem war die ritterliche Kultur so stark mit der kirchlich gerichteten Universalidee verbunden, daß, als diese selber in Verfall geriet, auch das Rittertum zum großen Teil seines inneren Gehalts entleert wurde. Während in den Städten Wohlstand, Stärke und Bildung des Bürgertums zunahmen und damit eine neue geistig selbständige Schicht innerhalb der abendländischen Nationen emporkam, raubte der Verfall des Kaisertums der Ritterschaft die bedeutenden Aufgaben des kaiserlichen Dienstes; am meisten durch das Aufhören der Römerzüge. Gleichzeitig vermehrte sich durch den Zerfall des Hausgutes der Staufen die unabhängige kleine Ritterschaft. Mit dem Untergang der Hohenstaufen änderten sich die geistige Verfassung und die Kultur des Zeitalters auch insofern, als unter den Hohenstaufen die höfische Kultur selbst nur eine Steigerung der ritterlichen gewesen war. Jetzt, wo diese höchste geistige Potenz des Rittertums gleichzeitig mit der politischen Gewalt verschwand, die bis dahin einen gewissen Einfluß auf die rohen und gewalttätigen Neigungen innerhalb des ritterlichen Adels ausgeübt hatte, kam die Zeit, wo man im Volk Rittertum und Raubrittertum gleich-

zusetzen anfing. Wer die Mittel besaß, sich eine feste Burg zu bauen, konnte sich weigern, einen andern Herrn über sein Tun und Lassen anzuerkennen, als das eigene Gutdünken. Innerhalb des deutschen Fürstentums war der territoriale Besitz so zerstückelt, daß die Mehrzahl der Fürstensitze kaum eine kulturelle Bedeutung hatte. In der östlichen Hälfte des Reichs waren die Fürsten freilich Herren über größere Landgebiete, als im Westen, aber die fürstlichen und adligen Zustände im Osten steckten überwiegend noch in der Roheit, die auf unterworfenem Kolonialboden zunächst unvermeidlich ist. So blieben als Bewahrer, Träger und Förderer der deutschen Kultur vom 13. bis ins 15. Jahrhundert in der Tat nur die Städte, die etwas bedeutenderen Fürstentümer im Westen und die großen geistlichen Herrschaften in Oberdeutschland und am Rhein übrig.

Am einheitlichsten unter den abendländischen Staaten war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, seit das normannische mit dem angelsächsischen Element verschmolzen war und die festländischen Ansprüche ihr Ende gefunden hatten, England. Unter Eduard III., im 14. Jahrhundert, fing die englische Verfassung an, sich weiterzubilden. Ihre Ursprünge gehen zurück auf die Magna Charta, den Freibrief, den König Johann 1215 seinen Baronen hatte erteilen müssen. Die Magna Charta war in der Hauptsache eine Sicherung der Adelsrechte gegenüber dem Königtum. Sie ist aber für die spätere Entwicklung Englands dadurch von großer Bedeutung geworden, daß sich zwei besonders wichtige Bestimmungen aus ihr durch die ganze englische Geschichte hindurch erhielten und einen immer ausgedehnteren Sinn bekamen: niemand dürfe ohne gesetzmäßigen Spruch eines Standesgerichts gefangen gesetzt und verurteilt werden, und keine Besteuerung der Lehnsträger und der königlichen Stadt London dürfe ohne Bewilli-

gung der Reichsstände erfolgen. Diese Ständeversammlung — nach mittelalterlichem Sprachgebrauch, der nicht nur in England und Frankreich, sondern gelegentlich auch in Deutschland vorkommt, das Parliamentum — trennte sich seit Eduard III. in das Oberhaus, wo die Prälaten und Barone, und das Unterhaus oder Haus der Gemeinen, in dem die Ritter und die Vertreter der Städte saßen. Unter Eduards Enkel, Richard II., errang sich das Unterhaus das Recht, daß bei der Feststellung der Gesetze, der Geldbewilligungen und aller sonstigen Dinge für den gemeinen Nutzen des Königreichs seine Zustimmung erforderlich sein sollte, und Heinrich IV., der erste König aus dem Hause Lancaster, mußte ihm sogar Rechnung darüber ablegen, wie die bewilligten Steuern verwendet waren. Hauptsächlich waren es die fortgesetzten Geldforderungen für den hundertjährigen Krieg mit Frankreich, aus denen das Wachstum der Ansprüche und der Rechte des Parlaments sich herleitete. Der dritte Lancaster, Heinrich VI., verlor die französischen Besitzungen und erregte durch Willkür und Schwäche den Ausbruch des Bürgerkrieges, der ein volles Menschenalter, 1452—1485, das Reich zerrüttete und unter den unbändigen normannischen Adelsfamilien eine so gründliche Auslese hielt, daß von seiner Beendigung an eine verhältnismäßig ruhigere Zeit der englischen Geschichte anhebt. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich das gleich dem Hause Lancaster von Eduard III. stammende herzogliche Geschlecht von York. Nach den Wappenblumen der beiden Häuser wurde ihr Kampf der Krieg der roten und der weißen Rose genannt. Er bedeutet das Ende des englischen Mittelalters. Mit Heinrich Tudor, der nach der gegenseitigen Hinmordung fast aller Mitglieder der streitenden Geschlechter zum Throne gelangte und in weiblicher Linie die Nachkommenschaften von Lancaster und York vereinigte, beginnt für England eine neue Zeit.

Bis gegen die Mitte oder das Ende des 15. Jahr-

hunderts sehen wir alle bedeutenden europäischen Völker und Länder von fortdauernden Unruhen und Kämpfen erfüllt, unter denen sich allmählich die einheitliche und geschlossene Form des Nationalstaats entwickelt. Bis es aber dahin kam, herrschte eine allgemeine Verworrenheit der politischen Zustände. Auch die kleineren Staaten im europäischen Norden, Dänemark, Schweden und Norwegen, konnten nicht in ein festes und abgegrenztes Verhältnis untereinander kommen. Im Osten lag Rußland unter der Herrschaft der Mongolen. Dort bildete sich durch das Emporkommen des Großfürstentums Moskau, das die übrigen Teilfürstentümer aus der Nachkommenschaft Ruriks beseitigte, der russische Einheitsstaat. Aber unter dem Einfluß des Asiatentums verschmolzen die Reste der früheren slawisch-normannisch-byzantinischen Kultur mit der durch das Mongolenjoch heraufgeführten Barbarei zu einem Gebilde, das kaum noch Züge der Verwandtschaft mit dem Abendlande an sich trug. Die Kirchentrennung war dabei das Entscheidende: Die Ungarn, die nicht einmal indogermanischer, sondern mongolischer Herkunft waren, und die Polen, die abendländisch-germanischen Einfluß nicht wie die russischen Slawen durch die Blutmischung mit den Normannen erfuhren, sondern gleich den Ungarn durch die Nachbarschaft der Deutschen, wurden Glieder der abendländischen Staatengemeinschaft, weil sie der katholischen Kirche angehörten. Die Russen dagegen wurden oder blieben Barbaren, weil sie von dem sich auflösenden byzantinischen Reiche her weder kirchliche noch sonstige kulturelle Gegenwirkungen gegen ihre Untertanenschaft unter die asiatischen Nomaden erfahren konnten.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlischt im Orient mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der letzte nur noch schwach glimmende Funken der alten Kultur.

Dieses Ereignis muß im Zusammenhang betrachtet werden mit der Überwältigung der östlichen Teile des antiken Kulturgebiets durch die asiatischen Barbarenvölker im Ganzen, die mit den Siegen der Araber über die Byzantiner begann. Die Hunnen waren aus Asien hervorgebrochen, bis nach Gallien und Italien gelangt, und wieder verschwunden. Ihnen folgten andere Völker: Avaren, Ungarn, Polowzer, Petschenegen, die hintereinander vom inneren Donautiefland bis zum östlichen Ende des pontischen Steppengebiets sitzen blieben und die ansässigen und kultivierten Nachbarvölker beunruhigten. Darnach entströmten den Völkerkammern Innerasiens die türkischen Stämme, deren Erscheinen in Palästina die Kreuzzüge hervorrief, dann die Mongolen, die bis nach Schlesien gelangten und Rußland unterwarfen, die Seldschuken, vor denen die Byzantiner aus Kleinasien weichen mußten, und endlich die Osmanen. Diesem letzten türkischen Schub gelang es, um die Mitte des 14. Jahrhunderts sich in Europa festzusetzen, wo Adrianopel ihre erste Hauptstadt wurde, und bald zitterte das ganze Abendland vor den Türken, als diese sich nach Unterwerfung der Bulgaren und Serben zum Einbruch nach Ungarn anschickten. Fiel Ungarn ihnen zur Beute, so wären darnach Deutschland oder Italien an die Reihe gekommen. Die große Gefahr, die die Türken damals tatsächlich für Europa bedeuteten, lag in der Überlegenheit ihrer Kriegsverfassung über das mittelalterliche europäische Wehrsystem begründet. Ursprünglich waren die Osmanen eine wenig zahlreiche Stammesgemeinschaft. Als aber ihre Macht sich vergrößerte, ergriffen ihre Sultane ein ebenso gewaltsames, wie einfaches und in seiner Art geniales Hilfsmittel, um eine ausgesprochene militärische Überlegenheit über alle Gegner zu erreichen. Es bestand darin, daß dem ursprünglichen osmanischen Kriegertum, das seine Hauptstärke in den Bognern zu Pferde hatte, ein stehendes Fußvolk, die Janitscharen, hinzugefügt wurde,

die der Sultan dadurch rekrutierte, daß er aus der unterworfenen christlichen Bevölkerung zwangsweise eine große Anzahl von Knaben aushob, diese im Islam und in strenger Disziplin aufziehen ließ und das ganze Korps durch die rücksichtslos von den christlichen Untertanen erhobenen Steuern unterhielt. Die Wirksamkeit dieser türkischen Heeresorganisation erfuhr das Abendland, als der Luxemburger Sigismund, der Sohn Kaiser Karls IV., durch Heirat mit einer Erbtochter König von Ungarn, 1396 mit einem der größten Ritterheere, das je auf einer Walstatt gekämpft hat, bei Nikopoli an der Donau von Sultan Bajasid so vernichtend geschlagen wurde, daß nur die Niederlage Bajasids bei Angora in Kleinasien — durch den Mongolen Timur — Europa rettete.

Während des ganzen 15. Jahrhunderts lasteten die Türken wie ein Alp auf Europa. Die Türkengefahr und der trostlose Zustand der Kirche wirkten in den Gemütern der Menschen zusammen, um das Verlangen nach Wiederherstellung der allgemeinen Ordnung zu steigern. Man ging zuerst an dasjenige Übel, dessen Beseitigung man eher in der Hand hatte, und auf dem Konzil zu Konstanz, 1414, wurde wenigstens die ärgerliche Spaltung beseitigt und ein überall anerkannter Papst gewählt. Die eigentliche Kirchen*reform* blieb aber unerledigt; weder konnte die maßlose finanzielle Ausbeutung der Nationen durch die römische Kurie abgestellt werden, noch gelang es, die päpstliche Allgewalt einzuschränken und die schreienden äußeren Mißbräuche im Kirchentum zu beseitigen. Dazu zeigte das Urteil gegen Huß, der es wagte, die Selbständigkeit des religiösen Gewissens gegen die Zwangsautorität der Kirche zu verteidigen, daß auch das Konzil von einer innerkirchlichen Reform, die das Übel im Kirchentum an der Wurzel angriff, nichts wissen wollte. Huß' Anhänger in Böhmen aber verweigerten der Autorität des Konzils den Gehorsam und setzten der Gewalt Gewalt entgegen, indem sie ihrerseits zum

Angriff auf die umliegenden deutschen Länder übergingen. Zweihundert Jahre früher konnte das Papsttum durch die Waffen des Königs von Frankreich die Albigenser in zwanzigjährigen Kämpfen niederschlagen; mit den Hussiten mußte Friede geschlossen und das Wesentliche ihrer Forderungen, freie Predigt und Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt an die Laien, bewilligt werden. Dieser Vorgang war von großer Bedeutung für die folgende Zeit; durch ihn war die erste starke Bresche in die bisher von der Kirche behauptete unbedingte Glaubensherrschaft geschlagen. Auch das zweite Reformkonzil, zu Basel 1431, blieb unwirksam im Sinne der notwendigen Kirchenbesserung, weil es dem Papsttum gelang, sich mit dem Kaiser Friedrich III. zu verständigen und diesem Habsburger gegen bares Geld und andere Vorteile den Verzicht auf alle vom Konzil beschlossenen Reformen abzukaufen. Friedrich war eine indifferente, ja feige, aber in allem, was den Vorteil seines Hauses anging, zähe und schlaue Natur; trotz seiner Kläglichkeit wurde er durch die Verheiratung seines Sohnes Maximilian mit Maria, der Erbtochter von Burgund, der eigentliche Begründer der habsburgischen Größe.

Überblicken wir den Stand der geschichtlichen Entwicklung des Abendlandes im ganzen am Ende des Mittelalters, so zeigen sich uns jetzt endlich die westeuropäischen Völker zu wirklichen großen Nationalstaaten geeint. In Frankreich ist das Königtum der Valois seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts die tatsächlich herrschende Macht. England unter dem Hause Tudor schlägt nach dem Ende der Rosenkriege dieselbe Entwicklung ein. Auf der pyrenäischen Halbinsel gelingt fast gleichzeitig die Vereinigung der beiden Königreiche Aragon und Kastilien und die völlige Verdrängung der Mauren. Diese drei Mächte, Frankreich, England und Spanien, erscheinen fortan durch die innere Geschlossenheit, die sie gewonnen

haben, auch nach außen hin zu großen Fortschritten befähigt. Einen Augenblick war es, als ob sich in der Mitte des damaligen Europa unter einer Nebenlinie des französischen Hauses eine neue Macht, Burgund, erheben werde. Ihr jäher Untergang trug entscheidend dazu bei, innerhalb des vielgestaltigen und zusammenhanglosen deutschen Reichs das Haus Habsburg als besondere Großmacht aufkommen zu lassen. Kaiser Maximilians Sohn von der burgundischen Maria, Philipp, heiratet Juana, die im Gemüt verdüsterte Tochter des Königspaares Isabella und Ferdinand. Philipps und Juanas Sohn ist Karl, als König von Spanien Karl I., als römisch-deutscher Kaiser Karl V. Mit ihm beginnt ein neuer geschichtlicher Abschnitt.

Durch die Bildung der großen Nationalstaaten und das Aufkommen der dynastischen Großmacht der Habsburger wurde das Mittelalter politisch beseitigt. Der allgemeinen Änderung im politischen Zustande Europas geht aber auch auf einem anderen Gebiet, das wir von Anfang an als ein entscheidendes für die Völker- und Staatengeschichte erkannten, dem Kriegswesen, ein vollkommener Wechsel parallel. Die populäre Vorstellung ist die, daß die Erfindung der Feuerwaffen dem Rittertum und damit dem Mittelalter im Kriegswesen ein Ende gemacht habe. Es waren aber nicht die Feuerwaffen, sondern die Zunahme der europäischen Geldwirtschaft und die Schweizer.

In den Schweizertälern hatte sich die altgermanische Schlachtaufstellung und die entsprechende Kampfform, nur mit besserer Bewaffnung als in der Urzeit, in der Hauptsache unverändert erhalten. Dazu gab die Verbindung mit der Geldmacht der Städte — zuerst Zürichs — den Eidgenossen eine verstärkte kriegerische Kraft. So konnten sie in den sagenberühmten Schlachten am Morgarten und bei Sempach die österreichischen Ritterheere besiegen. Das bedeutete an sich für den Gang der Weltgeschichte noch nicht viel Erheblich wichtiger war

es schon, daß diese Schweizer Taktik ein Jahrhundert später in den Schlachten bei Granson und Murten, 1476, die ritterliche Heeresmacht Karls des Kühnen von Burgund zu Boden warf. Nach den Burgunderkriegen bildete sich das Söldnertum der Schweizer aus, das jeder zahlungsfähigen Macht in Europa zur Verfügung stand — und nun entschied die lanzenstarrende unzerreißbare Schlachtreihe von Fußkämpfern, deren vordere Glieder durch den unwiderstehlichen Druck der von hinten nachdrängenden Masse des Gewalthaufens jedes Hindernis vor sich her niederwarfen und den Rittern keine Möglichkeit des Eindringens gewährten, den Anbruch eines neuen Zeitalters des Kriegswesens und der Geschichte. Jahrzehntelang beherrschten die Schweizer Söldner die großen Kriegsschauplätze Europas, und sie wurden erst überwunden, als ihre Art der Bewaffnung und des taktischen Vorgehens in noch größerem Maßstabe durch die deutschen Landsknechte aufgenommen wurde. Die politische Geschichte der ganzen Folgezeit ist dadurch bedingt, daß eine neue Kriegsverfassung entstanden war, durch die das Rittertum beseitigt wurde. Wir haben gesehen, wie der äußere Zwang des naturalwirtschaftlichen Zeitalters dazu führte, daß die wirklichen Kräfte der Völker und Staaten sich nicht in entsprechender Weise durch ihr kriegerisches Abwehr- und Angriffsvermögen ausdrücken ließen, eben weil die Naturalwirtschaft dazu nötigte, zwischen den Staat und die Masse seiner wehrfähigen Untertanen das unvollkommene Hilfsmittel des Lehnswesens zu setzen und auf diese Weise die kriegerische Organisation durch politische Schwächung zu erkaufen. Jetzt, wo sich die äußeren Mittel des Wirtschaftslebens durch die Zunahme des Edelmetallvorrats aus der Gold- und Silberausbeute Europas und bald auch der amerikanischen Länder endlich wieder vermehrt hatten, zeigte sich auch alsbald die neue Form des Kriegswesens, die ebensosehr dazu beigetragen hat, dem Mittel-

alter ein Ende zu machen, wie die Veränderungen, die sich in den Geistern der Menschen vollzogen hatten und noch weiter vollzogen.

Man gibt sich vielfach der Vorstellung hin, als ob die zunehmende Beschäftigung mit den das Mittelalter hindurch erhalten gebliebenen Schriftwerken des Altertums die eigentliche Ursache für das Aufkommen der Renaissance gewesen sei. Es war aber doch nicht so, daß man über die antike Literatur zu der neuen Bildung kam, sondern so, daß das Verlangen nach dieser Bildung zu den Quellen des antiken Kulturideals führte. Das, was zuerst und ursprünglich da war, war die Erschütterung der inneren Autorität der Kirche. Die kritisch selbständige Stellungnahme des menschlichen Geistes im Abendlande gegenüber dem Dogma kann zurückgeführt werden bis auf den Franzosen Abälard. Um die Zeit hatte die kirchliche Dogmatik sich bereits des Aristoteles in seiner lateinischen Fassung bemächtigt, und diese imposant geschlossene Systematik nahm die kirchlichen Denker derart gefangen, daß Aristoteles in scholastischer Auslegung geradezu die zweite Bibel der Theologie wurde. Die Zusammenfügung der aristotelischen Ideen über Gott, Mensch und Natur mit der von den abendländischen Kirchenvätern entwickelten Glaubenslehre und mit der biblischen Geschichte begreift man unter dem Namen der mittelalterlichen Scholastik. Das eigentliche Prinzip ihres Denkens ist die Konstruktion der Welt- und Menschheitsgeschichte vom Standpunkt Gottes. Das Verfahren Gottes mit der Welt und den Menschen wurde einerseits als durch die Schrift und die Überlieferung der Kirche geoffenbart, andrerseits als durch das menschliche Nachdenken an der Hand des aristotelischen Systems erfaßbar vorgestellt. Diese gewaltige, noch bis heute unter uns nachwirkende Zwangskonstruktion

des Verhältnisses von Gott, Welt und Menschheit beherrschte während des Mittelalters die Kirchenlehre und das Denken ebenso vollständig, wie das staatliche und soziale Leben der abendländischen Völker von der kirchlichen Idee selbst beherrscht wurde. Und wie diese, so trat auch die Scholastik mit dem Anspruch auf, die maßgebliche Norm der Geister zu sein.

Je mehr nun die Autorität der Kirche als der universalen, das geistliche und das weltliche Leben der Menschheit zugleich umspannenden Verfassung durch die Sprache der Ereignisse und durch den Widerstand, der sich im Innern der Völker gegen diese Art von Vergewaltigung erhob, ins Wanken geriet, desto fragwürdiger mußte den Menschen auch der Zwang der scholastischen Denknorm werden. Wir sehen daher, daß sich das lebendige und positiv religiöse Interesse einesteils auf das undogmatische oder dem Dogma gegenüber indifferente Gebiet der Mystik flüchtet — so in Deutschland schon im 14. Jahrhundert bei Johannes Tauler und den Brüdern des gemeinsamen Lebens — anderenteils der Kirche in bald heimlicher, bald offener Opposition entgegentritt — so in den Albigensern, den oberitalischen Waldensern und den Hussiten. Weiter aber strebte der Unabhängigkeitsdrang des menschlichen Geistes, angefeuert durch das offenbare Mißverhältnis zwischen den Ansprüchen und Leistungen der Kirche, überhaupt aus den Fesseln des vorgeschriebenen Gedankensystems hinaus und suchte bewußt oder unbewußt in dem Vorrat von Zeugnissen und Ideen, der in den geretteten Schriften des Altertums enthalten war, nach einem anderen Ausgangspunkt für das Verständnis jenes Urproblems: Gott, Welt und Menschheit. Dabei stieß man auf die seit einem Jahrtausend verschüttete Platonische Ideenwelt, die ihre letzte Blüte im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. bei den frühchristlichen griechischen Denkern, wie Origenes, und darnach in dem idealistischen Erneuerungsversuch des Heidentums durch den Neuplatonismus,

zur Zeit des Kaisers Julian, gehabt hatte. Das platonische Denken geht im Gegensatz zu dem einseitig mittelalterlichen Verständnis des Aristoteles von den ideal gehobenen Kräften der freien menschlichen Seele aus und sucht von hier aus zur Erfassung der Welt- und Gottesidee zu gelangen. Insofern spiegelt es den auf die Idealisierung des Menschentums gerichteten, die menschliche Seele selbst auf das höchste wertenden griechischen Geist besonders lebendig wieder. Je stärker daher die kirchliche Autorität im Bewußtsein der Gebildeten erschüttert wurde, desto lebhaftere Aufnahme mußte bei den nach Selbständigkeit des menschlichen Geistes Strebenden diese griechische Gedankenwelt finden. Weil die neue Weltanschauung ihren Ausgang vom Ideal-Menschlichen nahm, nannten sich ihre Anhänger vorzugsweise Humanisten und schlossen sich, im Bewußtsein ihrer geistigen Verwandtschaft, zu engen Verbänden, die im Verborgenen eine Art von Organisation hatten, zusammen. Diese wirken in der Freimaurerei wohl bis auf die Gegenwart nach.

Unter den übrigen Erscheinungen des Renaissancezeitalters zeigt sich namentlich in seinem Ausgangslande, Italien, ein Bestreben nach rücksichtsloser Durchsetzung der Persönlichkeit und eine Steigerung der Leidenschaften nicht nur bis ins Grandiose, sondern auch bis ins Abstoßende und vollkommen Gewissenlose, die uns deutlich machen, wo die eigentliche Ursache für diesen überwältigenden Trieb zur Entfesselung des Menschlich-Persönlichen zu suchen ist: in der natürlichen Reaktion gegen den lastenden Druck der voraufgegangenen Jahrhunderte. Weil Humanismus und Renaissance nicht die Wurzel, sondern die Folge des Strebens nach Befreiung aus dem Mittelalter waren, daher kommt es, daß sich so verschiedenartige Züge in ihrem Bilde zusammenfinden. Der höchsten Sittenlosigkeit auf der einen Seite stehen auf der anderen die höchsten Leistungen der von den Fesseln ihres früheren

Gebundenseins befreiten menschlichen Persönlichkeit gegenüber. Dabei kommt aber bezeichnenderweise auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften im eigentlichen Sinne, also der Philosophie und der übrigen Methodik des menschlichen Denkens, zunächst nicht mehr zustande, als eine zwar gelehrte und glänzende, aber für den Fortschritt der Erkenntnis unfruchtbare Reproduktion der antiken philosophisch-literarischen Gedankenbewegung. Der entscheidende Fortschritt in geistiger Beziehung sollte nicht vom Wiederaufleben des Altertums herkommen, sondern — und das ist der stärkste Beweis dafür, daß die Renaissance nicht Ursache, sondern Folge der veränderten menschlichen Geistesrichtung war — von zwei ganz anderen Ausgangspunkten her, die beide dem antiken Denken fremd waren.

Wir wiesen am Ausgange des Altertums bereits darauf hin, daß nach unserem heutigen Verständnis der antike Geist — und mit ihm das Mittelalter, sofern man es als eine geistige Fortsetzung der Antike anzusehen hat — an einem bestimmten und eigentümlichen Mangel litt, der als ein starkes Zeugnis für die nach Volkstum und Rasse ursprünglich verschiedene Veranlagung der Menschheit angesehen werden muß. Von allen Rassen und Völkern, die wir kennen, sind nur die germanischen und die besonders stark vom Germanentum beeinflußten romanischen Nationen dahin gelangt, richtig und frei über die Natur nachzudenken. Das Altertum war der Natur gegenüber nicht unbefangen und voraussetzungslos, sondern bei seinen Bemühungen, sie zu erklären, trat es an sie mit dichterischer Phantasie, mit religiösen Vorgedanken, mit intuitiver Spekulation oder mit systematisierenden Versuchen heran, ohne dabei die nach unsern Begriffen notwendigste Voraussetzung der Naturerkenntnis zu erfüllen, nämlich die Arbeit des ordnenden Überdenkens und Erklärens der Zusammenhänge durchaus auf Grund eines genügenden

Materials von innerlich zusammengehörigen Einzelbeobachtungen. Die erste mittelalterliche Persönlichkeit, in der uns eine nicht mehr antike Naturauffassung entgegentritt, ist der englische Mönch Roger Bacon im 13. Jahrhundert. Bacon verlangte zwar entschieden, daß man die Schriften der Alten studiere, aber er verlangte gleichzeitig eine sorgfältige Beobachtung der Natur und widersprach dem scholastischen System, d. h. er forderte ebensosehr eine Reform der Wissenschaft, wie eine Reformation der Kirche. Seine Studien bewegten sich vor allen Dingen auf physikalischem Gebiet, und es ist ganz erstaunlich, welche Einsichten in den wahren Zusammenhang vieler Naturereignisse in seinen Werken ausgesprochen sind. Allerdings ist er in seinem Zeitalter noch eine vereinzelte Erscheinung, aber es führen doch von Bacons Arbeiten in der Tiefe mittelbare und unmittelbare Verbindungslinien zu den großen Physikern des humanistischen Zeitalters und der ihm folgenden Periode: Kopernikus, Galilei, Descartes, Newton. Erst die von diesen Männern befolgte Methode der Erkenntnis durch vorurteilslos exakte Naturbefragung hat uns den entscheidenden geistigen Fortschritt über das Altertum und das Mittelalter hinaus gebracht und ein wahrhaft neues wissenschaftliches Zeitalter geöffnet. Die ganze Summe des wissenschaftlich-physikalischen und des praktisch-technischen Fortschritts, durch den die Menschheit jetzt dazu gelangt, sich die Erde und ihre Kräfte in einer Weise untertan zu machen, von der keine frühere geschichtliche Epoche etwas gewußt hat, geht auf die Überwindung jener antik-mittelalterlichen Quasi-Naturwissenschaft zurück, als deren frühesten Bekämpfer wir Roger Bacon anzusehen haben. Erst seitdem diese Errungenschaften feststehen, kann man die Kultur als gesichert gegen ähnliche Katastrophen betrachten, wie sie durch die Auflösung des römischen Kriegswesens und die Barbarenstürme vom 3. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. herbeigeführt wurden.

Das zweite Gebiet, auf dem nicht die Renaissance des Altertums, sondern die innere Befähigung des germanischen Geistes dem Mittelalter ein Ende gemacht und ein neues Zeitalter heraufgeführt hat, war das religiöse. Von jeher haben zwei in ihrem Wesen verschiedene religiöse Auffassungen die Welt beherrscht. Man könnte die eine die kultische nennen, die andere die mystische — wobei man nur nicht in den Fehler verfallen darf, die zweite schon dann für gegeben zu erachten, wenn sich die erste mit geheimnisvollen Formeln und Riten umgibt. Das Christentum trat von Anfang an als Überwindung der heidnischen Kultusreligion durch den Glauben an die innere Gemeinschaft der menschlichen Seele mit Gott auf. Im Laufe der Zeit verdunkelte sich dieses ursprüngliche christliche Prinzip dadurch, daß die Kirche mehr und mehr den Anspruch erhob, die unumgängliche Vermittlungsinstanz zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Wesen zu sein, und das Recht der Seele verneinte, ohne kirchliche Vermittlung und Aufsicht sich Gott zu nähern. Das ist bereits ein an sich tief widerchristlicher Gedanke. Noch viel schlimmer aber wurde die Schwächung und Vergewaltigung der christlichen Religionsidee im mittelalterlichen Kirchentum dadurch, daß sich das überwundene heidnische Religionsprinzip, nämlich der Gedanke, daß durch Kultushandlungen irgendwie ein Verhältnis zwischen Gott und Menschen hergestellt oder beeinflußt werden könne, in der Gestalt des Glaubens an die religiöse, d. h. geistliche Wirkung von äußeren Formen und Gebräuchen, Sakramenten, Weihen, Verfluchungen, Reliquienverehrung und dergleichen in das Christentum selbst eingeschlichen hatte und sich in ihm breit und immer breiter machte. Die Kirche, und zwar nicht nur das Papsttum, sondern auch die Konzilien, erklärten die kirchliche Verfassung und die Ansprüche des Klerus auf die Mittlerstellung zwischen Gott und Menschen, samt der Disziplin und dem Kultus, für untrennbar mit dem Evangelium

verbunden und für ebenso mit offenbarter göttlicher Autorität bekleidet, wie jenes.

Gegen diese Vermengung des Menschlichen und des Göttlichen in der Religion hatte sich schon seit dem 13. Jahrhundert Widerstand in der Kirche selbst erhoben. Der erste, der hier unter Berufung auf das Evangelium Opposition machte, war Arnold von Brescia, ein Schüler des Petrus Abälardus. Friedrich Barbarossa lieferte ihn als Aufrührer und Ketzer dem Papst aus und er wurde gehängt und verbrannt. Im 13. Jahrhundert erhob sich der Widerstand der Albigenser und Waldenser gegen die Kirche. Im 14. Jahrhundert predigte John Wiclif in England gegen das päpstliche „Antichristentum", den Bilderdienst, das Verbot der Priesterehe, die magische Abendmahlslehre und die Ohrenbeichte. Der Böhme Huß endlich und nach ihm der italienische Mönch Savanarola griffen der Kirche an die Wurzel ihres Ansehens, indem sie die religiöse Selbständigkeit der menschlichen Seele behaupteten und, was noch gefährlicher war, damit Kritik der kirchlichen Mißbräuche verbanden. Weder in Italien, noch in England, Frankreich, Spanien oder einem anderen europäischen Lande lagen aber die Verhältnisse so, daß wirklich eine große reformatorische Bewegung hätte ausbrechen und sich durchsetzen können, sondern das war allein in Deutschland möglich. Wollte und könnte man von unmittelbaren Zwecksetzungen in der Geschichte sprechen, so wäre zu sagen, daß sich Deutschland von der Zeit König Konrads I. bis zum Untergang der Hohenstaufen darum politisch immer mehr auflösen mußte, damit im 16. Jahrhundert die deutsche Reformation sich verwirklichen konnte. In Spanien war die Verbindung von Königtum und Kirche so stark, daß jeder religiöse Widerspruch gegen das herrschende System von vornherein verloren war. In England wie in Frankreich waren die hierarchischen Mißbräuche, die in Deutschland einen starken Hebel der kirchlichen Unzufriedenheit bil-

deten, geringer; namentlich der Aussaugung durch die Geldansprüche der Kurie setzte das kräftige Königtum Widerstand entgegen. Überdies wurde die einheitlich unter der königlichen Gewalt zusammengefaßte Regierung zu sehr von politischen Erwägungen beherrscht, als daß eine Religionsbewegung im großen Stil möglich gewesen wäre. Italien endlich lag unter dem Papsttum, unter der Sinnenherrschaft der Renaissance und unter dem Druck auswärtiger Herren. Die östlichen Länder waren in der Kulturentwicklung weit zurück, und die nordischen bedeuteten an sich zu wenig. Allein in Deutschland lagen die Verhältnisse günstig für eine kirchliche Reformation.

Wer das persönliche und das geschichtliche Leben rein vom Standpunkt der ethisch-religiösen Idee aus betrachtet, der wird es als einen allem Geschehen anhaftenden starken und schmerzlichen Mangel empfinden, daß sich die geistigen Fortschritte in der Entwicklung der Menschheit niemals allein aus der Kraft des vollkommenen Wollens und Erkennens heraus verwirklichen lassen, sondern immer nur in Verbindung mit historisch gegebenen und daher unvollkommenen Bedingungen. Das zeigt sich in der Verflechtung der deutschen Reformation in den Gegensatz der kaiserlichen und der fürstlichen Politik, durch die auf der einen Seite ihr Zustandekommen, auf der anderen ihre Mängel bedingt wurden. Maximilian, der Sohn Friedrichs III., ein in manchen Dingen phantastischer, aber in Vielem doch bedeutender und energischer Fürst, verfolgte den Gedanken, die kaiserlichen Rechte gegenüber den Fürsten zu stärken; diese aber verlangten ständisches Regiment. Dagegen suchte Maximilian Verbindung mit dem Papsttum, und durch diesen Gegensatz verstärkte sich die bei den deutschen Fürsten infolge der päpstlichen Finanzpolitik in Deutschland und der kurialen Ansprüche auf Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert vor-

handene Abneigung gegen Rom noch mehr. Mit der politischen Stimmung vereinigte sich die den päpstlichen Ansprüchen entgegengesetzte, mehr die Bedeutung der Bischöfe betonende Auffassung vom Wesen der Kirche, die auf den beiden großen Konzilien von Konstanz und Basel zum Siege gelangt war; außerdem aber auch noch die Abneigung der regierenden Gewalten in Deutschland, fortgesetzt Geld für die päpstlichen Schatzungen und Ablässe nach Rom abfließen zu lassen und die allgemein verbreitete Kritik an den kirchlichen Übelständen. Unter diesen Voraussetzungen bedurfte es nur noch eines starken unmittelbaren Anlasses, um einen mächtigen Ausbruch der gegen Rom herrschenden Mißstimmung hervorzurufen.

Am 31. Oktober 1517, bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Schloßkirche in der kurfürstlich sächsischen Residenz Wittenberg, schlug der Augustinermönch und Professor der Theologie an der Wittenberger Universität Martin Luther, eine außerhalb seines Ordens und des engeren Wittenberger Kreises noch unbekannte Persönlichkeit, 95 Thesen in lateinischer Sprache über die Lehre von der Buße an die Kirchentür. Ihr Inhalt widersprach der römischen Doktrin insofern, als bei der Buße der Wert des inneren sittlich-religiösen Vorgangs im Menschen gegenüber der kirchlichen Lehre von den äußeren Leistungen und Genugtuungen stark betont wurde; sonst enthielten sie nichts Unerhörtes. In ähnlicher Weise und über ähnliche Probleme war innerhalb der theologischen Wissenschaft schon vorher diskutiert worden, ohne daß sich ein weiter reichendes Aufsehen daran geschlossen hätte. Diesmal aber fielen Luthers Thesen in die ohnehin auf das stärkste gespannte Atmosphäre gleich einem zündenden Blitz. In ganz Deutschland, besonders aber in Kursachsen und den benachbarten Gebieten, herrschte bei Hoch und Niedrig helle Entrüstung und Auf-

regung über das unverantwortliche Treiben eines Dominikanermönchs, Tetzel, der einen päpstlichen Ablaß, dessen finanzieller Ertrag zum Bau der Peterskirche in Rom dienen sollte, in marktschreierischer und selbst den Schein kirchlicher und religiöser Würde preisgebender Weise dem Volke anpries. Jedermann bezog das Auftreten Luthers unmittelbar hierauf. Luther selbst war zunächst über den gewaltigen Widerhall, den seine Sätze — in vierzehn Tagen, heißt es, liefen sie durch ganz Deutschland — nah und fern fanden, erstaunt, und an die Möglichkeit, ihretwegen von der Kirche zum Ketzer gestempelt zu werden, hat er bei der Abfassung überhaupt nicht gedacht. Es gehört aber zur Natur der großen geistigen Bewegungen, daß ihre Anfänge selten mit der Absicht einer entscheidenden Aktion ins Leben treten, sondern gleichsam zufällig, und daß die Größe der Folgen sich aus dem allgemeinen Zustand der Zeit ergibt.

Auf der einen Seite war in ganz Deutschland der Boden für die Reformation durch die Abneigung gegenüber dem römischen System bereitet. Auf der anderen Seite sahen es die deutschen Fürsten — Luthers Landesherr, der Kurfürst von Sachsen, voran — alsbald ein, eine wie große Stütze gegenüber den kaiserlichen Ansprüchen, wie Maximilian sie im Bunde mit dem Papsttum geltend machte, diese starke kirchliche Bewegung ihnen darbot. Soweit auch Luthers Impuls von fürstlicher, kaiserlicher oder päpstlicher Politik entfernt war — hätten nicht die Anfänge der Reformation die politischen Bestrebungen der deutschen Fürsten gleichzeitig gefördert, sondern wären ihnen entgegengesetzt gewesen, so ist nicht anzunehmen, daß schon damals der Widerspruch des deutschen Empfindens gegen das römische Kirchenwesen so stark und nachhaltig durchgedrungen wäre. Die beklagenswerte, bis heute fortdauernde Bereitwilligkeit des evangelisch-lutherischen Kirchentums, in Verbindung mit der Glaubens- und Sittenlehre auch die Ver-

teidigung fürstlich-ständischer und sozialer Privilegierungsansprüche zu betreiben, ist eine geschichtliche Folge dieses Zusammenhangs.

In Deutschland starb Kaiser Maximilian schon zwei Jahre nach der Veröffentlichung der Wittenberger Thesen, und die Kurfürsten wählten seinen Enkel, den König Karl von Spanien, zum deutschen Kaiser. Auch unter Karl V. dauerte der Gegensatz zwischen dem Kaisertum und dem bestimmt formulierten Anspruch der deutschen Fürstenaristokratie auf das Mitregiment im Reiche fort, und da gleichzeitig der größte Teil der deutschen Stände, namentlich Norddeutschlands, die lutherische Kirchenreformation annahm, verschärfte er sich schließlich so, daß es zum offenen Krieg zwischen dem Kaiser und den Protestanten kam. Dabei aber ergab sich bald aus dem Hineinwirken der auswärtigen Beziehungen und der allgemeinen Weltpolitik eine so starke Summe von Hinderungen für die Verwirklichung des von Karl V. verfolgten Ideals, die katholisch-kirchliche Einheit Deutschlands wiederherzustellen, daß er sich im Augsburger Religionsfrieden von 1555 zur ausdrücklichen Anerkennung des Protestantismus verstehen mußte.

Karl V. hat noch einmal die alte, wie es schien seit Jahrhunderten begrabene Idee vom Kaisertum als der politischen Vormacht der christlichen Welt aufgenommen, und er gedachte sie mit Hilfe seiner spanischen Herrschaft, die nicht nur die pyrenäische Halbinsel, sondern auch einen großen Teil von Italien und die Niederlande umfaßte, zu verwirklichen. Die politischen Kräfte, die ihm dabei entgegenarbeiteten, waren Frankreich, der Papst und die deutschen Fürsten. Frankreich setzte sich den habsburgisch-kaiserlichen Plänen darum auf das äußerste entgegen, weil diese es ringsum mit einer überwältigenden Masse in einer Hand zusammengeschlossener Besitzungen umgeben hätten, so daß die französische Unabhängigkeit auf jeden Fall bedroht erschien. Der Papst dagegen war so entsetzt

darüber, daß das Kaisertum sich jetzt, dreihundert Jahre nach dem Untergang der Hohenstaufen, noch zur Weltherrschaft emporschwingen wollte, daß er dann lieber den Protestanten als dem Kaiser den Sieg in Deutschland gönnte. Aus dieser Kombination gegnerischer Kräfte konnte Karl V. nicht siegreich hervorgehen. Obwohl er zu Beginn seiner Regierung den Triumph erlebt hatte, daß sein Heer die berühmten Schweizer Söldner seines Gegners Franz I. von Frankreich schlug und den König selber gefangen nahm, mußte er nach über dreißigjähriger Herrschaft erkennen, daß seine imperiale Politik an allen entscheidenden Punkten gescheitert und daß die Religionstrennung in Deutschland für ihn ebenso unüberwindlich war, wie der Widerstand der ständisch-fürstlichen Interessen. Er resignierte und bekannte sich durch die Teilung des habsburgischen Machtgebiets unter seinen Sohn Philipp und seinen Bruder Ferdinand dazu, daß es auch für die Zukunft unmöglich sein würde, das, was er gehofft hatte, zu verwirklichen.

Während sich so der Mißerfolg des Kaisers vollendete, hatte in England das Königtum aus eigener Machtvollkommenheit erst die englische Kirche von Rom gelöst und darnach eine gemäßigte Reform der Lehre, ein Mittelding zwischen Protestantismus und Katholizismus, eingeführt. Auf jeden Fall war England für den Papst und die katholische Doktrin vorläufig verloren. Da nun auch der französische Geist durch die — im Vergleich zum Luthertum kirchlich viel radikalere — Gedankenarbeit Calvins einen bedeutenden und wie es schien verheißungsvollen Anteil an der Befreiung der Geister vom kirchlich-mittelalterlichen Zwange nahm, und das in materieller Hinsicht damals blühendste, reichste und bevölkertste Stück des germanischen Europa, die Niederlande, der römischen Lehre und dem kirchlichen Gehorsam gleichfalls überwiegend den Abschied gaben, so hatte es in der Tat fast den Anschein, als ob der Katholizismus ganz

auf den spanischen und italienischen Zweig der romanischen Rasse in Europa zurückgedrängt werden würde. Trotzdem ist es nicht so gekommen, und die Gründe dafür waren diese: Erstens hatte innerhalb der katholischen Kirche selbst der Ansturm der Reformation eine starke Selbstbesinnung zur Folge. Das Papsttum ergriff also ihm gegenüber zunächst die Maßnahme, die katholische Lehre in systematischer und geschlossener Form festzulegen. Das geschah durch das Tridentiner Konzil. Gleichzeitig kam es innerhalb der katholischen Kirche zu einer wissenschaftlichen Erneuerung, die hauptsächlich von der theologischen Fakultät der Universität Paris, der Sorbonne, ausging. Während der humanistischen Epoche und zu Beginn der Reformation war die wissenschaftliche Untüchtigkeit der kirchlichen Kreise so schreiend gewesen, daß sie den Spott aller Gebildeten herausforderte. Hierin trat eine entschiedene Besserung ein, und auch in der Abstellung der demoralisierendsten kirchlichen Mißbräuche wurde Einiges geleistet. Weiter schuf sich die Kirche in dem Jesuitenorden ein besonders brauchbares Kampfwerkzeug gegen den Protestantismus. Endlich, und das war das entscheidende Moment, fand sich eine weltliche, militärisch und politisch bedeutende Großmacht, die von sich aus die Aufgabe unternahm, die Einheit der Kirche und die Autorität des Papsttums wieder herzustellen. Das war Spanien unter Philipp II.

Aufs neue verwickelten sich nun das religiöse Prinzip und die Interessen der politischen Mächte. Dadurch, daß Spanien alle protestantischen oder dem Protestantismus gegenüber schwankend erscheinenden Staaten angriff, erschien es nicht nur diesen selbst, sondern auch anderen so gefährlich, daß verschiedene Schutzmächte für die Protestanten auftraten, um die Verwirklichung der spanischen Übermacht in ganz Europa zu hindern. Die Kriege, die sich auf diese Weise aus der In-

einanderwirkung von Religion, Hierarchie und Politik ergaben, beherrschten die weitere Geschichte Europas fast ein Jahrhundert. Ihren Ausgang nahmen sie von der erfolgreichen Empörung der Niederlande gegen den von Philipp II. ausgehenden politischen und religiösen Zwang, und ihre Krisis erfuhren sie, als Philipp sich entschließen mußte, außer den Niederlanden auch die beiden Mächte anzugreifen, die seine rebellischen Untertanen unterstützten, nämlich England und Frankreich.

Die Entscheidung über das politische und geistige Schicksal der europäischen Nationen fiel durch die spanische Seeexpedition gegen England, die sogenannte Große Armada, 1588. Sie ging nicht durch den kriegerischen Widerstand der Engländer zugrunde, obwohl dieser keineswegs zu verachten war, sondern hauptsächlich durch Stürme, denen die Geschicklichkeit des spanischen Flottenführers unter so schwierigen Verhältnissen, ohne Stützpunkte im feindlichen Lande, nicht gewachsen war. Eine Wiederholung des Versuchs war deshalb unmöglich, weil selbst die finanziellen Mittel Spaniens, die größten der damaligen Welt, hierzu nicht ausreichten, und weil das kriegerische Zusammenwirken der Gegner durch das Vorgehen der englischen Seemacht gegen die spanischen Küsten selbst so erfolgreich wurde, daß Spanien sich zum Friedensschluß mit England und Frankreich genötigt sah. Hier wie dort hatte Spanien versucht, den Krieg durch Anknüpfung an die kirchlich-katholischen Elemente zu führen. In England, wo keine starke katholische Partei mehr vorhanden war, mißlang das vollständig. In Frankreich nahm der protestantische Anwärter auf die Krone, Heinrich von Bourbon, König von Navarra — gegen den Philipp den Katholiken Truppen zu Hilfe geschickt hatte — seinen Feinden dadurch die stärkste Waffe aus der Hand, daß er formell zur katholischen Kirche übertrat. Die Verbindung von Holland, England und Frankreich erwies sich für Philipp als zu stark,

und dadurch wurde der Protestantismus zunächst gerettet. Ob er sich aber im Herzen Europas dauernd erhalten würde, war damit noch keineswegs ausgemacht.

Am Ende des 16. Jahrhunderts waren etwa neun Zehntel von Deutschland protestantisch geworden. Zwischen dem Norden und dem Süden bestand aber insofern ein Unterschied, als in Norddeutschland auch die Fürsten die Reformation angenommen hatten, während in Süddeutschland viele, vor allem die österreichischen Habsburger und das Haus Wittelsbach in Bayern, katholisch geblieben waren. Außerdem behaupteten die geistlichen Kurfürsten ihre Herrschaft, wenn auch mit großenteils protestantischen Untertanen. In diesen Gegenden setzte nun unter dem maßgebenden Einfluß des seit dem Tridentiner Konzil innerlich regenerierten und mit mehr kirchlichem Ernst erfüllten Papsttums und des zu großem Einfluß gelangenden Jesuitenordens eine gewaltsame katholische Gegenreformation ein. Dadurch wurde alsbald wieder ein großer Teil der deutschen Nation dem Protestantismus entzogen. Die protestantischen Stände, von der Gefahr bedroht, entweder gewaltsam katholisch gemacht oder ihrer Selbständigkeit und ihrer Länder beraubt zu werden, schlossen sich zu einem Sonderbündnis zusammen, und dieses rief wieder einen katholischen Gegenbund hervor, 1608/9. So stand man sich gerüstet gegenüber. Der Ausbruch des Krieges erfolgte, weil sich der Habsburger Matthias, der damals die Kaiserkrone trug und außer den alten österreichischen Erblanden auch noch Böhmen besaß, von den Jesuiten dahin belehren ließ, er brauche den Religionsfrieden, weil den Ketzern geschworen, nicht zu halten. Darüber erklärten ihn die Böhmen, des alten Hussitentrotzes und der Hussitensiege eingedenk, der böhmischen Krone für verlustig und wählten den Schwiegersohn des Königs Jakob von England, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zum Könige. Dies war der Anlaß zu dem Reli-

gionskrieg, der Deutschland dreißig Jahre verwüstete und in dessen Verlauf die Unentschlossenheit, die mangelnde Einigkeit und die schlechte Führung der Protestanten es trotz des Eingreifens des dänischen Königs zu ihren Gunsten anfangs dahin brachten, daß ihre Sache verloren schien. Ihre Erhaltung kam wiederum von den auswärtigen politischen Verhältnissen her.

Nach der Niederwerfung der dänischen Intervention durch den kaiserlichen Oberfeldherrn Wallenstein und nach der Verkündigung des Restitutionsedikts — demgemäß alle von den protestantischen Ständen eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten — hatte es den Anschein, als ob die habsburgisch-kaiserliche Macht in Deutschland zu starker Autorität kommen würde. Im Verein mit der Stellung der Habsburger in Spanien, Italien und dem katholisch gebliebenen Teil der Niederlande bedeutete das eine außerordentliche Gefahr für Frankreich. Die französische Politik sah sich also, wiewohl im Innern unter Ludwig XIII. und seinem leitenden Minister, dem Kardinal Richelieu, der Protestantismus energisch zurückgedrängt wurde, um der auswärtigen Interessen Frankreichs willen dazu genötigt, die Protestanten in Deutschland zu unterstützen. Mit der französischen Stellungnahme im protestantischen Sinne verband sich das Streben der neu emporkommenden nordischen Großmacht Schweden nach einer vorwaltenden Stellung an den Gestaden der Ostsee. Vom Ordensstaate der Deutschritter war auch die livländische Hälfte bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Angriff des Zaren von Moskau, Iwans des Schrecklichen, zusammengebrochen, aber die russische Macht zeigte sich noch nicht stark genug, um den ersehnten Ausgang nach der Ostsee zu gewinnen. Vielmehr teilten sich Polen und Schweden — die beide daran interessiert waren, die Russen vom Meere fernzuhalten — in die Beute. Dadurch wurde Schweden, das von altersher bereits Finnland besaß, Herr des ganzen nördlichen Beckens

der Ostsee bis nach Riga, und es strebte nun, durch Erwerbung von Stützpunkten auf deutschem Gebiet das sogenannte „Dominium Maris Baltici" zu vollenden. Dieser Grund und die Sorge vor dem Wallensteinisch-kaiserlichen Plane, eine Seemacht auf der Ostsee zu gründen, führten bei dem schwedischen Könige Gustav Adolf II., zusammen mit aufrichtig protestantischer Frömmigkeit und mit dem Angebot französischer Subsidien gegen das Haus Habsburg, zu dem Entschluß, mit einem Heer nach Deutschland überzusetzen und den protestantischen Glaubensgenossen zu helfen. Der Vorwurf, daß erst die Protestanten die fremden Mächte nach Deutschland gezogen hätten, ist darum nicht richtig, weil alle umgebenden Staaten, protestantische wie katholische, auf das stärkste am Ausgang des Krieges in Deutschland interessiert waren. So hat Spanien auf der katholischen Seite den Kaiser von Anfang an mit Geld und Truppen kräftig unterstützt. Es war die Natur der politischen Verhältnisse Europas selbst, die aus dem anfänglichen Kampf des Kaisers und der katholischen deutschen Stände gegen die deutschen Protestanten einen Krieg entstehen ließ, der nacheinander die meisten großen europäischen Mächte auf deutschem Boden den Gegensatz ihrer Machtinteressen zum Austrag bringen ließ. Da weder Frankreich — das von der bloßen Subsidienzahlung an Schweden bald zu eigener Kriegführung fortschritt — noch Schweden sich zufrieden geben wollten, bevor sie in der Hauptsache erreicht hatten, wonach ihr Trachten stand, und da die Kräfte des Kaisers und der katholischen Partei selbst mit spanischer Unterstützung nicht hinreichten, um die fremden Mächte aus Deutschland hinauszuschlagen, so war das Ende des dreißigjährigen Ringens im Westfälischen Frieden die Anerkennung des protestantischen Besitzstandes ungefähr im Umfange von 1618. Die durch die Gegenreformation wieder katholisch gewordenen Teile Deutschlands blieben der Refor-

mation verloren, und nur um den Preis der Spaltung der Nation — in einem von Rom freien und einen wieder zum Gehorsam gegen das Papsttum zurückgebrachten Teil — war für den deutschen Zweig der germanischen Rasse die Teilnahme an der neuen geistigen Entwicklung, die mit dem protestantischen Prinzip in die Welt gekommen war, wenigstens zum Teil gerettet.

Man meint gewöhnlich, daß der Dreißigjährige Krieg der eigentliche Verwüster der deutschen Kultur gewesen ist. Wenn aber auch ohne Zweifel die Mitte des 17. Jahrhunderts den Tiefstand des materiellen und geistigen Lebens in Deutschland bezeichnet, so sehen wir diese Tatsache doch erst richtig an, wenn wir außerdem noch erwägen, daß der Krieg bereits in eine Epoche des beginnenden allgemeinen deutschen Niedergangs traf. Der Zerfall des Reichs setzte Deutschland mehr und mehr in Nachteil gegen diejenigen Nationen, die gerade in dieser Zeit sich fester zusammenschlossen, dadurch eine rationellere Wirtschaftspolitik treiben und Deutschland am Ende politisch und wirtschaftlich überflügeln konnten. So erklärt es sich, daß die Kriegswunden Deutschlands um soviel schwerer zu heilen waren, als die, die z. B. auch Frankreich und die Niederlande in ihren jahrzehntelangen religiös-bürgerlichen Kämpfen erlitten hatten und daß die notwendigen Voraussetzungen für den Wiederaufschwung des deutschen Lebens erst im Verlauf von Jahrhunderten wiederhergestellt werden konnten. Das andere Ergebnis aber, die Erhaltung des Protestantismus im natürlichen und geschichtlichen Zentrum Europas, war doch das unvergleichlich wichtigere. Hierdurch erst ist die Befreiung des sittlich und überhaupt geistig erkennenden Urteils von dem Autoritätsanspruch der allgemeinen Kirche für immer bekräftigt worden. Damit waren auch zwei Grundfaktoren alles weiteren Fortschritts gesichert: auf der einen Seite das Recht zur vorurteilslos-wissenschaft-

lichen Befragung der Natur, auf der anderen die ethische Unbedingtheit des Staatsgedankens gegenüber dem kirchlichen!

Von der Periode der politisch-religiösen Kämpfe an, die im Gefolge der deutschen Reformation Europa von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in ihre Kreise ziehen, geht — da Spanien von seiner großen Stellung herabsinkt, Schweden die im Westfälischen Frieden erworbene Macht nicht behaupten kann und Italien in seiner Zerrissenheit verharrt — die Führung der geschichtlichen Ereignisse in der romanisch-germanischen Welt auf die beiden westlichen Nationen, Frankreich und England, über. Frankreich ist es vor allem, das jetzt freie Bahn für die Politik seiner nationalen Interessen in großem Stil erhält, und nachdem im Inneren auch noch die Beseitigung der gefährlichen politischen Sonderorganisation der Hugenotten ohne große Erschütterungen geglückt war, konnte das französische Königtum unter Ludwig XIV. mit der größten Kraft sich nach außen wenden.

Die Kosten der französischen Ausdehnung trugen Spanien und das Deutsche Reich. Der Friede von Nimwegen, 1678, bezeichnet ungefähr die Erreichung des vom Standpunkt einer konsequenten französisch-nationalen Politik aus berechtigten Ziels, möglichst nach allen Seiten hin die natürliche Sprachgrenze und eine vorteilhafte politische Abrundung zu erreichen. Der einzige Übergriff geschah nach der deutschen Seite hin, wo Ludwig XIV. die Schwäche des Reichs dazu benutzen konnte, über deutsches Gebiet hinweg die Oberrheingrenze zu gewinnen. Darnach aber führten Ludwig XIV. sein Ehrgeiz, der Glaube an die Stärke der Hilfsmittel Frankreichs und die Steigerung seines absolutistischen Selbstgefühls weiter. Er faßte den Gedanken: Spanien samt seinen Nebenländern, wenn auch nicht in territorialer Hinsicht direkt mit Frankreich zu

vereinigen, so doch auf dem Wege einer engen dynastischen Verbindung alle spanischen Hilfsmittel der französischen Politik dienstbar zu machen und auf diese Weise die absolute Vorherrschaft Frankreichs in Europa zu begründen. Damit gelangen wir an den äußeren politischen Wendepunkt der welthistorischen Entwicklung, die vier Jahrhunderte früher mit der Durchsetzung des Nationalprinzips gegenüber den kirchlichen Universalansprüchen durch Philipp IV. ihren sichtbaren Anfang genommen hatte. Auf demselben Boden wie damals, wiederum in Frankreich, potenziert sich der Gedanke des Nationalstaats bis zum Anspruch, durch Unterwerfung der übrigen Nationen eine Art Welthegemonie auszuüben. Indem Ludwig XIV. hartnäckig den Plan verfolgte, durch eine dynastische Heirats- und Erbschaftspolitik nach dem Aussterben der spanischen Linie der Habsburger die gesamte spanische Macht möglichst mit der französischen zu vereinigen, rief er das übrige Europa gegen sich in die Waffen. Nach schweren Niederlagen gelang es ihm schließlich, im spanischen Erbfolgekriege, 1700—1714, die Grenzen Frankreichs in dem von ihm hergestellten Umfange zu behaupten und das eigentliche Spanien samt den überseeischen Kolonien für seinen Enkel Philipp zu retten. Aber die Überanstrengung der Kräfte und die Überspannung des politischen Ehrgeizes über das verantwortbare und mögliche Maß hinaus rächten sich an der Zukunft Frankreichs und trugen viel dazu bei, die Krisis vorzubereiten, in der nicht nur das alte Frankreich, sondern die Verhältnisse des alten Europa überhaupt versanken.

Siebentes Kapitel.

Die moderne Geschichtsepoche.

Wenn wir zum Abschluß unseres Versuchs, den Entwicklungsgang der Weltgeschichte in allgemeinen Zügen deutlich zu machen, diejenigen Verbindungslinien aufsuchen wollen, die aus der nachmittelalterlichen in die eigentlich moderne Periode hinüberleiten, so müssen wir politisch den Ausgang von der englischen Geschichte im Zeitalter der kontinentalen Religionskriege und des französischen Übergewichts nehmen. Wir sahen bereits, daß am Ausgang des Mittelalters in England die Vertretung der Stände neben dem Königtum zu Bedeutung gelangte, indem die Stände das Recht zur Bewilligung außerordentlicher Ausgaben beanspruchten und durchsetzten. Dasselbe war auch in festländischen Staatswesen der Fall, aber während z. B. in Frankreich und Deutschland die Stände der Einigung des Landes entgegenwirkten, war das englische Parlament von Anfang an ein ebenso zentralistischer Faktor im Staatsleben, wie das Königtum. Aus diesem Zusammenwirken der Krone und des Parlaments ist die englische Verfassung entstanden. Allerdings muß man sich vor dem Irrtum hüten, das englische Parlament von damals für eine demokratische Einrichtung zu halten. Vielmehr vertrat es, der finanzpolitischen Seite seines Ursprungs entsprechend, den Besitz: den aristokratischen wie den bürgerlich-städtischen. Bis unter die Regierung der Tudors, Heinrichs VII., Hein-

richs VIII. und Elisabeths, erscheint die königliche Macht neben der des Parlaments noch fast absolut, was darauf beruhte, daß das Königtum meistens eine unbeirrt englisch-nationale Politik machte und hierdurch die englischen Angelegenheiten sich glänzend entwickelten: so vor allem unter der Regierung Elisabeths die englische Seemacht und Englands feste Verbindung mit dem protestantischen Prinzip.

Die innere Einigkeit zwischen dem Königtum, der Nation und dem Parlament wurde in England erschüttert, als nach dem Ende des Hauses Tudor, das mit Elisabeth erlosch, eine neue Dynastie auf den Thron gelangte, die schottischen Stuarts. Sowohl Jakob I., der Sohn der Maria Stuart, als auch sein Nachfolger Karl I. waren nicht in dem Sinne wie die Tudors Repräsentanten der englischen Nationalidee. Sie standen dem Katholizismus ohne gegensätzliches Bewußtsein gegenüber und pflegten katholische politische Beziehungen. Außerdem waren sie durch ihr besonderes Verhältnis zu Schottland beeinflußt und gerieten durch ihre absolutistischen Bestrebungen mit dem Parlament in Streit. Hierbei war ihre Stellung der Nation gegenüber schwächer, als es die der Tudors gewesen war und es stand ihnen damit zusammenhängend ein gesteigertes Selbstbewußtsein des Parlaments entgegen. Karl I. versuchte daher, ohne Parlament zu regieren, indem er es einfach nicht mehr berief. Dem gegenüber schritt das Parlament zur Aufstellung des neuen politischen Prinzips fort: daß sein Dasein und seine Ansprüche überhaupt nicht von der Berufung durch den König abhingen, sondern daß es einen an sich zu Recht bestehenden Bestandteil der englischen Verfassung bilde. Die Gegensätze verschärften sich so, daß es wiederum zu einem Bürgerkrieg in England kam, der dadurch seine Entscheidung zuungunsten der Krone fand, daß auf der Seite des Parlaments eine dem König Karl I. weit überlegene Persönlichkeit die Führung erlangte: Oliver Cromwell. Sein Aufkommen ist

bedingt durch die starke protestantisch-kirchliche Färbung der parlamentarischen Opposition gegen die Stuarts. Sobald einmal die religiösen Gegensätze eine entscheidende Rolle spielten, bekam die schärfste und radikalste Richtung, die der Puritaner oder Independenten, naturgemäß bald die Oberhand, indem sie dem katholisch-hierarchischen Prinzip die äußerste Demokratisierung der Kirche entgegensetzte. Cromwell war der Führer der Puritaner. Er errang den vollständigen Sieg, nahm den König gefangen, und ließ ihm den Prozeß auf Leben und Tod machen.

„In wessen Namen seid Ihr hier?" fragte Karl I., als er seinen Richtern gegenübertrat. „Im Namen der Nation," erwiderten ihm diese. „So beweist mir, daß das Haus der Gemeinen die englische Nation ist," gab ihnen der König zur Antwort, bevor er den Spruch empfing.

In dieser Wechselrede liegt das neue politische Prinzip enthalten, das durch die englische Revolution in die Geschichte gekommen ist. Um es ganz zu würdigen, muß man sich deutlich machen, daß die Beseitigung der kirchlichen Universalidee des Mittelalters in den protestantischen und durch eine natürliche Rückwirkung auch in den katholischen Staaten eine viel schärfere Formulierung der Staatsidee zur Folge hatte: so sehr, daß die Staatsmacht als die absolute Gewalt schlechthin erschien. Schon während des 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert wird eine bedeutende wissenschaftliche Denkarbeit auf die Staatslehre in diesem Sinne verwendet, wobei Staat und Fürst zunehmend gleichgesetzt werden. Eine gewaltige Förderung erhielt der Absolutismus durch die Regierung Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV. Nach außen hin erlangte während dieser Zeit das französische Königtum eine fast vollkommene Selbstherrlichkeit. Im Inneren blieb der Absolutismus aber an die steuerlichen Vorrechte der Stände gebunden, was eine un-

genügende Ausschöpfung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Staates, Schwierigkeiten in der Aufstellung einer starken Armee, fortdauernde Anleihewirtschaft und zuletzt eine allgemeine Krisis des Staatslebens zur Folge hatte.

Auf die ohnehin vorhandene Neigung der Stuarts zum Absolutismus, dem namentlich die Persönlichkeit Karls I. zustrebte, hatte das Beispiel des französischen Königtums den größten Einfluß. Ihm setzte sich im englischen Puritanismus das demokratische Prinzip auf kirchlich-religiöser Grundlage entgegen — eine Herkunft, die wohl beachtet werden muß, denn von ihr hat sich die demokratische Idee in der Folge weit losgelöst. Die religiöse Demokratie gerät in Kampf mit dem Königtum, vereinigt sich mit der politischen Opposition des Parlaments, gewinnt durch die innere Kraft der Extreme und das Genie ihres Führers Cromwell den Sieg und überträgt das demokratische Ideal aus dem kirchlichen ins politische Leben. Der Independent Cromwell läßt den König köpfen und richtet die englische Republik auf. Er bewährt sich zugleich als ein Staatsmann ersten Ranges, lenkt mit der höchsten Energie in die politischen Bahnen der Tudors zurück, sichert durch eine rücksichtslose Gewaltpolitik zur See die handelspolitischen und maritimen Interessen Englands, besiegt die Holländer, weil ihre Handelsmacht dem Aufkommen Englands entgegenstand, und nimmt den unter den Stuarts unterbrochenen Krieg mit Spanien wieder auf. Durch all das wurde er der eigentliche Gründer der Größe Englands.

Das Zwischenspiel der Restauration und abermaligen Beseitigung der Stuarts gab den Verhältnissen eine neue Wendung. Durch ihre katholisierende und absolutistische Politik und ihr den englischen Interessen widersprechendes Bündnis mit Frankreich entfremdete die Dynastie sich endgültig der Nation und Jakob II. mußte aus England weichen. Als sein Nachfolger wurde Wilhelm III., Prinz von Oranien, der mit dem Titel eines

Generalstatthalters an der Spitze der Republik der Vereinigten Niederlande stand, nach England berufen. Diese Einladung ging aber nicht von der puritanisch-demokratischen Partei aus, sondern im Gegenteil von der englischen Aristokratie, die von einer Fortdauer des Regimes Jakobs II. eine abermalige gewaltsame Revolution und eine nach dem Vorbild der Cromwellschen Zeit in die Militärdiktatur umschlagende Herrschaft der demokratischen Massen befürchtete. Seit Wilhelm III. fand also die Beschränkung des Königtums durch eine ausgesprochene Adelsherrschaft statt, indem die Aristokratie es verstand, das Parlament zum Werkzeug der von ihr verfolgten Politik zu machen. Trotzdem aber, daß sich die englischen Zustände seit der „glorreichen Revolution" von 1688 von demokratischen Idealen so weit wie überhaupt nur möglich entfernten, erhielt sich nicht nur die eigentümliche Richtung im englischen Protestantismus, die geradeswegs von der kirchlich-demokratischen zur politisch-demokratischen Idee fortschritt, sondern sie gewann für die Zukunft sogar eine noch höhere Bedeutung dadurch, daß sie auf den Boden der englischen Kolonien in Nordamerika verpflanzt wurde.

Während in England diese für den Fortgang der geschichtlichen Entwicklung im ganzen so überaus wichtigen Ereignisse sich vollzogen, begannen auf dem Festlande von Europa zwei ganz neue politische Faktoren emporzukommen, von denen bald die stärkste Wirkung auf die Verhältnisse Europas ausgehen sollte: Preußen und Rußland. Der politische Gründer des preußischen Staats ist der Große Kurfürst, der militärische und moralische Friedrich Wilhelm I. Ursprünglich ist die Veranlassung dafür, daß die brandenburgische Geschichte um soviel bedeutender geworden ist als die sächsische oder bayrische, darin zu suchen, daß im 17. Jahrhundert zu der eigentlichen Mark Brandenburg ziemlich umfangreiche hohen-

zollernsche Erbschaften im äußersten Westen und Osten von Deutschland hinzutraten: hier Cleve, Mark und Ravensberg, dort der unter polnischer Lehenshoheit stehende Rest des einstigen preußischen Ordenslandes: das Herzogtum Preußen. Aus diesem weit verstreuten Ländergebiet und aus anderen Erwerbungen entstanden die Anfänge eines einheitlichen und nach vorgeschrittenen Grundsätzen verwalteten Staates durch das Verdienst der überragenden fürstlichen Persönlichkeit, die am Anfang der eigentlichen Geschichte Brandenburg-Preußens steht, des Großen Kurfürsten. Die nächste Regierung, die des Königs Friedrich I., bedeutete materiell nicht viel, zeichnete aber durch den Erwerb der Königskrone ein größeres Ziel für Preußen vor. Der zweite König, Friedrich Wilhelm I., schuf durch die Erziehung eines gewissenhaften, ihm persönlich verantwortlichen Beamtentums und durch die rücksichtslose Konzentrierung der Staatsmittel auf den Unterhalt einer starken Armee die Grundlage, auf der sein Nachfolger eine preußische Großmachtpolitik wagen konnte. Dabei muß das Gewicht ebenso auf die von Friedrich Wilhelm geschaffene preußische Beamtentüchtigkeit gelegt werden, wie auf das Heer, das Friedrich der Große aus seines Vaters Hand empfing, denn die preußische Verwaltung war für das siegreiche Bestehen der Krisis im Siebenjährigen Kriege fast eine noch notwendigere Voraussetzung, als die Tüchtigkeit des Heeres.

So gut wie in England der Puritanismus und die durch ihn vorgenommene Übertragung des demokratischen Gedankens vom religiösen auf das politische Gebiet, ist auch in Deutschland die Schöpfung der preußischen Großmacht durch Friedrich II. eine Folge der gegen die katholisch-kirchliche und politische Idee gefallenen Entscheidung beim Untergang der Armada und beim Westfälischen Frieden. Im friderizianischen Preußen offenbart sich einerseits auf das vollkommenste der persönliche Genius an einem der entscheidenden Entwicklungs-

punkte der Geschichte; andererseits aber ist dieser Staat auch der überzeugendste Beweis für die Wirkung des protestantischen Prinzips auf das staatlich-bürgerliche Pflichtgefühl bei Fürst und Volk. Weder die preußische Armee noch die preußische Beamtenschaft unter Friedrich sind denkbar ohne eine außerordentlich starke, dauernde und disziplinierte Anspannung der moralischen Kräfte, und diese wiederum ist praktisch nur möglich als das Ergebnis einer Erziehungsarbeit von Generationen, so wie sie mit dem Großen Kurfürsten eingesetzt hatte und durch Friedrich Wilhelm I. fortgeführt worden war. Fragen wir uns, wo die Wurzeln der innersten Kraft lagen, die in dem staatlichen und militärischen Organismus Preußens wirkte, so können wir nicht anders, als antworten: vor allem in der veränderten Anschauung vom sittlichen Verhältnis des Einzelnen zum Staat und zu den öffentlichen Pflichten, die durch die Reformation gegenüber der katholischen Form des kirchen- oder gottesstaatlichen Universalismus in die Welt gekommen war. Auf diesem Fundament ruhte letzten Endes nicht nur das preußische Beamtengewissen, nicht nur die Kraft der Armee, sondern trotz alles äußeren Skeptizismus und Voltairianismus auch die absolute Selbsthingabe Friedrichs an den Pflichtgedanken seines Regententums. Die preußische Verwaltung seit Friedrich Wilhelm I. war das stärkste bis dahin in der Geschichte verwirklichte Beispiel von innerer und äußerer Erziehung der Staatsdiener für den Staatszweck, aber sie ruhte auf einem Staatsbegriff, wie es ihn vor der Reformation nicht gegeben hatte. Was also im Siebenjährigen Kriege über die Vereinigung feindlicher Kräfte triumphierte, war die protestantisch-sittliche Kraft des Gemeinwesens, die es ermöglichte, aus einem kleinen, ungünstig gestalteten und wenig volkreichen Lande durch eine gutarbeitende und straff gehandhabte Organisation tatsächlich das Äußerste an Kraft herauszuholen — und das überragende Genie Friedrichs, das kühn und aus-

dauernd genug war, um die Last und die Verantwortung des Widerstandes auch dann noch zu ertragen, als kaum noch eine Hoffnung auf den glücklichen Ausgang übrig zu bleiben schien.

Dem gegenüber war nur eine einzige Großmacht, die habsburgische, wirklich mit ihrem ganzen Interesse im Kampf gegen Preußen engagiert. Rußland, das sich zum Bündnis hatte gewinnen lassen, führte den Krieg nur mit einem Teil seiner Kraft. Die Friedrich feindlichen Reichsstände repräsentierten an sich militärisch nicht viel. Frankreich endlich hatte den immensen politischen Fehler gemacht, gleichzeitig England und Preußen zu bekriegen, was dazu führte, daß die französische Macht weder nach der einen noch nach der andern Seite voll eingesetzt werden konnte. Trotzdem darf man zweifeln, ob es Friedrich möglich gewesen wäre, sich zu behaupten, wenn nicht gerade in dem Moment, als seine Lage am schlimmsten war, die Kaiserin Elisabeth von Rußland gestorben wäre und Rußland auf die Beteiligung an dem Kriege gegen Preußen, zu der es keinerlei Notwendigkeiten trieben, verzichtet hätte. Man kann das als einen Glücksfall von entscheidender Bedeutung bezeichnen, aber man muß sich dabei gewärtig halten, daß Friedrich gegenüber einer so vielfach zusammengesetzten und von persönlichen ebenso sehr wie von staatlichen und dynastischen Beweggründen geleiteten Verbindung, wie seine Feinde sie geschlossen hatten, von vornherein darauf rechnen durfte, daß Ereignisse irgendwelcher Art den unorganischen Charakter jenes Zusammenschlusses zeigen würden.

Durch den Siebenjährigen Krieg griff **Rußland** zum erstenmal außerhalb seiner eigenen Lebensinteressen stark in die europäischen Verhältnisse ein. Noch im 17. Jahrhundert hatte Moskau für die übrige europäische Politik außerordentlich wenig bedeutet. Nach der Einigung der früheren Teilfürstentümer und der Abschüttelung des mongolischen Jochs

war es unter den letzten Zaren aus dem Hause Ruriks, Iwan III. und Iwan IV. dem Schrecklichen, kräftig in die Höhe gekommen und hatte sich ostwärts bis an das Kaspische Meer, bis tief nach Sibirien, ja schließlich bis an den Stillen Ozean ausgedehnt, indem es die dortigen mongolischen Völkerschaften und Staaten unterwarf. Darnach aber mißlang der zweimal wiederholte Versuch, nach Westen an das Baltische Meer durchzubrechen. Iwan IV. vernichtete den Deutschen Orden in Livland, aber Polen und Schweden versperrten ihm darnach die Ostsee. Auch Alexei Michailowitsch, der Vater Peters des Großen, belagerte im Kriege mit Schweden um die Mitte des 17. Jahrhunderts vergeblich Riga. Er mußte auf Livland verzichten. Unter ihm begann schon die allmähliche Europäisierung Rußlands. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es in Moskau eine starke europäische Kolonie, hauptsächlich Deutsche, Holländer und Schweizer. Als Kulturträger konnte man die Leute in der deutschen Vorstadt von Moskau keineswegs bezeichnen, denn es waren in der Hauptsache ungebildete und mehr oder weniger abenteuerliche Naturen, die auf irgendwelche Weise in moskowitischen Diensten Vorwärtskommen und Glück suchten. In ihrem Kreise erhielt aber der junge Peter seine ersten Eindrücke vom europäischen Wesen. Die Bedeutung seiner Persönlichkeit für die unter ihm durchgeführte Europäisierung Rußlands wird dadurch nicht geringer, daß Moskau auch ohne ihn allmählich in das europäische Staatensystem hätte eintreten müssen, weil die Notwendigkeit des Anschlusses an die Ostsee für den Staat zwingend war und er sich dazu rüsten mußte. Das aber konnte nur durch Modernisierung des Heerwesens und Schaffung einer Seemacht geschehen, und damit war die Herübernahme der übrigen europäischen Technik und gewisser geistiger Kulturelemente unmittelbar gegeben. Das Bedeutende an der Tat Peters des Großen ist daher nur die Energie und Schnelligkeit,

mit der sein Geist die Aufgabe ergriff und die Mittel zu ihrer Lösung fand. Selbst blieb er ein von den geistigen Elementen der europäischen Kultur unberührter Barbar. Das ist nicht ohne starke Folgen für den Charakter der Europäisierung Rußlands auch während der folgenden Generationen geblieben.

Peters äußerer Erfolg durch die Besiegung Schwedens und den Erwerb der Ostseeküste vom südlichen Finnland bis zum Ausfluß der Düna war vollkommen. Er machte sich auch im Westen dadurch fühlbar, daß Frankreich fortan nicht mehr, wie bisher, auf die Bundesgenossenschaft der Türkei, Schwedens und Polens rechnen konnte. Mit der Beendigung des nordischen Krieges, 1721, ist auch das russische Übergewicht über Polen entschieden, dessen rücksichtslos auf den Standesvorteil des Adels allein zugeschnittene Verfassung es unmöglich machte, die Kräfte des Staats nach einem politischen Ziele hin zusammenzufassen. Aus diesem Grunde konnten sich bald nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges Rußland, Preußen und Österreich leicht mit dem gemeinsamen Ziel verständigen, Gebietszuwachs auf Kosten der machtlosen „Königlichen Republik" Polen zu suchen. Österreich und Rußland veränderten hierdurch ihren Charakter nicht. Rußland blieb ein wesentlich slawischer Staat, und Österreich gewann zu seinen vielsprachigen deutschen, slawischen und romanischen Untertanen noch ein erhebliches Stück slawischen Gebiets hinzu. Für Preußen dagegen hätte sein Anteil an polnischem Lande, der bis zur Weichsel reichte und zu dem auch die bisherige Hauptstadt Polens, Warschau, gehörte, falls dieser Erwerb dauernd geblieben wäre, eine vollkommene Veränderung seines Charakters als einer deutschen Macht bedeutet. In diese drohende Entwicklung griffen jedoch die gewaltigen Ereignisse ein, die jetzt von Frankreich her die Welt zu erschüttern begannen.

Wir verließen die französische Geschichte bei dem Versuch Ludwigs XIV., die Länder der spanischen Krone mit Frankreich in dynastische Verbindung zu bringen. Dagegen erhob sich der von Wilhelm von Oranien, Generalstatthalter der Niederlande und seit der Vertreibung des Hauses Stuart auch König von England, organisierte europäische Widerstand. Wilhelm ist einer der bedeutendsten Politiker aller Zeiten gewesen, und durch die Energie, mit der er die Rolle als Gegenspieler Ludwigs XIV. in Europa durchführte, bewies er sein Verständnis für die Lebensbedingungen Englands als der zum ersten Platz emporsteigenden Handels- und Seemacht. Diese Richtung war dem englischen Leben, nachdem sich vorher während des halben Jahrtausends von Wilhelm dem Eroberer bis Elisabeth die gehörige Mischung und Vereinigung aller Elemente englischer Tüchtigkeit vollzogen hatte, endgültig durch Cromwell gewiesen worden. Dadurch aber entstand erst recht eine Verschärfung des Gegensatzes zu Frankreich. Colbert, der große Finanz-, Handels- und Marineminister Ludwigs XIV., hatte ein französisches Kolonialreich und eine französische Seemacht geschaffen, die es äußerlich beide mit dem englischen Besitz aufnehmen konnten. Die Überanstrengung der Kräfte Frankreichs durch die Kontinentalkriege gegen halb Europa zogen aber als verhängnisvollste Folge den Verfall der Marine nach sich, da die Mittel, die zu deren Unterhalt notwendig gewesen wären, für das Landheer verbraucht wurden. Schon vor dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges erkämpfte sich England in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts die Überlegenheit zur See, und vom Ende der Regierung Ludwigs XIV. an ist Frankreich nie wieder in den Besitz einer der englischen einigermaßen gewachsenen Flotte gelangt. Damit ist sein Schicksal England gegenüber besiegelt und gleichzeitig die Zukunft der englischen Weltherrschaft zur See gesichert.

Die nun folgende Regierung Ludwigs XV., die rund ein

halbes Jahrhundert dauerte, trieb durch die politischen Fehler und moralischen Verschuldungen, die sie aufeinander häufte, Frankreich vollends der Katastrophe zu. Es war eine Verkehrtheit ohnegleichen, im Siebenjährigen Kriege gleichzeitig gegen Preußen und gegen England zu kämpfen. Darüber ruinierte Frankreich nicht nur seine Finanzen und sein militärisches Ansehen, sondern es verlor auch die beiden bedeutendsten und zukunftsreichsten Stücke aus seinem überseeischen Besitz. Man kann sagen, daß sich in dem englisch-französischen Friedensschluß von 1763 die Zukunft der germanischen und der romanischen Rasse in Amerika entschieden hat. Bis dahin war nur erst der verhältnismäßig schmale Strich zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Alleghanygebirge englisches Kolonialgebiet gewesen, und die dortigen Ansiedler fingen kaum an, über die Bergketten nach Osten in das Tal des Ohio vorzudringen. Kanada, das Gebiet des St. Lorenz, die großen Seen und das ganze Mississippibecken bis hinab zur Mündung des „Vaters der Ströme" in den Meerbusen von Mexiko waren französisches Kolonisations- oder Interessengebiet. Noch heute bezeugen die Namen der Städtekette, die sich vom oberen Mississippi bis zum Golf von Mexiko hinzieht, die französische Periode dieses Teils von Nordamerika. Bedenkt man, daß ganz Südamerika ohnehin den Spaniern und Portugiesen gehörte, also romanisch war, und ebenso Mexiko, das damals sich noch viel weiter nordwärts ausdehnte als heute, so erscheint das englische Ansiedlungsgebiet an der atlantischen Ostküste in der Tat nur als eine kleine Enklave inmitten eines gewaltigen lateinischen Kolonisationsgebiet. Diese romanische Zukunft ganz Amerikas ging durch die falsche Entscheidung der französischen Politik im Siebenjährigen Kriege verloren.

Ludwig XV. hinterließ das französische Königtum moralisch stark erschüttert und die Staatsfinanzen in völliger Unordnung. Für das eine Übel war er persönlich verantwort-

lich. Für das zweite weniger: Der finanzielle Zusammenbruch des Staates war die unmittelbare Veranlassung der Revolution, aber es ist ein Irrtum, in erster Linie die absolutistische Wirtschaft der letzten Bourbonen, ihre übermäßigen Militärausgaben, ihre Verschwendung oder dgl. mehr für die schlechten Staatsfinanzen verantwortlich zu machen. Frankreich war, als die Revolution ausbrach, ein reiches Land, und nicht nur das: sein Reichtum war während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts trotz aller Kriege und aller Ausgaben des Hofes ununterbrochen gestiegen. Das zeigt sich schon durch die bedeutende Vermehrung des französischen Außenhandels während dieser Zeit, und durch das Aufkommen des immer wohlhabender und kapitalkräftiger werdenden dritten Standes, der später sogenannten Bourgeoisie.

Das französische Volk also war reich. Aber der französische Staat war arm. Und daß er arm war und Schulden über Schulden machen mußte, kam nicht vom Absolutismus, sondern im Gegenteil von der ungenügenden Stärke des Königtums. Wir bemerkten bereits, daß die Regierung der Kardinäle und Ludwigs XIV. die Macht der Krone nur auf einem beschränkten Gebiet, vor allem in der Führung der auswärtigen Politik, absolut hingestellt hatte, daß sie aber in der wichtigsten innerpolitischen Angelegenheit, den Finanzen, höchst beschränkt geblieben war. Trotz der Ansprüche des geschichtlich übrigens zweifelhaften: L'État c'est moi! besaßen weder Ludwig XIV., noch seine beiden Nachfolger die Gewalt, ihrem Lande eine leistungsfähige Steuerverfassung aufzulegen und die tatsächlich in allen Ständen vorhandene Wohlhabenheit für die Staatspolitik fruchtbar zu machen. Dem standen die unantastbaren Rechte und Privilegien, namentlich der oberen Stände, entgegen, und hieraus erwuchs die große, durch die Kriege von Ludwig XIV. bis zur Unterstützung des Aufstandes der Nordamerikaner gegen England vermehrte Schuldenlast.

Um Ordnung in die Finanzen zu bringen und die Leistungen für den Staat erhöhen zu lassen, entschloß sich Ludwig XVI. zur Berufung der „Generalstände". Durch die Verdoppelung des dritten Standes und die darauf folgende eigenmächtige Vereinigung der drei Stände erwuchs aus diesem die Nationalversammlung und damit der Anfang der Revolution.

Der Verlauf der Krisis war dann weiter bedingt durch den Charakter und das Maß von Einsicht, die den handelnden Persönlichkeiten eigneten, und durch die allgemeine geistige Disposition des Zeitalters. Seit dem Konflikt zwischen dem König und dem Parlament mitsamt der religiösen Demokratie in England stand der absolutistischen Herrschergewalt die Idee der Volksrechte deutlicher, als es früher je der Fall gewesen war, als ein selbständiges Prinzip gegenüber. Unmittelbar vor der französischen Revolution schritt diese Idee in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika zur praktischen Verwirklichung der antimonarchischen Staatsform fort. Damit ergibt sich zum ersten Male eine bedeutende und dauernde Rückwirkung der neuen Welt auf die alte — eine Tatsache, die wir gleichfalls unter die Ankündigungen der modernen geschichtlichen Entwicklungsepoche rechnen müssen. Dadurch, daß Frankreich dem Aufstand der amerikanischen Kolonien gegen England Truppen und Offiziere zu Hilfe sandte, kam die französische Gesellschaft in direkte geistige Berührung mit der republikanisch-demokratischen Idee, und das geschah verhängnisvoller Weise gerade zu einer Zeit, wo die Achtung vor dem eigenen Königtum gesunken war und die anarchischen Gedanken des sogenannten philosophischen Materialismus, jener Ausartung des Zeitalters der Aufklärung, das sittliche Bewußtsein nicht weniger Menschen der höheren Stände verwirrten. Dazu traten dann noch die konfusen Phantasien der Rousseauschen Schule über Staat und Gesellschaft, welche trotz ihrer utopistischen und doktrinären Oberflächlich-

keit jenes einer kritisch-geschichtlichen Auffassung derartiger Probleme durchaus unfähige Zeitalter fast ohne Widerstand bestachen.

Den zerstörenden Ergebnissen der Revolution standen aber auf der anderen Seite die bedeutendsten positiven Wirkungen gegenüber: die Aufstellung des Grundsatzes der Volksrechte, dem die tatsächliche Beseitigung der Klassenprivilegien im revolutionären Frankreich entsprach; der Versuch, die Nation direkt an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu beteiligen; die Entbindung der [bisher durch das System der Geburtsvorrechte und die ungerechte Lastenverteilung niedergehaltenen] Fülle von Leistungsfähigkeit in den breiteren Volksschichten.

In der französischen Revolution lag die Linie, die zur Beseitigung des Königtums, zur Aufrichtung der Republik und zur Schreckensherrschaft führen sollte, ursprünglich ebensowenig vorgezeichnet, wie die kriegerische Ausbreitung der revolutionären Ideen über die Grenzen Frankreichs hinaus. Die unschlüssige Schwäche im Charakter Ludwigs XVI. und die Herrschaft, welche die radikale Demagogie in Paris bald über die Straße gewann, waren die Ursachen, daß der königlichen Gewalt immer schärfere und schärfere Garantien für die Respektierung der Ansprüche und Rechte der Nation abgenötigt wurden, bis schließlich in der fortschreitenden Festsetzung der Verfassungsreformen vom Königtum nicht viel mehr übrigblieb als der Name, und die Lage des Königs selbst der Gefangenschaft glich. Aus dieser Not versuchte Ludwig XVI. sich zu retten, indem er die Hilfe der alten Monarchien außerhalb Frankreichs anrief und selber heimlich aus Paris floh. Ein Unternehmen, das ihm zu Unrecht als Verrat an Frankreich ausgelegt wurde. Es kostete ihn Krone und Kopf.

Der Versuch der bestehenden absolutistischen Mächte Europas, die Revolution samt ihrem Ergebnisse mit Gewalt wieder zu beseitigen, stieß gleichzeitig in gegenseitiger Offen-

sive zusammen mit der natürlichen Fortbildung des revolutionären Gedankens zur gewaltsamen Propaganda nach außen. Dadurch wurde die gewaltige Kraft herausgefordert, die — von der Revolution nur entbunden — tatsächlich schon in dem vorrevolutionären Frankreich gesteckt hatte, und zugleich ihr genialer Organisator auf den Plan gerufen: Napoleon Bonaparte. Napoleon vollendete das von der Revolution begonnene Werk der Zertrümmerung des alten Europa, aber er übernahm dabei von Anfang an auch eine Aufgabe, die ihn, er mochte wollen oder nicht, nicht nur mit den festländischen Staaten, sondern auch vor allen Dingen mit England, und mit diesem am unversöhnlichsten, in einen dauernden Gegensatz bringen mußte: die Behauptung der „natürlichen Grenzen" Frankreichs.

Die natürliche Grenze im Sinne der revolutionären Doktrin, die Belgien und Holland für „Anschwemmungen französischer Flüsse" erklärte, war nach der Seite von Mitteleuropa hin der Rhein. Hierdurch war Belgien ohne weiteres für Frankreich in Anspruch genommen. Hat Frankreich aber Belgien, so hat es auch Holland, und damit wachsen seine Küstenausdehnung, seine seemännische Bevölkerung, sein Reichtum, seine Industrie und schließlich seine Macht auf dem Meere so sehr, daß Englands Seegeltung und Englands Lebensinteressen in die äußerste Gefahr geraten. An dieser Unausgleichbarkeit des Gegensatzes zu England ist Napoleon zuletzt gescheitert.

Die französische Marine hatte sich von ihrem ersten Niedergang unter Ludwig XIV. — infolge der Überanstrengung der Finanzen für andere Zwecke — nie wieder vollständig erholt. Immerhin war sie zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges noch so stark, daß die Truppentransporte, die den Amerikanern zu Hilfe geschickt wurden, gedeckt werden konnten und daß die Franzosen imstande waren, sich zur

See zu behaupten. Als aber die Revolution ausbrach, erwies sich die Flotte als eine starke Stütze für den Royalismus. Das republikanische Wesen war dem Seeoffizierkorps und der Bevölkerung der nordwestlichen Küstenprovinzen Bretagne und Normandie, von woher die Marine sich ergänzte, verhaßt. Um also die Gefahr zu beseitigen, die der republikanischen Herrschaft von dorther drohte, hatte man in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Flotte absichtlich verfallen lassen. Zu Lande war Napoleon stärker, weil er zunächst nicht nur über außerordentliche materielle Hilfskräfte, sondern auch über eine bessere Taktik verfügte, als seine Gegner. Die europäischen Armeen des 18. Jahrhunderts, vor allen die preußische, die das Vorbild der übrigen bildete, bestanden großenteils aus unfreiwillig ausgehobenen, gepreßten Leuten, die so lange dienten, daß man von Berufsheeren sprechen konnte. Das Mittel, das diese Armeen zusammenhielt, war eine strenge, öfters barbarische Disziplin. Gefochten wurde in geschlossener Ordnung. Die Offiziere durften ihre Truppen weder im Quartier, noch auf dem Marsche, noch im Gefecht aus der Hand geben, weil sich sonst die Heereskörper durch Desertion zum großen Teil aufgelöst hätten. Weil eben ein großer Teil der Soldaten nur aus Zwang im Dienst verharrte. Dem gegenüber waren die Heere, die das revolutionäre Frankreich aussandte, wirkliche Volksheere, aus der Jugend der ganzen Bevölkerung ohne Unterschied des Standes gebildet. Zum erstenmal in der neueren Geschichte tritt hier die Idee auf, tatsächlich den gesamten wehr- und waffenfähigen Teil der Nation kriegerisch im Dienste des Vaterlandes zu verwenden. Dadurch wurde eine ganz andere Taktik möglich, als bei den Berufsheeren des 18. Jahrhunderts. Der Feldherr brauchte nicht zu befürchten, daß seine Truppe auseinandergeriet und seine Leute ihm desertierten, wenn er sie in aufgelöster Gefechtsform — statt in ge-

schlossenen Linien unter der Fuchtel der Offiziere — an den Feind brachte. Daraus entstand eine viel größere Beweglichkeit der französischen Heere, die sie in der Hand eines Feldherrn wie Napoleon und in der seiner militärisch bedeutenden Unterführer zu einem den übrigen europäischen Heeren überlegenen Kriegswerkzeuge machte.

Gegenüber England aber versagte auch das napoleonische Heer, weil es unmöglich war, ohne den Besitz der Überlegenheit zur See, sei es selbst nur einer vorübergehenden, den Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Hätte Napoleon England besiegen können, so wäre er vielleicht auch des übrigen Europa Herr geworden — der Ruin der französischen Flotte gleich zu Beginn des Revolutionszeitalters machte es ihm aber unmöglich. Um England niederzuringen, zwang Napoleon Spanien und Holland zum Bündnis und vereinigte die spanische Flotte mit der französischen. Die Seeschlacht am Kap Trafalgar, am 21. Oktober 1805, war der Kampf, der über das Schicksal der Welt entschied. An Zahl der Schiffe war die vereinigte französische und spanische Flotte der englischen etwas überlegen, an Wert stand sie ihr weit nach, denn die von der Revolution während eines Jahrzehnts angerichteten Schäden hatten in den darauffolgenden Jahren noch lange nicht wieder gutgemacht werden können.

Nach dieser Niederlage gegen die englische Seemacht mußte Napoleon darauf verzichten, England selbst anzugreifen. Er versuchte fortan, es auf dem europäischen Festlande dadurch zu besiegen, daß er einen Staat nach dem andern in sein politisches System hineinzwang und die Handelssperre gegen England verfügte. Die materiellen Verluste, die England hierdurch erlitt, waren sehr groß und die englische Schuldenlast stieg zu unerhörter Höhe, aber die leitenden englischen Persönlichkeiten blieben fest beim Kriege, denn sie waren sich darüber klar, daß es sich nicht allein um Kriegs- oder Friedens-

zustand, sondern um die Grundlagen des Daseins und der Macht Englands handelte. Napoleon sah sich vor der Aufgabe, um Englands willen ganz Europa zu unterwerfen, und alsbald trat die Wendung in seinem Geschick ein: Wie wir jetzt durch Roloffs Forschungen wissen infolge der unerwarteten Entwicklung der Dinge in Spanien. Napoleon setzte dort seinen Bruder Josef als König ein, aber die französischen Heere waren nicht imstande, den nationalen Widerstand der Spanier, der sich in der Form eines erbitterten Volkskrieges äußerte und den ein von England nach der pyrenäischen Halbinsel entsandtes Heer verstärkte, zu überwinden. Noch dauerte der Krieg in Spanien fort, der Frankreich ungeheure Opfer verursachte, da sah sich Napoleon genötigt, weil Rußland sich weigerte, bei dem antienglischen Kontinentalsystem zu bleiben, auch diese Macht seinem Willen zu unterwerfen. Der russische wie der spanische Krieg wurden von ihm nicht um ihrer selbst willen, sondern um der schließlichen Besiegung Englands willen aufgenommen. In Rußland aber kam es zu einer großen militärischen Katastrophe, und dies führte die moralische und kriegerische Erhebung Deutschlands herbei, indem die preußische Unabhängigkeitspartei dem schwankenden Könige Friedrich Wilhelm III. die Kriegserklärung gegen Napoleon halb mit Gewalt entrang.

Für die Besiegung Napoleons war aber nicht nur die Übermacht der preußisch-österreichisch-russischen Koalition auf dem Festlande von Europa, sondern auch die innere Umwandlung Preußens durch Aufgabe des absolutistischen Systems und der friderizianischen Heeresverfassung, die beide einander bedingten, erforderlich. Die französische Monarchie unter Ludwig XV. und die preußische unter Friedrich dem Großen stellten nach ihrer inneren sittlichen Tüchtigkeit die größten Gegensätze dar. Trotzdem zeigte sich auch in dem Zusammenbruch des preußischen Staats unter den Schlägen Napoleons gerade zwei Jahrzehnte

nach dem Tode Friedrichs, daß selbst bei einer so einzigartigen Persönlichkeit der Absolutismus nicht die Fähigkeit besaß, den Staat mit einer hinreichenden äußeren und inneren Widerstandskraft auch für den Fall zu erfüllen, daß neue und außerordentliche Dinge von außen her anstürmten und kein bedeutender Geist als Träger des nur sich selbst verantwortlichen monarchischen Staatsprinzips vorhanden war. Nach dieser Richtung hin ist es das Verdienst der französischen Revolution gewesen, die Staaten statt allein auf die Einsicht und den Willen ihrer Herrscher auch auf die freie Betätigung ihrer Angehörigen zu stellen, die aufhörten Untertanen zu sein und Bürger wurden.

Der mächtige Einfluß der positiven in der französischen Revolution wirksamen Ideen äußerte sich in Deutschland vor allen Dingen durch die preußische Staats- und Armeereform. Die erstere blieb schädlicherweise auf der Hälfte des Weges stehen, da die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung von der Umwandlung des bäuerlichen und Städtewesens nicht bis zu einer wirklichen Verfassung des Staates im ganzen fortschritt. Die zweite, die Übernahme der Idee der allgemeinen Wehrpflicht vom revolutionären Frankreich, verwirklichte nicht nur eine militärische Notwendigkeit, sondern auch einen im Grunde demokratischen Gedanken sittlichen Rechtes. So wie die Demokratie in Frankreich auftrat, bedeutete sie die einseitige und nur zum Schaden der Völker ins Tatsächliche zu übersetzende Ausprägung des einen der beiden polaren Prinzipien, durch deren Aufeinanderwirken sich der Fortschritt in der Geschichte vollzieht: der geführten Masse und der führenden Persönlichkeit. Da vorher aber das eine Prinzip das andere gefährlich überwuchert hatte, war es nötig, daß der demokratische Gedanke sich wieder mit Kraft geltend machte. Durch die englische und trotz aller Bluttaten auch durch die französische Revolution kam die große geschichtlich-sittliche Er-

rungenschaft zustande, daß das Mitbestimmungsrecht und die Mitverantwortlichkeit des gesamten Volkes, nicht nur seiner absolutistischen oder aristokratischen Spitze, in den großen nationalen Angelegenheiten dem möglichen Ziel der historischen Entwicklung einen Schritt näher gebracht wurde. Zwar war es natürlich, daß die im Prinzip durch die Revolution besiegten Mächte, nachdem die Beseitigung des auf die Revolution gegründeten napoleonischen politischen Systems gelungen war, in Gestalt einer allgemeinen Reaktion von neuem zur Herrschaft zu gelangen suchten, aber es konnte keine Rede davon sein, daß dieser Versuch mehr wurde, als eine politische Episode. Es konnte schon aus dem Grunde nicht anders sein, weil durch die Revolution in den Völkern selbständige nationale Ideale von außerordentlicher Stärke lebendig geworden waren und die hierdurch hervorgerufenen Bewegungen ihrer Natur nach auf die überkommenen und durch die Reaktion vorläufig wieder hergestellten politischen Formen des Lebens keine Rücksicht nahmen, ja zu ihrer eigenen Verwirklichung darauf ausgehen mußten, diese Formen zu zerstören.

Nachdem die von der französischen Revolution ausgegangenen Ereignisse durch den Sturz Napoleons und den Wiener Kongreß von 1815 zu einem vorläufigen Abschluß gekommen waren, zeigte sich alsbald, daß im Zentrum, im Westen und im Süden des europäischen Kontinents die revolutionären Wirkungen weit davon entfernt waren, unter der äußeren Decke der Reaktion sich zu beruhigen. In Frankreich, auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Italien, im Deutschen Bund, in Preußen und im österreichischen Kaiserstaat blieben bis zu dem allgemeinen Höhepunkt der Revolutionsbewegung im Jahre 1848 die Geister in fortdauernder und zunehmender Bewegung. Am tiefsten ging die Erschütterung aller Verhältnisse in Frankreich,

das im Laufe des Menschenalters nach Wiederherstellung des Bourbonenkönigtums nicht weniger als drei gewaltsame Verfassungsänderungen durchmachte. Bis durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 Napoleon III. das bonapartistische Erbe antrat.

Anders als auf dem Festlande war die Entwicklung Englands. Dieser Staat hatte Gewaltiges geleistet, um Europa vor der Verwirklichung der napoleonischen Herrschaft zu bewahren, und er erntete nun in ungemessener Fülle die Früchte seiner großartigen und unbeugsamen Politik. England verdankt seinen Aufstieg zwei Tatsachen, von denen es schwer ist, zu entscheiden, welche mehr zum Siege der englischen Politik beigetragen hat: der politischen Größe der leitenden Staatsmänner im Zeitalter Napoleons und dem Verderb der französischen Flotte durch die Revolution. Hätte Napoleon die Seemacht, die Frankreich noch beim Ausbruch der Revolution besaß, als Werkzeug seiner Politik benutzen und mit der spanischen gegen England vereinigen können, so ist gar nicht abzusehen, welchen Lauf die Ereignisse genommen hätten. Eine Niederlage Nelsons in der Schlacht am Kap Trafalgar hätte den Franzosen zunächst diejenige Überlegenheit zur See gegeben, die Napoleon gebrauchte, um nach England überzusetzen und den Frieden in London zu diktieren. Trotz der Selbstschwächung Frankreichs ist aber nie eine nationale Entwicklung, wie die Englands im 19. Jahrhundert war, von einer Nation besser verdient worden. Nirgends auf den Meeren gab es nach Trafalgar eine Flotte von Bedeutung neben der englischen. In allen fremden Erdteilen herrschten die englischen Handelsinteressen und der politische Einfluß Englands. Zwar hatte England den besten Teil seiner amerikanischen Kolonien, der sich im 19. Jahrhundert zu dem politischen und wirtschaftlichen Riesengebilde der Vereinigten Staaten entwickelte, politisch verloren, aber auch hier herrschte die englische Sprache,

und trotz der sehr starken Beimischung nichtenglischen, deutschen, irischen, romanischen, neuerdings auch slawischen Bluts in dem amerikanischen Volke, muß Amerika geistig und kulturell als ein angelsächsisches Gebilde angesehen werden. Darüber war die Entscheidung an jenem Tage von Quebeck, 1759, gefallen, als der englische General Wolfe die Franzosen unter Montcalm besiegte und Nordamerika für Frankreich verloren ging.

Die Bedeutung des endlichen Sieges der Engländer in ihrem fast zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Kampfe mit den seefahrenden Nationen auf dem europäischen Festlande, erst mit Holland und Spanien, dann vor allen Dingen mit Frankreich, schien für die Zukunft der Welt im englischen oder angelsächsischen Sinne um so bedeutungsvoller werden zu sollen, als gleichzeitig innerhalb des Gesamtverlaufes der Weltgeschichte ein neues Moment wirksam wurde. Seine Anfänge reichen um viele Jahrhunderte zurück, bis in die Zeit, da die Auseinandersetzung zwischen den geistigen Universalansprüchen der mittelalterlichen Kirche und dem selbständigen Forschungswillen der menschlichen Persönlichkeit innerhalb der germanisch-romanischen Welt begann. Erst jetzt aber wurde es deutlich, welch ein tiefer Einfluß auf den Geschichtsverlauf von hier ausgehen sollte: Wir meinen die zunehmende Beherrschung der Naturkräfte durch den Menschen und deren Folgen sowohl für die äußere Ausdehnung des Schauplatzes der zusammenhängenden Menschheitsgeschichte, als auch für die Erweiterung der Innenaufgaben im Leben der Völker. Die Unterscheidung zwischen den Vorgängen auf der einen und auf der anderen dieser Entwicklungslinien und die Erkenntnis ihrer Zusammenhänge und Wechselwirkungen bildet etwa vom Abschluß des Zeitalters der französischen Revolution an eine Hauptaufgabe für unser historisches Verständnis. Und wir gewahren zunächst, daß die neue Zeit die Angelsachsen zum eigentlichen Weltvolk machen zu wollen schien.

Von dem sogenannten Zeitalter der Entdeckungen an haben Indien, Amerika und die übrigen Kolonialländer jahrhundertelang in der geschichtlich-ökonomischen Wirklichkeit eine viel weniger bedeutende Rolle gespielt, als wir uns das heute meistens vorstellen. Zur Zeit der niederländisch-ostindischen Kompagnie z. B. war der Ostseehandel und zeitweilig sogar das Walfanggeschäft in den Gewässern bei Spitzbergen für Holland materiell wichtiger, als die Indienfahrt. Die Grundlage der portugiesischen Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft im 16. Jahrhundert, als so große Reichtümer nach Portugal zusammenflossen, wurde fast nur durch ein einziges Handelsobjekt gebildet, das heute in der Weltwirtschaft der Masse der übrigen Güter gegenüber eine verschwindende Rolle spielt: die Gewürze. Nach diesen Reizmitteln hatte ein Zeitalter, das die heutigen narkotischen und verwandten Anregungsmittel, wie Tabak, Kaffee usw. noch nicht kannte, einen starken Bedarf. Die Silberausbeute im spanischen Amerika hat zeitweilig eine Wirkung auf den Geldwert in Europa ausgeübt und die militärische Machtentfaltung Spaniens gefördert, aber wirklich entscheidende Veränderungen gingen von ihr weder auf die wirtschaftlichen noch auf die politischen Weltverhältnisse aus. Im 18. Jahrhundert stieg die Bedeutung der Kolonialwirtschaft. Sie gab in England und Frankreich dem Handel und dem Seewesen kräftige Impulse, aber sie kann im ganzen noch lange nicht mit der Gegenwart verglichen werden, weil erstens die Verkehrsmittel wenig leistungsfähig waren, zweitens der Bevölkerungs- und Kapitalsüberschuß Europas nicht groß war, drittens ein Bedarf der europäischen Länder nach überseeischen Produkten im Sinne der Existenzfrage, wie heute, noch nicht bestand.

Als aber das Zeitalter der Dampfmaschine, der Großindustrie und der Volkszunahme in Europa begann, änderten sich die Verhältnisse bald von Grund auf. Je weiter sich die

Technik der Arbeit und des Verkehrs entwickelte, je vollkommener durch die zunehmende Dienstbarmachung der Naturkräfte der Widerstand des Raumes überwunden wurde, desto schneller wuchs die Bedeutung der überseeischen Länder und gleichzeitig die Machtstellung Englands. England besaß überall Interessengebiete, beherrschte die überseeischen Märkte, schuf überall Ableger seines Volkstums, nahm die Schlüsselpunkte zu allen Meeren in seinen Besitz, war mit seiner Handels- und Kriegsmarine allen anderen Nationen zusammengenommen überlegen und baute sich so eine über alle Erdteile ausgebreitete Herrschaft auf. Die politische Entscheidung im Sinne der Ausbildung eines englischen Weltreichs schien für alle Zukunft durch den Sieg der englischen Politik über das napoleonische Frankreich gefallen zu sein. Kulturell, so mußte es ebenfalls scheinen, brachte die unvergleichliche Überlegenheit, mit der England allen anderen Nationen gegenüber den Anbruch des technischen Zeitalters in der Industrie, im Welthandel und im Weltverkehr, gedeckt durch seine Alleinherrschaft auf dem Meere, ausnutzen konnte, den Beginn seiner wachsenden und dauernden Vormacht.

Von der großartig genialen Arbeit des ersten Entschleierns der kosmischen Zusammenhänge und der Kräfte in der Natur war die Wendung zur praktischen Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Technik, während des knappen Jahrhunderts erfolgt, das zwischen dem Ende des astrologisch-alchimistischen Aberglaubens und den Anfängen der modernen Dampfmaschine liegt. Alles, was im gewöhnlichen Sinne zur modernen Zeit gehört, die gewaltige Zunahme der Menschenzahl und des Nahrungsspielraums bei den Kulturvölkern, die Überwindung von Raum und Zeit durch die Mittel des heutigen Verkehrs, die fortschreitende Nutzbarmachung der Naturgewalten, die Aufdeckung der noch unbekannt gebliebenen Erdstrecken und die Einbeziehung bisher abgeschlossener Völker in die Weltwirt-

schaft — das schien der Zukunft Englands viel mehr dienen zu sollen, als der irgendeines anderen Volks, denn England war bei weitem am besten imstande, die neuen Kräfte seiner ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklung nutzbar zu machen. Vor allem war es beinahe der alleinige Bringer der modernen Zivilisation zu den fremden Völkern und Rassen jenseits des Meeres.

Macht man sich klar, welch ein ungeheures Gewicht das gleichsam bestehende Sonderbündnis zwischen der überseeischen Machtstellung, der politischen Tüchtigkeit und der ganzen übrigen Entwicklung Englands auf der einen und seinem Vorsprung in der Technik auf der anderen Seite bedeutete, so kann man leicht geneigt sein, im Vergleich hierzu die übrigen Weltverhältnisse insgesamt als für die Zukunft weniger bedeutend anzusehen. Von den europäischen Mächten hatte außer England einzig Rußland durch die Folgewirkungen der Revolution zunächst noch keine starken inneren Erschütterungen erlitten. Auf seine unmittelbaren Nachbarn im Westen, Preußen und Österreich und indirekt auch noch auf die weiteren Verhältnisse des Erdteils besaß es einen starken Einfluß im reaktionären Sinne. Die russische Politik arbeitete an ihren Zielen im Orient und ließ Asien, wo sie sich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Konkurrent Englands ankündigte, nicht aus dem Auge. Ihre Absicht aber, die Türkei zu zertrümmern und das Erbe von Byzanz mit den moskowitischen und tatarischen zu vereinigen, wurde in dem Augenblick, als sie ihrem Ziele am nächsten zu sein schien, durch die türkisch-französisch-englische Koalition des Krimkrieges gehindert.

In Frankreich endete der Versuch, die bourbonische Dynastie nach der Beseitigung Napoleons I. wieder herzustellen, mit einem vollständigen Mißerfolg. Auch die jüngere Linie, das Haus Orleans, vermochte sich in der Person Ludwig Philipps gegenüber der anschwellenden Unzufriedenheit im Volke

keine zwei Jahrzehnte zu halten. Die revolutionäre Bewegung gewann jetzt einen stärker sozialen Charakter als die alte von 1789, denn die Anfänge der industriellen Epoche zeitigten bereits die kommunistischen, hier und da ans Anarchistische streifenden Ideen, in denen die unteren arbeitenden Klassen ein utopisches goldenes Zeitalter sich auszumalen bemüht waren. Von neuem drang der Gedanke der ersten Revolution durch, das Königtum überhaupt zu beseitigen und die Republik einzurichten. Die wahre Stimmung des französischen Volkes, das mit wachsender Begeisterung der glänzenden napoleonischen Epoche nachhing und ihren Druck vergessen hatte, offenbarte sich aber in der Wahl des bonapartistischen Prätendenten Ludwig Napoleon, des Neffen Napoleons I., zum Oberhaupt der französischen Nation. Napoleon III. war von vornherein überzeugt, sich nach den Erfahrungen der vorhergehenden Regierung in Frankreich nur halten zu können, wenn er den Ehrgeiz der französischen Nation nach außen hin befriedigte. Das gelang ihm zunächst durch den Krimkrieg, durch die siegreiche Zurückdrängung Österreichs in Italien — im Bunde mit dem sardinischen Königreich — und die damit zusammenhängende Erwerbung einer Art von moralischem Protektorat über das neue Königreich Italien in befriedigender Weise. Es war aber von vornherein wenig wahrscheinlich, daß die mächtige, auf das Ziel der politischen Einheit hin gerichtete Bewegung, die Italien bereits seit einem halben Jahrhundert in wachsender Stärke erfüllte, dauernd sich dem Ziele der politischen Führung Italiens durch Frankreich würde dienstbar machen lassen. Vor allem aber trat nach der Mitte des 19. Jahrhunderts immer klarer hervor, daß nicht die französischen, sondern die Entwicklung der deutschen Verhältnisse die Lösung der Frage nach der endgültigen politischen Gestaltung des festländischen Europa in sich trug.

Der Umsturz der Ordnungen des Heiligen Römischen Reichs

Deutscher Nation infolge der französischen Revolution und das gemeinsame Erleben der Fremdherrschaft und des Befreiungskampfes erzeugten unter den Deutschen eine neue Art von Einheitsgefühl, das über das frühere lose und unbestimmte Empfinden der nationalen Zusammengehörigkeit hinaus ausdrücklich nach einer festeren Form des politischen Zusammenschlusses verlangte. Da es auf der Hand lag, daß dieses Ideal nur dann erreicht werden konnte, wenn die stärkste deutsche Macht die Führung in die Hand bekam, so war die deutsche Einheitsidee von vornherein vor die Entscheidung gestellt, ob sie ihre Verwirklichung durch Preußen oder durch Österreich suchen wolle. Zugleich erhielt sie den Charakter einer nationalen Angelegenheit im Gegensatz zu den noch bestehenden, die nationale Einheit praktisch aufhebenden kleinen Souveränitäten. In dieser Beziehung ist sie durchaus eine Frucht der Revolution und eine folgerichtige Fortsetzung des revolutionär-nationalen gegenüber dem geschichtlich-legitimistischen Prinzip.

Die Lösung der Frage, die man nach den Freiheitskriegen durch einen deutschen Bund unter der gemeinsamen Führung Österreichs und Preußens zu finden versuchte, konnte von vornherein keine Dauer in sich haben. Der Weg zur Einheit Deutschlands lag klar vorgezeichnet: entweder österreichische oder preußische Vormacht, und in jedem von beiden Fällen eine starke Beschränkung der mittel- und kleinstaatlichen Souveränität. Der innere Unterschied zwischen den beiden Lösungen war der, daß Österreich auch in dem Fall, daß es aus Deutschland hinausgedrängt wurde, sobald es dabei nur genügend deutsche Elemente behielt, um Kulturmacht zu bleiben, immer noch mit seinen slawischen Ländern und mit Ungarn einen Großstaat für sich bildete. Seine geschichtliche Aufgabe ließ sich alsdann dahin bestimmen, durch die Zusammenfassung der kleineren Nationalitäten im Donaubecken einen Damm gegen das Vor-

dringen des slawischen Rußland bis an die Alpen und das Adriatische Meer, also gegen das russische Übergewicht in Europa überhaupt, darzustellen. Preußen dagegen als bloßer Gliedstaat eines deutschen Bundes unter der Vormacht Österreichs wäre politisch existenzunfähig gewesen, nachdem es auf dem Wiener Kongreß auf die Hälfte seines ursprünglich bedeutenden Anteils an den polnischen Teilungen endgültig Verzicht geleistet hatte.

Damals, 1815, war die Lösung der polnischen Frage so erfolgt, daß Rußland bei weitem den größten Teil des alten Königreichs Polen erhielt, Österreich und Preußen nur kleinere Stücke. Wäre der ganze polnische Erwerb der drei Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts bei Preußen geblieben, so hätte für die preußische Politik zweifellos eine Versuchung bestanden, sich auf die große östliche Ländermasse zurückzuziehen und dem Ziel der Führung Deutschlands zu entsagen. Diejenige Neubildung des preußischen Staats dagegen, die 1815 erfolgte und zwei bedeutende, ganz voneinander getrennte Gebiete schuf, ein östliches und ein westliches, während von den polnischen Ländern nur soviel bei Preußen blieb, daß der deutsche Charakter des Staats dabei sicher gewahrt blieb, stellte Preußen vor die Wahl, entweder die Führung von Deutschland zu übernehmen, oder als Großmacht abzudanken. Daß es fünfzig Jahre gedauert hat, bis Preußen die praktische Folgerung aus dieser Lage zog und den Entscheidungskampf mit Österreich aufnahm, war einerseits durch die Schwäche und Unklarheit der beiden königlichen Charaktere bedingt, Friedrich Wilhelms III. und IV., die während dieser Zeit an der Regierung waren; andererseits dadurch, daß auch im deutschen Geist der Verwirklichung der Einheitsidee erst eine gewisse Klärung und Auseinandersetzung über das Mögliche und Erstrebenswerte vorangehen mußte. Die große Wendung in der Gesamtheit der Weltverhältnisse kam dadurch, daß Preußen unter

König Wilhelm und Bismarck endlich seinen Beruf zur Lösung der deutschen Frage erkannte: da es anders nicht ging, mit Blut und Eisen. Entscheidend für das militärische Gelingen war die Durchführung der preußischen Armeereform vor dem Kriege mit Österreich. Hier offenbarte sich die große Bedeutung der legitimen Monarchie. Nur eine solche war imstande, den Konflikt mit der demokratisch-liberalen öffentlichen Meinung, die sich unfähig zeigte, den auf friedlichem Wege unlösbaren Zusammenhang der Dinge zu durchschauen, siegreich durchzuführen. Auch Napoleon wollte 1867 das preußische Beispiel befolgend die Armee verstärken, aber bei der Unsicherheit seiner Stellung mußte er vor dem Widerspruch der Kammer zurückweichen. Ebenso war es ein Beweis der Stärke Preußens und des Verständnisses Bismarcks für die deutsche Zukunft, daß er nicht nur mit klarem Wollen die Entscheidung gegenüber Österreich vorbereitete und herbeiführte, sondern auch die Zukunft des durch den Sieg gewonnenen Ergebnisses nicht durch eine Verletzung der Lebensbedingungen Österreichs im voraus in Gefahr brachte.

Als durch den Sieg Preußens und die Gründung des Norddeutschen Bundes, 1866, die Einigung Deutschlands in unmittelbare Sicht trat, verlangte die öffentliche Meinung in Frankreich Kompensationen. Napoleon mußte fürchten, wenn er den Franzosen diese Genugtuung nicht beschaffte, die Zukunft seiner Dynastie zu gefährden und ließ sich, halb gegen seinen eigentlichen Willen und gegen seine bessere Einsicht, durch jene Besorgnis zur Kriegserklärung an Preußen hinreißen — nachdem Bismarck in genialer Weise noch im letzten Augenblick das Spiel so gemischt hatte, daß der Rückzug für Frankreich unmöglich wurde. Der deutsch-französische Krieg war von dem Augenblick an notwendig, wo es deutlich wurde, daß Frankreich die Einigung Deutschlands nicht ertrug, ohne als Entschädigung für sich die „natürlichen Grenzen" der Revolutionszeit, d. h.

die Abtretung des deutschen linken Rheinufers, zu verlangen. Damit die Führerschaft in Deutschland zu erkaufen, hätte für Preußen, dessen Aufgabe nach 1866 von niemandem mehr bezweifelt werden konnte, nicht nur die politische, sondern auch die moralische Bankerotterklärung im voraus bedeutet. Auch der entschiedene Sieg der deutschen Waffen über die französischen war, abgesehen von den Imponderabilien des Genies und der ethischen Kräfte, nur das vorauszusehende Ergebnis des Unterschiedes in der militärischen Vorbereitung des Krieges auf beiden Seiten. Wer auch immer in Europa mit politischem Verstand urteilte, wußte schon, daß die Einigung Deutschlands kam, daß sie aber vorher noch die Auseinandersetzung mit Frankreich zu bestehen hatte. Was sich aber 1870/71 noch nicht in ähnlicher Weise voraussehen ließ, das war die außerordentliche Änderung nicht nur der europäischen, sondern auch der allgemeinen Weltverhältnisse durch die Entstehung des Deutschen Reichs. Um ihre Wirkungen ganz zu begreifen, müssen wir uns erinnern, erstens daß seit dem Anfang des Jahrhunderts eine doppelte Grundlinie durch die geschichtliche Gesamtentwicklung läuft, von der zunehmenden Vervollkommnung der Technik und von den gewaltsamen politischen Veränderungen des Revolutionszeitalters her, und zweitens daß es während des halben Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zur Einigung Deutschlands den Anschein hatte, als ob England durch seine Überlegenheit in Technik und Seefahrt alle Zukunft gehörte.

Das heutige Deutschland ist in seinen politischen Zuständen nach außen wie nach innen so gut wie alle übrigen Verhältnisse Europas eine Folgewirkung der Revolution. Dadurch aber, daß der Abschluß der von dort her entstandenen deutschen Einigungsbewegung in die Epoche des größten Aufschwungs fiel, den die naturwissenschaftlich begründete Technik bisher erlebt

hat, erhielten die materiellen und geistigen Kräfte, die durch die Einigung Deutschlands sich zusammenfanden, ein Betätigungsfeld von ungeheurer Weite. An die Stelle der alten, nur einen Teil Deutschlands darstellenden Halb-Großmacht Preußen, die politisch durch Österreich und die deutschen Kleinstaaten gedrückt war und wirtschaftlich im Zollverein auch nur Vorbereitungsarbeit auf die Zukunft leisten konnte, trat das Deutsche Reich. In ihm wirkten die gehobenen äußeren Kräfte und die Gewalt des innern Antriebs aus dem Erlebnis der Einigung so zusammen, daß die Wachstumsgeschwindigkeit des deutschen Lebens allen übrigen Nationen vorauszueilen begann.

Die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht wurde noch ein Menschenalter nach der Gründung des Reichs in ihren Anfängen so wenig erkannt, daß die englische Politik durch die Abtretung von Helgoland den von ihrem Standpunkt verhängnisvollen Fehler begehen konnte, das Aufkommen einer deutschen Seegewalt auf das stärkste zu begünstigen. Der Flottenbau Deutschlands auf Grund des Gesetzes von 1900 wird in geschichtlicher Zukunft vermutlich einmal als ein Vorgang von ähnlich großer Bedeutung beurteilt werden, wie Cromwells Navigationsakte, durch die Englands Vormacht zur See gegründet wurde, der wie der Flottenbau der Athener nach der Schlacht von Marathon. Wiederum sehen wir, daß die Epochen in der Geschichte zwar durch die Ereignisse vorbereitet, aber erst durch die Persönlichkeiten verwirklicht werden. Die preußische Armeereform, die erste und notwendigste Vorbedingung für den Aufstieg Deutschlands, konnte entgegen den Bestrebungen der Demokratie nur durch den überlegenen Willen und die überlegene Gewalt des in der Nation festgegründeten preußischen Königtums zur Durchführung gelangen. Als es die Flotte galt, um den Keim zur Weltmacht vor der Gefahr des Erstickwerdens durch fremde Übermacht zur See zu bewahren, bedurfte es nicht mehr des offenen Kon-

flikts, wie damals, als Bismarck an das Ruder des Staats gerufen wurde, aber doch der höchsten persönlichen Energie zur Erlangung der notwendigen Mittel und Maßnahmen; so wie einst Themistokles die Athener mit aller Gewalt seines Genius überzeugt hatte.

Sollten in Zukunft, wie es heute den Anschein hat, die Deutschen als Weltvolk neben den Angelsachsen stehen, so wird die Historie urteilen, daß die Erbauung der Flotte darüber entschieden hat. Wird Deutschland doch noch zurückgeworfen, so müssen die Würfel hierüber in einem ungeheuren Seekampfe fallen. Weltgeschichtlich oder — vom Standpunkt der Gegenwart aus gesprochen — weltpolitisch treten alle großen Fragen von heute hinter der einen zurück: ob die deutsch-englische Auseinandersetzung über die Anteilnahme jeder der beiden Nationen an der zukünftigen Gestaltung der Welt friedlich oder kriegerisch enden wird. Eine Generation zurück schien es noch, als ob die Beeinflussung und Umwandlung des größten Teils der außereuropäischen Welt im Sinne der abendländischen Kultur die vorherbestimmte Aufgabe der Angelsachsen sei. Heute stehen wir im Zeichen der Wendung: Aufgabe der Angelsachsen allein, oder Aufgabe der Angelsachsen und der Deutschen?

Unter den außereuropäischen Mächten schreibt man mit Recht den Vereinigten Staaten von Amerika eine besonders große Zukunft zu. Einstweilen aber erscheint Amerika weniger durch eigne Kraft, als durch den Gegensatz zwischen Deutschland und England stark. Sollte dieser Gegensatz in Zukunft aufhören, so wären die Amerikaner, da sie keine der Vereinigung der deutschen und englischen gewachsene Flotte und keine rechte Armee besitzen, im Falle eines Konflikts mit den europäischen Vormächten wehrlos. Noch nie hat sich ein großes Volk ohne Anspannung seiner moralischen Kräfte, allein durch die Ausnutzung der natürlichen Gunst seiner Wohnsitze auf

einer bedeutenden Entwicklungshöhe erhalten. Die Amerikaner haben die Kräfte des materiellen Erwerbslebens bewunderungswürdig ausgebildet und auf ihre wirtschaftlichen Großtaten ein ebenso bedeutendes Selbstgefühl gegründet, wie auf ihre demokratischen Staatseinrichtungen. Als sittliche Leistung oder als erworbenes Kultureigentum kann weder das eine noch das andere betrachtet werden, solange Wille und Befähigung, sich selber für die Verteidigung dieser Güter einzusetzen, nicht ernsthaft erprobt sind. Der Unabhängigkeitskrieg gegen England vor bald hundertfünfzig Jahren und die Unterwerfung des sklavenhaltenden Südens liegen zwar in dieser Richtung, aber das allgemeine Unverständnis der Nation in betreff der Dienstpflicht des einzelnen für das Gemeinwesen läßt die Rechnung der Amerikaner mit der Geschichte noch nicht als beglichen erscheinen. Bis heute ist auch keine große Eigenleistung Amerikas innerhalb derjenigen Gebiete vorhanden, auf denen die geistige Kulturentwicklung der Menschheit sich vollzieht. Erst ein ernsthafter Zusammenstoß mit den alten geschichtlichen Mächten würde zeigen, welche wirklichen Kräfte im amerikanischen Volke vorhanden sind.

Außer den Deutschen und den Angelsachsen gibt es heute nur noch eine Nation, bei der von einer historischen Zielstrebigkeit in großem Stil gesprochen werden kann. Das ist Rußland. Von der staatlichen Einigung unter Moskau bis auf die Gegenwart hat die russische Macht teils nach-, teils nebeneinander eine vierfache Aufgabe verfolgt. Die erste war die, durch fortgesetzte erobernde Ausdehnungen den Zugang zum Meere zu erreichen und die Ungunst der weit nach Osten gerückten Lage zu verbessern. Zum zweiten ist jederzeit im russischen Volksbewußtsein und in der russischen Politik der Gedanke des byzantinischen Erbes lebendig gewesen. Praktisch bedeutete das den Anspruch, irgendwie das alte Kaisertum von Konstantinopel durch Rußland wieder aufleben zu

lassen, Rußland die Vormacht auf der Balkanhalbinsel, womöglich auch in Kleinasien, zu sichern. Mit diesem Ziel verband sich wie von selber die dritte der großen russischen Ideen: die politische Führung der gesamten slawischen Welt an sich zu nehmen. Endlich viertens nahm der russische Gedanke immer entschiedener die Wendung nach Asien. Vollkommen deutlich offenbarte sich die Tendenz, nicht nur eine asiatische Großmacht, sondern die Macht in Asien schlechthin zu sein, in dem Programm der politischen Schul die in den letzten Jahren Alexanders III. und unter Nikolaus II. durch den sibirischen Bahnbau und andere noch weitertragende Projekte die russische Politik unter der Parole: Rußlands Hand über ganz Asien, in den fernen Osten drängte.

Jede einzelne dieser großen politischen Linien ist ganz oder teilweise in inneren Notwendigkeiten der russischen Entwicklung begründet. Das Verhängnis Rußlands ist dabei nur, daß aus dem Charakter des russischen Volks und aus den geschichtlichen Umständen, unter denen seit Peter dem Großen die Europäisierung vor sich ging, sehr große innere Hemmungen gegenüber den Zielen des russischen Lebens erwuchsen. Auf der einen Seite führten der ursprünglich niedrige Stand der Kultur in Rußland und die Notwendigkeit, rücksichtslos alle Kräfte des Staats zur Erreichung der vorgesetzten politischen Ziele zusammenzufassen, zur starken Ausbildung der absolutistischen Herrschergewalt. Auf der andern Seite fehlten der Nation in ihrem geistigen Leben sowohl die religiösen Stimmungsmächte und großen Kulturtraditionen der katholischen Welt, als auch die scharfe Herausbildung des staatlichen und des sozialen Gewissens bei den protestantischen Völkern. Die vorhergegangene Barbarisierung Rußlands infolge der langen asiatischen Fremdherrschaft, der weiten Entfernung von den geschichtlichen Entwicklungszentren des europäischen Lebens und der Trennung von der kirchlichen Kulturgemeinschaft des

Abendlandes war so stark, daß der russische Geist selber keine eigne Kulturentwicklung erzeugen konnte. Die Europäisierung hätte helfen können, wenn sie gleichzeitig die Volksschule und die Kirchenreform gebracht hätte. Statt dessen beschränkte sie sich darauf, den Staat in militärischer und technischer Beziehung mit den Mitteln zur Großmachtspolitik auszurüsten und die herrschenden Stände mehr oder weniger oberflächlich zu bilden. So mußte zwischen der Masse und der Oberschicht eine breite Kluft entstehen, und als trotz aller Absperrungsversuche die westlichen, von der französischen Revolution her beinflußten Freiheitsideen nach Rußland einzudringen begannen, führten die innere Zerrissenheit und der in bezug auf das politische Sittlichkeitsbewußtsein unentwickelte Stand des russischen Lebens immer gefährlichere Erschütterungen herbei.

Rußlands gegenwärtige Not ist, daß es die innere Einheit des Volksbewußtseins auf politischem, moralischem und kulturellem Gebiet nicht finden kann. Hierdurch wird das russische Volk früher oder später in eine Krisis hineingetrieben werden, über deren Ausgang niemand etwas vorhersagen kann. Auf jeden Fall aber verleihen der gewaltige territoriale Spielraum und die physische Kraft der Nation dem russischen Leben eine so starke Ausdehnungstendenz und vermutlich auch eine solche Fähigkeit, schließlich selbst die größten Krisen zu überstehen, daß man für die geschichtliche Zukunft überhaupt mit dem Fortleben des russischen Gedankens wird rechnen müssen.

Unter den romanischen Nationen Europas hat Spanien seine große geschichtliche Rolle ausgespielt. Über Frankreichs Zukunft zu urteilen, ist darum schwierig, weil gegenüber den bedeutenden Aktiven des französischen Lebens der physische Stillstand der Volksvermehrung schwer ins Gewicht fällt. Schon heute kann man darum sagen, daß es eine der deutschen, englischen oder russischen vergleichbare expansiv-französische Idee nicht mehr gibt. Auch die Italiener haben noch nicht

ihre letzte Probe vor der Geschichte bestanden, aber bei ihnen ist eine große innere Wachstumskraft lebendig, und diese wird um so stärker nach außen drängen, je geringer die Fähigkeit Frankreichs sich erweist, umfassende Überseegebiete dauernd mit Leistungen seiner nationalen Kraft zu erfüllen.

Für die Zukunft, die wir übersehen können, werden die Weiträumigkeit des Lebensspielraums und die elementare Ausdehnungskraft von innen heraus die ausschlaggebenden Faktoren in der Entwicklung der Völker bilden. Von einer gewissen Grenze an können, unter sonst vergleichbaren Verhältnissen, Unterschiede der Masse nicht mehr durch Unterschiede der Qualität ausgeglichen werden. Weil die Russen den größten Raum zur Verfügung haben und weil sie sich kräftig vermehren, so gehört ihnen, sobald sie, vielleicht erst in entfernterer Zukunft, ihre Entwicklungskrisis überwunden haben, eine starke Hoffnung. Bei den Angelsachsen werden die jetzigen großen kolonialen Siedlungsländer Englands sich ohne Zweifel einmal zu politisch selbständigen Gebilden ausgestalten und mächtige englisch redende Nationen in sich beherbergen. Einstweilen hat noch das kleinere England diesseits des Meeres den Vorteil davon, daß seinem Volkstum so enorme Möglichkeiten der Ausdehnung über See zur Verfügung stehen. Auch die romanische Rasse hat auf der andern Seite des Ozeans innerhalb der unbegrenzten Räume des südamerikanischen Kontinents noch eine Entwicklung nach der Seite des zahlenmäßigen Wachstums vor sich, die im Laufe einiger Menschenalter wahrscheinlich über das romanische Volksgebiet innerhalb Europas ebenso hinausgelangen wird, wie die Angelsachsen in Nordamerika über die in der Heimat. Sobald bei jenen überseeischen Menschenmassen, den gegenwärtigen wie den zukünftigen, auf irgendeine Weise aus Vermehrung, Wirtschaft und Persönlichkeit geschichtliches Leben sich entwickelt, werden von dort auch wesentliche Rückwirkungen auf

die alte Kulturwelt ausgehen, aber wir können heute nicht sagen, wie bald und in welcher Weise das der Fall sein wird.

Auch für Deutschland gilt der Satz, daß, seit die Mittel der modernen Naturbeherrschung die Erde erst eigentlich dem Menschen untertan gemacht haben, die Größe des Ausdehnungsspielraums über das Emporsteigen und das Erhaltenbleiben aller nationalen Macht entscheidet. Ob es den Deutschen gelingen wird, sich diesen Spielraum nach der einzig in Betracht kommenden Richtung hin zu schaffen, hängt hauptsächlich von vier politischen Faktoren ab: der Verständigung zwischen Deutschland und England, der politischen Entwicklung Österreich-Ungarns und der übrigen Staaten und Völker im Donaubecken, der Beseitigung der Ansprüche Rußlands auf die Führung in der slawischen Welt und dem zunehmenden Zurückbleiben Frankreichs.

Auf jeden Fall ist es deutlich, daß mit der zunehmenden Indienststellung der Naturkräfte zur Bewältigung der Widerstände, welche Zeit, Raum und die Trägheit der Masse der Betätigung des menschlichen Willens entgegenstellen, die Weltgeschichte immer mehr zur wirklichen Menschheitsgeschichte wird. Wir Heutigen fangen an zu erleben und die nächsten Geschlechter werden es noch viel stärker erleben, daß jetzt auch die vieltausendjährige Eigengeschichte der Völker, die bisher nur schwach mit der wirklichen Weltgeschichte in Verbindung gestanden haben, in den breiten Fluß der modernen, in der Tat den ganzen Erdball einheitlich umfassenden Entwicklung mündet. In dieser Entwicklung wird die größte Zukunft den Völkern gehören, die physische Daseinskraft, äußeren Ausdehnungsspielraum und Schärfe des sittlichen Bewußtseins, betätigt nach dem Grundgedanken der deutschen ethisch-sozialen Gesetzgebung, am lebendigsten bei sich zur Einheit gestalten.

Ende.

99

Paul Rohrbach
Der deutsche Gedanke
in der Welt

Paul Rohrbach zu verlegen, wird an sich stets eine Freude sein. Sein Buch vom „Deutschen Gedanken" aber verbreiten zu dürfen, ist wohl mehr als das: Scheint es doch, daß dies Buch eines der wenigen werden wird, die die Gesamthaltung eines Volkes, einer Generation wesentlich mit beeinflussen. Man hat diese Schrift „ein großes Kulturbekenntnis des Deutschtums" genannt, oder auch das Buch, „das den Deutschen lehren kann, weltpolitisch zu denken". Und wenn ein Hamburger Theologe, der mit seinen Worten vorsichtig zu sein pflegt, von diesem Buche schrieb: „Jeder Deutsche muß es gelesen haben", so wertet sich dieser Satz anders als die übliche Phrase vom Buche, „das jeder gelesen haben sollte".

Fesselnd und überzeugend für den, der vor allem an Voraussetzung und Wirkung einer deutschen Kultur Anteil nimmt, ist das Buch nicht minder wertvoll für den, der — politisch oder wirtschaftspolitisch — zunächst an den äußeren Grundlagen des deutschen Gedankens interessiert ist.

Mit jenen politischen Flugschriften, die heute beachtet und morgen vergessen sind, hat das Werk nichts gemein. Ein herber Tatsachensinn geht hindurch: Ist doch Rohrbach einer der wenigen Deutschen, die sich draußen wirklich umgesehen und eine intime Weltkenntnis erworben haben. „Jedesmal" — schreibt der ‚Ostasiatische Lloyd'

— „jedesmal packt Rohrbach, das wissen seine Zuhörer in Ostasien aus verflossenen Jahren, aber noch nie hat er so mit seinem Herzblut geschrieben." Daß auch gebildete Frauen das Buch zu lesen hätten, soll nicht unerwähnt bleiben.

Schließlich sei **aus allen fünf Erdteilen** je ein kurzes Urteil über das Buch hier angefügt:

Europa: „Rohrbachs neues Buch, das eine Fülle von Stoff und anregenden Gedanken auf einen engen Raum zusammenpreßt, ruht auf einer gesunden Mischung von nationalem, gerechtem und freiheitlichem Geiste, von starkem Idealismus und realpolitischer Einsicht." (Nationalzeitung in Berlin)

Asien: „Die Perspektive, die Rohrbach eröffnet, ist darum so überwältigend, weil es hier ein einzelner Mensch verstanden hat, die tausendfachen und so unendlich verschiedenen Stimmen seines Volkes zu vernehmen, ihr Wichtigstes herauszuhören und zu gewaltiger Sprache zu vereinen." (Yokohama: Deutsche Japanzeitung)

Afrika: „Weil er die Geschichte der Völker kennt, weil er die Fülle des gegenwärtigen Lebens mit scharf blickenden Augen überschaut, weil er den Reichtum deutscher Geisteskultur in seiner eigenen Seele hat, darum ist Rohrbach ein Führer. Wenn unter den „Blauen Büchern" die Carlyle-Auswahl „Arbeiten und nicht verzweifeln" hundertfünfzigtausend Leser gefunden hat, so verdient dies deutsche Buch, das die Losung „Arbeiten und nicht verzweifeln" für die Weltaufgabe der deutschen Kultur in unser Herz rufen will, wahrlich nicht weniger Leser." (Swakopmund: Gemeindeblatt für S. W.)

Amerika: „Meisterhaft beherrscht der Verfasser seinen Stoff: geschichtlich, kulturwissenschaftlich, politisch. Eine Menge Wissens ist in dem Buch zusammengefaßt und scharf sind die Schlüsse gezogen." (Baltimore: Deutscher Korrespondent)

Australien: Ein Werk, welches durch seinen von weitgehender Kenntnis getragenen Inhalt und die klare Behandlung einer der brennendsten Fragen der Gegenwart Anspruch auf weiteste Verbreitung hat. Eine reiche Quelle weltpolitischer Belehrung. (Queensländer Herold)

Aus den „Blauen Büchern" * Mai 1914: 75. Tausend

Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Friedrich Naumann

Das Blaue Buch

von Vaterland und Freiheit

Dieser Auswahlband faßt das Wesentlichste von dem was Friedrich Naumann seit 20 Jahren über politische, wirtschaftliche und menschliche Dinge geschrieben hat zu einem einzigen Werke zusammen: Zu einem Werke, das selbst die Gegner mit dem Bewußtsein lesen werden, daß die markanteste Persönlichkeit des nachbismarckischen Deutschland spricht.

Rudolf Sohm hat einmal von Friedrich Naumann gesagt, er habe „mit weit vernehmbaren Hammerschlägen neue Thesen an das Tor des Deutschen Reiches geschlagen". Es wird schwer sein Schöneres und Wahreres über ihn zu sagen und es darf ausgesprochen werden, daß es ein nicht geringer Teil des Kerns der Nation und ihrer Zukunft ist, der Naumann als seinen Repräsentanten empfindet.

Dieſes Buch aber hofft, weit herum zu kommen in deutſchen Landen und alle die zu erreichen und zu erfreuen, von denen Naumann einmal ſagt: „Es gibt ein neudeutſches Volk, das ſeine Zukunft erſt noch vor ſich ſieht. In allerlei Schichten und Berufen leben Männer und Frauen, die ſich dem neuen Zeitalter nicht im Trauergewand nahen, ſondern einen Glauben haben an die Vernunft, die auch in den wirtſchaftlichen Dingen iſt, ſobald nur die Menſchen vernünftig ſein und handeln wollen. Dieſe Menſchen, die ſich nicht bangemachen laſſen, weder vor ausländiſcher Konkurrenz noch vor neuen Arbeitsmethoden, weder vor Kartellen noch vor Gewerkſchaften, dieſe ſind es, die den beſten Beſtandteil der Nation ausmachen, weil ſie nichts anderes wollen als der immer vorwärtsſchreitenden Geſchichte ſelber mit ihrem kleinen Können zu dienen. Es ſind die Menſchen, deren Seelen leuchten, weil ſie die Welt um ſich herum neu werden ſehen. Zwiſchen ihnen allen beſteht eine Harmonie des Wollens an ſich, ſelbſt wenn ſie ſich um ihrer Programme willen zeitweilig zu zerreißen drohen. . . .“

Neuigkeit der „Blauen Bücher“: 1.—50. Tauſ.
Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

Deutsche Burgen und feste Schlösser

112 große Bildseiten

Von den schweren Ziegelbauten des Niederrheins bis zu den äußersten Vorposten deutscher Kämpfe im heutigen Rußland und in Siebenbürgen — vom stillen Glücksburg im Norden bis zur trotzigen Trostburg im südlichsten Tirol sind die deutschen Länder mit den wehrhaften Bauten der vergangenen Geschlechter in immer neuer Eigenart übersät.

Diese Überfülle verdichtet sich, auf den engen Raum eines einzigen Buches zusammengepreßt, zu einem überwältigenden Eindruck im Sinne jenes Satzes, daß „ein Volk wie das deutsche, das vielleicht einer großen, gewiß aber einer schweren Zukunft entgegengehe, allen Anlaß habe, sich mit seiner Vergangenheit zu verbünden"...

Aus einer Besprechung: „Wer das Buch in einer stillen Abendstunde vornimmt, wenn Tageslicht und Lärm erloschen, der wird von dem Eindruck gebannt sein. Ein von Heimatliebe beseeltes Begleitwort führt über zu der Fülle künstlerischer Photographien, die wie eine köstliche Bernsteinkette gereiht, das ganze deutsche Land von den hochragenden Ordensschlössern der Meeresgestade bis zu den trutzig-verwegenen Wehrbauten der Alpenkette um-

fassen. Welche überwältigende Sprache reden da deutsche Baukunst und deutsche Geschichte! Sinnend gleiten unsere Augen von der Meersburg, deren Türme schwermütig aus den Schatten tiefer Gassen an die Sonne steigen, über die wie auf der Lauer liegenden Felsensitze der Schweizer Landvögte zu dem Berge, der wie einen Psalm die Feste Hohensalzburg in die Abendglut hält. Unser inneres Ohr erlauscht aus dem Wehen des Wartburgwaldes Tannhäusers irrende Klage und das Hornecho prunkender Kaiserfahrten, das verloren um die Burgen des Lahngaues klingt. Das sind unvergängliche Werte jener Zeit, daß sie alle diese stolzen Bauten bodenständig schuf, und doch mit starkem künstlerischem Willen, daß sie für den Zweck geadelt als etwas ganz Selbstverständliches in die deutsche Landschaft wuchsen. Darum wird sich die lebendige Kraft, die aus ihnen strömt, unzertrennlich mit dem immergrünen Kranz der Vorstellungen und Erinnerungen schmücken, und alle Sinne des Schauenden fesseln. Ergriffen und dankbar schließen wir das Buch, das in seinem engen Rahmen einen kostbaren Schatz umfaßt, der das deutsche Volk, dem er anvertraut, reich macht vor allen Völkern der Erde."

Aschaffenburger Zeitung.

Das Buch enthält 112 große Bildseiten nach heutigen photographischen Aufnahmen, außerdem eine Reihe kleinerer und größerer Reproduktionen nach alten Kupferstichen nebst kurzer Einleitung von Professor Wilhelm Pinder.

Neuigkeit der „Blauen Bücher": 1.—60. Tauf.
Vornehm kartoniert: Eine Mark 80 Pfg.

BINDING LIST MAY 15 1945

HMod 434026
R7394g Rohrbach, Paul
Die Geschichte der Menschheit.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET